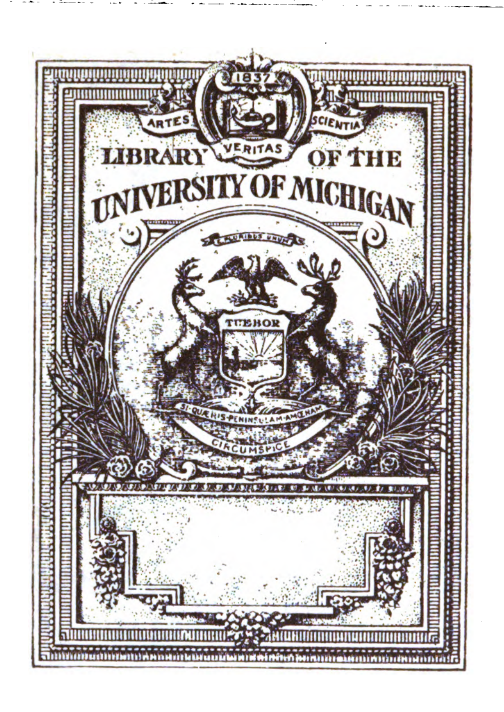


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE

Allgemeine
Erdkunde
für
denkende und gebildete Leser,
oder
Beschreibung aller Länder
der
fünf Welttheile,
ihrer
Lage, ihres Klimas, ihrer Naturprodukte, Landeskultur, merkwürdigsten Städte, schönsten Gegenden, interessantesten Kunstwerke, Ruinen und Denkmähler, dann ihrer Einwohner, deren Lebensart, Kleidung, Handel, Künste, Wissenschaften, Religion und Staatsverfassung.

Von
J. B. Schütz.

Achter Band.

Mit vier Kupfern und einer Karte.

Wien, 1808.
Im Verlage bey Anton Doll.

II.

Westindien.

Skizzirte Uebersicht.

Ein Reisender, der im stürmischen Dezember Europens Küsten verläßt, und nach einer kaum monathlichen Fahrt sich unter dem schönsten Himmel durch diese zahlreiche Inselgruppen von der üppigsten Vegetation eingeschlossen findet, muß sich gleichsam bezaubert fühlen.

Freylich bereitete ihn die Reise selbst schon zu einer neuen Schöpfung vor. Statt jener Schaaren von Zugvögeln, welche kurz vor seiner Abfahrt den Winter seines Vaterlandes flohen, sieht er jetzt plötzlich die Bewohner des Meeres geflügelt sich in grossen Zügen aus der Tiefe erheben, oft fallen einige auf das Schiff selbst herab; viele werden den Seevögeln zur Beute, der größern Zahl aber, denen das Trockenwerden der Brustflossen die Kraft

zum weiteren Fluge benimmt, lauern die Dorade, der Bonite, und andere Raubfische bey ihrer Rückkehr zur Heimath mit offenem Rachen auf. Bald zeigen sich Naturphänomene anderer Art. Die Elektricität bildet ungeheure Wassersäulen (Wasserhosen). Theils hangen sie trompetenförmig mit einer sehr breiten Grundfläche vom Himmel zum Meere herab, und reissen alles, was sich ihnen nähert, wirbelnd gegen die Wolke; theils steigen sie wie Säulen vom Meere auf in die Luft. Voll Besorgniß, gegen den Himmel geschleudert zu werden, richtet der Seemann sein Geschütz gegen das furchtbare Meteor, um es zu vernichten; aber hier macht ihm bald ein unerwarteter Blitz das Ende, dort stürzt es mit einem mächtigen Regengusse unschädlich neben dem Schiffe in die Fluth.

Beym weitern Fortrücken nähert sich der Seemann dem mächtigen Golfstrom an Florida's Küsten. Von dort aus streckt dieser bey einer Breite von ein paar Seemeilen seinen ungeheuern Bogen von mehr als 400 Meilen nördlich bis zum 40sten Grad gegen Europa hin, und täuscht die Rechnung des Schiffers. Er mindert die Fahrt oft um 15 deutsche Meilen in einem Tage. Nur der besser unterrichtete Seekapitän versteht den Strom mit dem Thermometer in der Hand, zu entdecken und zu vermeiden; denn selbst seine Grenzen zeigen sich schon um mehrere Grade wärmer, als die übrige Fluth.

So mannichfaltig in Bewunderung gesetzt, nähert sich endlich der Reisende den zahlreichen Bahama-Inseln (Lukaien). Der erste Eindruck ihres reizenden Anblicks war es, der Columbs Reisegefährten zwang, den seltnen Mann, welchen sie kurz vorher als einen verhaßten Betrüger ins Meer zu werfen drohten, plötzlich als ein überirdisches Wesen anbetend zu verehren. Er selbst fühlte sich von der Schönheit der neuen Welt ganz durchdrungen, und nannte beym weitern Vordringen die zahllosen Inseln, welche das von ihm vermeinte feste Land von Cuba einschließen: Die Gärten des Königs und die Gärten der Königin.

Aber so wie jene der Hesperiden, werden auch diese von Ungeheuern unablässig bewacht. Sie sind umgeben von einem Labyrinth von Klippen, Untiefen, Korallen-Riffen und Felsen. Hat man diese besiegt, so eilt man zu unaussprechlichen Genuß. Die hohen Gebirgsrücken der grossen Antillen gewähren einen erhabenen Anblick. Die schönsten Waldungen bedecken sie, ihren Fuß schmückt die Palme und der majestätische Ceiba. „Nein, sagte Columb in einem Briefe an seine Beschützer Ferdinand und Isabellen von Spanien, meine Feder ist zu schwach, Ew. Hoheit ein Bild von der Trefflichkeit dieser Länder zu geben. Die Schönheit der Flüsse, die Klarheit der Gewässer, das herrliche Grün der von ihnen bewässerten Wiesen, die Menge und Majestät der sie beschattenden Bäume, das Farbenspiel

der Vögel, welche sie bewohnen, dies zusammen genommen übertrifft Alles, was mir bis jetzt vorgekommen ist, so sehr, daß mir durchaus Worte mangeln, hievon eine Beschreibung zu machen, die nur von weitem sich der Wahrheit näherte."

Wie viel grösser und mahlerischer wird aber nicht dieser Anblick, wenn man sein Auge zugleich auf jene zahlreichen Kays richtet, die, obgleich nur Kalkfelsen, dennoch mit der schönsten Vegetation einzeln über dem Wasser hervorragen.

Zwischen den vielen kleinen Inseln, die ihren Nahmen nach den eilftausend Jungfrauen führen, (Virgin Islands) schwimmt man, dem Labat zufolge, wie durch eine grosse Wiese, von den schönsten Bächen und Gebüschen durchschnitten. Den genauern Beobachter erwartet indeß noch ein weit merkwürdigerer Genuß. Ihm zeigen sich Szenen, die er vergeblich auf der übrigen weiten Erde suchen würde.

Nicht genug, an den über dem Wasser liegenden Gärten entdeckt sein gegen die Fluthen gerichtetes Auge unter dem Meere liegende Gärten von höchstem Interesse. „Zwischen den eng zusammen liegenden, und nächst um die grössern Eylande herum, sagt Schöpf als Augenzeuge, finden sich unterirdische Gärten. Das Wasser ist hier bis auf den Boden bey mehr als 60 Fuß von der reinsten Klarheit. Das Boot schwimmt auf einer krystallenen

Flüssigkeit, in welcher es, wie in der Luft zu hangen scheint. Wer hieran nicht gewöhnt ist, dem schwindelt leicht bey diesem Anblicke. Auf dem reinsten Sande sieht man unter sich tausenderley Gewürme, Seeigel, Seesterne, Seeschnecken, und vielartige Fische von so schönen Farben, die man bey diesen Thieren in Europa kaum denkbar findet. Das brennendste Roth, das reinste Blau, Grün und Gelb spielt hier neben einander. Man schwebt über ganze Waldungen von herrlichen Seepflanzen, von Gorgonien, Korallen, Alcyonen, Flabellen, und mancherley Schwammgewächsen hinweg, die durch vielerley Farben das Auge nicht minder ergötzen, als die schönste Vegetation irgend eines der blumenreichsten Gefilde über der Erde. Das Auge täuscht sich in Beurtheilung der Tiefe. Man glaubt mit der Hand Pflanzen pflücken zu können, welche bey genauer Untersuchung mit einem Ruder von 10 Fuß Länge kaum zu erreichen sind."

So liegen in grossen Gruppen, in deutlich von einander abgesönderten Haufen, die vielen hundert Inseln da, welche die Engländer und wir mit ihnen unter dem allgemeinen Namen des westlichen Indiens bezeichnen, und die überhaupt die Bahama-Inseln, ferner die Jungfern-Inseln, die grossen und die kleinen Antillen, und die karaibischen Eylande begreifen. Bisweilen werden auch die bermudischen Inseln (S. den I. Band) dazu gerechnet.

Lage. Natürliche Beschaffenheit. Klima.

Innerhalb des 23. und 10. Grades südlicher Breite eingeschlossen, stehen fast alle Inseln unter dem Gebiete der heissen Zone. Das sie umgebende Meer mindert indeß die Macht des lothrechten Strahls. Der Morgenwind, welchen der Gang der Sonne selbst unter der heissen Zone hervorbringt, wird eben von dieser grossen Wassermasse gekühlt. Grössere Erfrischung über die Inseln ergiessen aber die Seewinde. Wenn daher das Thermometer am Senegal bis zu der enormen Hitze von 116 Graden hinaufgetrieben ist, in welcher der Sand die Eyer siedet, und dem Neger die Fußsohle aufreißt, so steigt das Quecksilber auf unsern Inseln selten über 85 Grad. Westindien hat übrigens, gleich den übrigen Ländern der heissen Zone, nur zwey Jahrszeiten. Wenn die Sonne über den Scheitel der Antillen tritt, also im Sommer unserer gemeinschaftlichen nördlichen Hemisphäre, so zieht ihr heftiger Strahl eine so erstaunliche Wassermasse aus dem Meere und den Sümpfen dunstförmig in die Höhe, daß diese sich sofort in Tropfen vereinigen, und in ununterbrochenem Regen herabströmen. Diese Jahrszeit, vom April bis zum November (die nasse Jahrszeit) nennt man dort den Winter; denn diese höchst ungesunde Feuchtigkeit ist erkältend, und erzeugt vielartige Krankheiten. Dennoch treiben aber alle Pflanzen darin, die Vegetation geht wie bey uns ihren gro-

ßen Gang; und die trefflichsten Blüthen erfüllen die Luft mit balsamischen Gerüchen. Auch die Thiere fühlen diesen Trieb zum Vergnügen und Vermehren. Sie kommen von den Gebirgen herab. Die Schalfische ändern ihre Schalen; das Gewürm bekömmt eine neue Haut; die Fische, welche wegen Trockniß zum Meere eilten, treten wieder in die Flüsse zurück. Steigt aber (zur Zeit unsers Winters) die Sonne zum Wendekreise des Steinbocks hinab, dann vermag ihre zwar stets ansehnliche aber dennoch verminderte Stärke nur eine reine Hitze hervorzubringen, das Land wird trocken, und die Luft wird heiter.

Dieß ist jedoch nur im Allgemeinen die Meteorologie von Westindien. Im Detail biethen sich eben so heilsame als mahlerische Abwechslungen dar, die oftmals durch die Verschiedenheit des Lokals noch merkwürdiger werden.

Der May, obgleich schon der Anfang der nassen Jahrszeit, hält dennoch in seiner letzten Hälfte ziemlich trockenes Wetter. Sodann zeigt sich die ganze Herrlichkeit des tropischen Sommers. Die gesammte Natur entfaltet ihre jugendliche Schönheit. Keine Wolke trübt den Himmel, und ehe die Seewinde die Luft kühlen, ist freylich der Strahl oftmals angreifend; aber die neue Vegetation prangt im herrlichsten Gewande, und die zuvor traurigen Savannen schmückt nun ein sammtartiges Grün. Alsdann sind die Nächte von unbeschreiblicher Schön-

heit. Die helle und ruhige Klarheit des Himmels und der Luft theilt sich der Seele mit. Der Mond leuchtet weit stärker als bey uns; schon bey seinen Vierteln liest man sogar kleine Schrift, seinen Lichtmangel im Neumond ersetzt der Glanz der Milchstrasse. Die Venus strahlt hier wie ein zweyter Mond; Bäume und andere Gegenstände werfen bey ihrem Glanz einen deutlichen Schatten.

Aber eben diese Nächte sind dennoch empfindlich kalt, und die durch die Tageshitze weit geöffneten Poren werden gezwungen, sich plötzlich zu verschließen. Diese Kälte bringt die in ungeheurer Menge in der Luft schwimmenden Wasserdünste näher zusammen. Sie fallen dann reichlich in Gestalt des Reifes herab; auch durchdringet diese fein aufgelösete Feuchtigkeit alle Körper mit bewundernswürdiger Thätigkeit. Daher vergießt auch der kürzlich hier angekommene Europäer vielen Schweiß, der ihn aber nicht sehr ermattet.

Die gebirgigten inneren Gegenden der grossen Antillen erleuchtet noch ein Sternheer von anderer Natur. Grosse Schaaren Feuerfliegen von zweyerley Art, die grösseren, die Cadelarien, lassen ihr Licht aus sphärischen Erhabenheiten an den Seiten des Kopfes herausströmen, die kleineren hingegen aus den Seitenöffnungen der Respiration.

In der Mitte des Augusts wird die Hitze drückend; sie treibt das Quecksilber über 90° und die erquickenden Seewinde schwinden hinweg. Dieß sind die Vorzeichen des Herbstes. Wolken steigen empor, ziehen sich zusammen und thürmen sich in ungeheure Massen auf. Die Gipfel der Berge zeigen einen bläulichten Schein und erscheinen dem Auge näher als gewöhnlich. Endlich verbirgt jene stets wachsende Dunstmasse auch das höhere Gebirge und kündigt jeden seiner weiten Schritte durch dumpfrollenden Donner an. Sie hallen in dem Gebirge wieder, und selbst das Meer gibt sie mit lautem Echo zurück. Die ganze Grösse der furchtbar-schönen Natur zeigt sich aber Nachts in den tausendfach kreuzenden Wetterstrahlen.

Nun entladen sich jene Wasserbehälter in monathlangen Strömen. Mehr als 63 Zoll hohes Gewässer stürzen sie auf das Land herab; ja, auf Barbados rechnet man sogar 80 Zoll hohes Regenwasser. Wie weise paßt indeß eine so erstaunliche Quantität für dieses Klima! Diese Wassermasse, fast das dreyfache von der, welche jährlich im Durchschnitte auf Europa herabfällt, würde unsern Erdtheil ersäufen; hier aber, woselbst die Ausdünstung durch die Hitze unermeßlich ist, wo die steten und die periodischen Winde schnell Alles austrocknen, hier versiegten ohne sie alle Quellen und Teiche; Thiere und Pflanzen, die ganze organisirte Natur würde verschmachten.

In dieser Jahrszeit äussern sich dann aber auch jene schrecklichen Phänomen, wodurch dort die so heftig bearbeitete Atmosphäre Alles auf das wohlthätigste wiederum in das nothwendige Gleichgewicht stellt, nähmlich die Orkane. Sie wüthen am häufigsten in den drey eigentlichen Sommermonathen und werden nur zu oft mit Erdbeben begleitet. Indeß reinigen sie mit andern weniger bedeutenden Stürmen die Luft und erhalten die Gesundheit der Atmosphäre.

Naturprodukte.

Aus dieser klimatischen Beschaffenheit erwächst die erstaunliche Produktionskraft für alle organische Wesen der milden und heissen Zone, welche Westindien für uns so vorzüglich interessant macht. Reichthum der Arten findet sich hier mit Nutzbarkeit und Schönheit gepaart; und dieser Reichthum bestimmte die Behandlung des ganzen Welttheiles. Produkte und der Handel, der mit ihnen getrieben wird, gaben Westindien seine gegenwärtige Gestalt, und setzten seine Verhältnisse zur übrigen Welt fest. Dieß und der Umstand, daß wir über viele von solchen Produkten, die uns schon aufstiessen, vorüberschlüpften und gleichsam bis hieher das nähere Detail versparten, mögen als Ursachen der Umständlichkeit beyder Rubriken betrachtet werden.

In diesem Lande der Fülle und der Macht der Plastik war es dem mit dem Klima selbst wuchernden Menschen nicht schwer, die Produkte des Orients und Occidents zu vereinigen. Pflanzen, Thiere und Menschen führte der europäische Spekulationsgeist aus der alten Welt nach Westindien hinüber. Er vermischte den Europäer mit dem Neger und diesen ebenfalls mit dem Amerikaner; er pfropfte die Menschen für seinen Gewinn ineinander, bildete hiedurch sogar neue Menschenraçen und opferte alle diese von ihm der Natur gleichsam abgezwungenen Racen seiner niedrigen Gewinnsucht.

Die Grasart, welche uns den Zucker liefert (Gramina Triandria, Saccharum (officinarum) floribus poniculatis Lin.) gehört zu der Gattung mit langer, ausser der Krone li...nder Wolle und einer zwispelzigen Krone und unterscheidet sich durch ihre rispenförmige Blüthen und flache Blätter. Vom gewöhnlichen Schilfe, welchem sie dem Aeusseren nach ähnlich ist, zeichnet sie sich besonders dadurch aus, daß die Blüthenwolle sich auswendig auf ihr befindet, auch daß ihre Haut nie sehr hart ist, wie bey ersterm und daß sie endlich mit dem kostbaren süssen Safte ihres Markes sehr reichlich angefüllt ist. Die Wurzel des Zuckerrohrs ist dick und knotig und breitet sich gerne nach allen Richtungen aus. Die Blätter sind lang und schmahl, dabey sehr fein gezahnt, haben in der Mitte nur eine Rippe oder Sehne. Bey guten Röhren finden sich an

der Spitze nur 6 bis 8 Blätter. Der gerade aufrechttreibende Stamm des Rohrs hat mehrere Anschüsse oder Ansätze. Sie stehen 4 — 6, auch mehrere Zoll weit auseinander, und treiben gewöhnlich seitwärts aus den Augen Blüthen. Diese fallen indeß bald ab, die Hauptblüthe bildet sich oben auf einem eigenen Schaft, oftmahls der Top genannt. Die Grösse und Stärke des Rohrs ist verschieden. Sechs bis zwölf Fuß ist nicht ungewöhnlich; doch giebt es zuweilen Stämme von zwanzig Fuß Länge, welche eben so viel Pfunde wägen. Labat sah sogar eines von 24 Pfund. Das reife Rohr ist von gelblicher Farbe, das Mark muß grau seyn, ja etwas ins Bräunliche fallen, und einen klebrigten Saft enthalten.

Gegenwärtig ist Westindien der Hauptsitz der Kultur des Zuckers. Sein Anbau geschieht auf folgende Weise: Nachdem das für den Zucker bestimmte Land von allem Gesträuche und sonstigen Pflanzen auf das fleißigste gereinigt ist, theilt man es in Quadratfelder, jedes von etwa 100 Schritten, auch mehr; diese Felder werden sodann wieder in kleinere Quadrate getheilt. Zwischen den grössern Feldern läßt man Platz für Karren, die kleinern haben nur enge Zwischenräume. Das Pflanzen geschieht durch 15 Zoll lange Schnittlinge des Rohres, welche jeder 6 bis 8, auch mehr Augen haben. Die Sklaven höhlen mit ihren Hacken reihenweise Löcher aus, welche unten 15 Zoll, obenauf

aber 2½ Fuß Weite bis 6 Zoll Tiefe halten. Hierinn legen sie der Länge nach neben einander zwey solcher Schnittlinge, so daß die Augen nach oben gekehrt stehen, und bedecken sie mit etwas mehr als 2 Zoll Erde. Hat man die Schnittlinge von dem Top genommen, so läßt man sie ein paar Zoll aus der Erde hervorziehen.

Ein dem Zuckerrohr angemessenes Erdreich muß, wenn gleich leicht und locker, dennoch nicht mager seyn, und dabey nicht zu naß. Auf den englischen Kolonieen düngt man das Land bald mit Asche, bald mit den modernden Blättern des Zuckerrohrs selbst, bald mit den Hefen bey den Destillirhäusern, mit Zusetzung von Kalk. Besonders wirksam ist der Dünger aus den Pferchen des Hornviehes, der Maulesel und Pferde. Die beste Zeit zum Pflanzen des Rohrs ist die Regenzeit; alsdann ist die Erde schon durchgeweicht, und die Knospen treiben sodann schon nach 8 Tagen. Nach 14 Tagen zeigen sich schon die jungen Pflanzen, und sodann muß man ihnen etwas mehr von der beym Löchern (Auswerfen) weggenommenen Erde geben, und auf das Reinigen und Jäten ganz besonders achtsam seyn. Auch muß man alle Arten von Vieh, vorzüglich die Schweine von dem Rohr entfernen. Die Ratten und Blattläuse, auch die Bohrer (eine kleine Raupenart) sind gefährliche Feinde des Zuckers, und die Zucker-Ameise verwüstet oft ganze Plantagen. Indeß nach Verlauf von 4 bis 5 Mo-

nuten ebnet man die gesammte Masse der aufgewor-
fenen Erde an die Pflanzen. Man reinigt die Fel-
der stets sorgfältig, und nach 12 Monaten blühet;
nach 14 — 18 Monaten aber reift das Zuckerrohr.
Nun wird die Pflanzung von Neuem ausgejätet,
und das reife gelbe Rohr mit starken krummen Gar-
tenmessern geschnitten. Die Neger schneiden den
obersten Schuß zuerst hinweg, und fällen sodann die
Pflanzen unten am Fuße, wo möglich mit einem
einzigen Schnitte, weil bey mehreren Schnitten die
Hitze in das Rohr dringt und den Saft verzehrt.
Das Rohr wird in grosse Bündel zusammengebun-
den und in die Zuckermühle geführt. Mit den Blät-
tern deckt man die Negerhütten, und der oberste
Schuß, der Top, dient den Pferden und Eseln zu
einem sehr nährenden Futter.

Die Hauptsache der Zuckermühlen besteht in
drey mit Eisen, zwey Zoll dick beschlagenen Cylin-
dern, welche von Pferden in Bewegung gesetzt wer-
den. Bey der neuen englischen Mühle ist eine ei-
gene Vorrichtung angebracht, wodurch das vom er-
sten Cylinder gequetschte Rohr sich von selbst dem
zweyten Cylinder darbietet. Das Einlegen des
Rohrs zwischen den mittlern und einen der zwey
Seitencylinder ist sehr gefährlich für die Neger; die
starken Walzen stehen kaum einige Linien auseinan-
der, und die Gewalt, mit welcher sie umgedreht wer-
den, ist ausserordentlich groß. Hat ein Neger das
Unglück etwas von seiner Kleidung oder die Spitze

fei-

seines Fingers dazwischen zu bekommen, so läuft er Gefahr auf das Elendeste zerquetscht zu werden. Es ist bey den Wind- und Wassermühlen fast ganz unmöglich, sie sogleich aufzuhalten. Ereignet sich daher ein solches Unglück, so eilt der Aufseher mit einem sehr scharfen Beile hinzu, und haut mit einem einzigen Hiebe dem Unglücklichen die Hand oder den Arm ab, um das Ganze zu retten. Hauptsächlich ereignen sich solche Unglücksfälle des Nachts. Die von der dauernden Arbeit in dieser Zeit ermatteten Neger fallen leicht beym Darreichen des Rohrs in Schlaf; man muß sie daher stets zum Singen oder Tabakrauchen ermuntern, auch selbst dazu zwingen. Die Theile der Mühle müssen fleißig gewaschen werden, damit die Unreinigkeit nicht den Zuckersaft in Gährung bringe. Das völlig ausgepreßte zerquetschte Rohr dient zum Brennmaterial für die Zuckersiedereyen. Der Zweck dieser Siedereyen ist die Reinigung des Saftes von heterogenen, die Cristallisation hindernden, oder die Süßigkeit verringernden Theilen. Der Saft wird in kupfernen Kesseln durch Zusetzung von Alkalien z. B. Kalk u. dgl. geläutert. Mittelst einer hölzernen Röhre fließt der Saft in den ersten Reiniger, der oft 1000 Gallons enthält. Hier wird während des Siedens schon rein gepulverter Kalk zugesetzt. Der Zucker wirft nun Schaum auf, welcher die Unreinigkeit mit sich nimmt, und wenn dieser sich in großen Blasen zeigt, so wird das Feuer ausgelöscht, und der Saft bleibt eine Stunde völlig ungestört im Kessel

stehen. Hierauf läßt man ihn vermittels eines Hebers in das Verdampfungsgefäß, wo sich der Saft schon fast ganz durchsichtig zeigt. Nun wird der Saft von neuem gekocht und gereinigt, und passirt durch zwey andere Kochgefäße auf ähnliche Art. In dem letztern wird mittels des Gefühls die Probe angestellt, ob der Zucker bereits sattsam von fremden Theilen gereinigt sey. Ist er zu einer guten Muscovade hinreichend gesotten und klar, so wird er in die hölzernen Kühlgefäße geführt, wo er zu granuliren anfängt. Ist die Masse ziemlich erkaltet, so bringt man sie in das Zubereitungshaus, um das Flüßige (Melasse, Syrup) davon abtröpfeln zu lassen. Dieses Haus besteht aus einem ansehnlichen luftigen Gebäude mit einer sehr großen Cisterne, oder hölzernen Auffangungsgefäß, über dem sich ein grosses Rostwerk von starkem hölzernen Gebälke befindet. Auf diesen Rost setzt man die leeren Fässer, worin der Zucker gelassen wird. Der Boden dieser Fässer ruht auf dem Roste, und ist mit 8 bis 10 Oeffnungen durchlöchert; in jede derselben wird senkrechtstehend ein Zuckerrohr oder Platanenblatt gesteckt. Das obere Ende der Fässer ist völlig ohne Boden, um die Flüssigkeit hinein zu schütten. Werden auf die Art die Fässer angefüllt, so träufelt die nicht cristallisirte Flüssigkeit neben dem Blatte, und durch die schwammige Materie des Rohres hindurch in die grosse Cisterne. Nach drey Wochen sondert sich die Melasse auf diese Weise ab, die Muscovade (roher Zucker) wird dann zum Versenden ver-

packt. Die Melasse wird durch Gährung und Destilliren zu Rum, oder zu Zuckerbranntwein. Nach der gewöhnlichsten Berechnung giebt eine Zucker-Pflanze 10 Prct. Gewinn, Edwards hingegen (freylich aber selbst ein Pflanzer) findet, daß ein Stück Land in Europa, welches sicher 3½ Prct. trägt, einer Zucker-Pflanzung vorzuziehen sey. Wenn indeß ein Feld von guten Boden einmal bepflanzt ist, bedarf es innerhalb 20 Jahren keiner neuen Anpflanzung. Die alten Stämme liefern fortan stets neue Sprossen, die man Rathun nennt.

Die zottichte Baumwolle, denn diese gehört hauptsächlich hieher, trägt fünfkappige Blätter, unten mit einer Drüse versehen, haarige Zweige, und Blattstiele. Die schöne, aber geruchlose Blume, ist aus fünf schwefelgelben Blättern zusammengesetzt, und an der Basis mit einem purpurfarbnen Flecke geziert. Die ovale Frucht hat die Grösse eines kleinen Hühnereys. Wenn sie sich öffnet, zeigt sich die Baumwolle, in deren Mitte die Körner in drey oder vier Abtheilungen eingehüllt liegen. Der Samen ist schwarz, doch giebt es eine andere Art derselben mit grünlichen Körnern. Diese liefert eine zärtere Wolle, nur ist sie nicht bequem von den Körnern abzusondern, und wird daher weniger gebauet. Das Gesträuch erreicht eine Höhe von 6 bis 8 Fuß. Man findet auch bey dieser Baumwolle mehrere Varietäten. Die Baumwollenzucht gewährt den Vortheil, daß der Strauch

sich selbst mit dem dürresten Erdreich begnügt; nur darf dieß nicht schon durch andern Anbau zuvor erschöpft seyn. Das Land zum Anbau verlangt nur Reinigung von andern Pflanzen. Man gräbt reihenweise Löcher, in welche die Baumwollenkörner gelegt werden. Sie laufen nach 14 Tagen auf, und dann zieht man einige der überflüssigen Pflänzchen, bis auf zwey oder drey heraus. Schon eine einzige würde hinreichen, hätte man nicht den Wurmfraß zu besorgen. Nach drey Monaten werden die Pflanzungen abermals gejätet und die nun in die Höhe geschossenen Bäume ausgehauen und gekappt. Nach fünf Monaten fängt die Blüthe an, ihre schöne Blume zu zeigen, und acht Wochen darauf ist die Schote geöffnet. Man sammelt die Wolle mit ihren Saamen, und führt sie zur Absonderungsmaschine. Zwey sehr dünne Cylinder von sehr hartem Holze, sind zwey Linien tief camelirt, und enge mit einander verbunden. Ein Getriebe, gleich der Drechselbank zu bewegen, bringt sie in Umlauf. Man bietet die Baumwolle diesen Cylindern dar, sie fassen in den langen Hohlkehlen die Wolle, die Saamenkörner gehen wegen ihrer Größe nicht durch, und fallen zu Boden. Nachmals wird diese Wolle durch Menschenhände von trocknen Blättern, oder zerbrochenen Saamen gereinigt, und sodann auf den brittischen Inseln in Beutel zu 200 Pf. zum Verkaufe gepackt. Die beste, feinste Wolle, ist die der holländischen, nach ihr jene der französischen Besitzungen. Die Zähigkeit der ersten (auf Deme-

lery) ist so groß, daß ein einziges Pfund auf englischen Maschinen zu einem Faden von 169 englischen Meilen gesponnen wird. Eine Baumwoll-Plantage bringt dem Pflanzer im Durchschnitte 14 Prct. Gewinn.

Die Blume des blaufärbenden Indigo hat einen offenen fünfzähnigen Kelch, eine schmetterlingsfarbige Krone; das Schiffchen derselben ist mit einem weiten, pfriemenartigen Sporn versehen. In Westindien ist größtentheils nur der gemeine Indigo mit gefiederten Blättern, kurzen Blumentrauben, und umgekehrten eyrunden Blättern zu Hause; an Schönheit der Farbe steht er zwar den Guatimala-Indigo nach, wird aber des reichen Ertrages wegen vorgezogen. Er kömmt auch im dürresten Erdreiche fort, und treibt lange Wurzeln. Der Saamen wird aus der Hand in 3 Fuß tiefe Furchen gesäet, und die Erde darüber geworfen. Vom März an, steht die Pflanze in drey Monathen in Vollkommenheit, und wird im August geschnitten. In gutem Erdreiche erreicht die Pflanze eine Höhe von drey Fuß, in schlechtem nur die Hälfte. Er giebt zu Zeiten von der nemlichen Wurzel drey Erndten. Sein Hauptfeind ist eine Fliegenlarve, die oft des Pflanzers schönste Hoffnungen vereitelt.

Nach dem Schnitte legt man die Indigo-Pflanze schichtenweise in den obersten, gegen den Boden mit einem Hahn versehenen Küppen (Gährungsküp-

gen); ein hölzernes, über ein anderes ähnliches auf-gehangenes Gefäß. Man deckt ihn sodann mit Bretteren, welche mit schwerem Gewichte beladen, niedergedrückt werden, und gießt 4 bis 5 Zoll hoch Wasser darüber. Wenn die Flüssigkeit aus einer eigends hiezu gemachten Oeffnung, an dem sie nicht völlig schliessenden Pflocke herabträufelt, und bis zum Pflocke hinauf, von der grünen in die kupferrothe Farbe übergeht, wenn sich dann beym Herabträufeln ein saurer Geruch zeigt; so muß die Masse durch die Oeffnung des Hahnes, in das unterstehende Gefäß (die Rührkäpe) gelassen, und ihr durch einen Kalkzusatz die Säure benommen werden. Die grüne Masse wird dann heftig in Bewegung gesetzt, hiedurch die Fäulniß verhütet, und die färbenden Theile setzen sich erst in losen, dann in dichten purpurfarbnen Klumpen aneinander. Hierauf läßt man die Masse sich vom Wasser gänzlich absondern, und trocken werden; dann packt man den so bereiteten Indigo in kleine hölzerne Käßchen von 2½ Zoll. Ungeachtet der Gewinn von Indigo-Pflanzungen bey seiner Gefurchtheit sehr bedeutend zu seyn pflegt, werden sie doch allmählig seltener; denn der bey seiner Gährung sich entwickelnde Dunst ist tödtlich, und die Zeit derselben genau zu bemerken äußerst schwer; auch richtet der Wurmfraß viele Pflanzungen zu Grunde.

Der Kaffeebaum steigt gerade auf, und erreicht eine Höhe von etwa 18 Fuß, bey 15 und meh-

ſeinen Zollen im Umkreiſe; er gleicht etwa unſerm 8 bis 10jährigen Apfelbaume. Seine Rinde iſt weißlich, die Zweige ſtehen einander gegenüber und laufen pyramidenförmig in die Höhe; die untern ſind einfach, die obern theilen ſich in mehrere. Das Blatt von etwa 4 Zoll Größe, gleicht dem Citronenblatte, nur iſt es minder dick. Zwiſchen ihren Wurzeln und Zweigen treten die weiſſen Blumen hervor und füllen die Luft mit balſamiſchem Dufte. Ihnen folgt eine grüne Beere, die bald darauf roth, und endlich bey ihrer Reife braunroth wird. Sie enthält innerhalb ihres kirſchenähnlichen Schlauches oder ihrer Beere zwey aneinander liegende halb erhobene Kerne, die Kaffeebohne, welche noch ein eigenes, zartes, papier- oder pergamentartiges Häutchen einſchließt.

Der Kaffee, eigentlich aus Arabien zu Hauſe, iſt jetzt auf den indiſchen Inſeln einheimiſch, und für ſie eben ſo vortheilhaft, als für Europa koſtſpielig und rückſichtlich der Geſundheit entnervend geworden. Eine Pflanzung enthält dort meiſtens 2000 Bäume, die man ſelten über 10 Fuß hoch werden läßt. Im dritten Jahre pflegen ſie zu tragen und werden gekappt; im ſechſten erreichen ſie ihre Vollkommenheit, dauern dann 30 Jahre und geben zwey, auch drey Erndten, von denen die im Frühlinge am reichlichſten ausfällt. Durch Mühlen geſchieht das Aushülſen der Bohnen; dieß ſowohl als die Zubereitung, erfordert jedoch große

Sorgfalt, weil der Kaffee leicht irgend einen fremdartigen Geschmack annimmt. Uebrigens bringt eine Kaffeepflanzung nach Edwards $24\frac{2}{3}$ Prc. Gewinn.

Der Cacao ist für Westindien von keiner grossen Bedeutenheit.

Der Pimento. Diese Pfefferart wächst auf einem 20 Fuß hohen, schönen Baume. Auf die schönen weissen Blumen folgt in Büscheln die nach vielartigem Gewürze riechende Frucht, die von einem Baume oft mehr als 150 Pfund beträgt.

Der Ingwer wird hier nicht sehr häufig gebaut.

Der Roucou oder die Arnatto, bey uns unter dem Nahmen Orlean, als eine gelbfärbende Materie bekannter. In Westindien färben sich ganze Völkerschaften damit; denn er schützet vermengt mit Carpatöhl gegen die Insekten und macht die Haut geschmeidig. Die Pflanze hat 10 lappige Corallen und einen 5zähnigen Kelch, erreicht oft die Höhe eines Pflaumenbaumes und hat büschelweise fleischfarbige Blumen, welchen länglicht runde, zusammengedrückte Saamenkapseln, auswendig mit Borsten besetzt und von brauner Farbe folgen.

Die Aloe wird nicht mehr stark gebaut. Es würde leicht seyn, mehrere vielleicht eben so wich-

tige Produkte, als diese letztern anzuzeigen, z. B. die Mahagoni und andere Holzarten; viele Arzeneyen z. B. Sassafras, Sassaparilla, Guiac u. dgl. Indeß ergibt sich aus diesen wenigen Produkten des Gewächsreiches von Westindien, was ein solches Klima zu liefern vermag. Man müßte die ganze Flora des Wendekreises hier vorfinden können. Fast ein Paar tausend Meilen näher gelegen als Ostindien, erzielen die Antillen schon jetzt die wichtigsten Produkte des heissen Erdstriches. Auf mehreren englischen Inseln sind Pflanzungen von Turmerik, vom ächten Zimmt, von den Nelken und von dem Mango angelegt, und die Ausbeute beweiset, daß sie den Produkten von Ceylon und den Molukken in Nichts nachstehen. In Jamaika trägt nun schon der Brodbaum seine Früchte; der chinesische Talgbaum, die ächte China und der Baum des arabischen Gummi, so wie endlich der berühmte Teakbaum, welcher treffliches Schiffbauholz liefert, werden gleichfalls hier erzielt.

Der vierfüssigen Thiere sind in Westindien wenige. Sie machen kaum acht verschiedene Arten aus, worunter das Moschusschwein (S. Pecari) und der Raton (Ursus lotor) die ansehnlichsten sind. Die grössern Quadrupeden, nähmlich die eigentlichen Hausthiere führten die Europäer dort ein. Dagegen belebt eine kaum zählbare Menge des schönsten Gefieders die Waldungen. Von dem größten

r a s (Psittacus Macao L.) herab bis zum klei-
nen Sperlingspapagey, welch eine Abwech-
selung! Und diese übertreffen dennoch an Schönheit
jene Geschöpfe, welche gleichsam die Mittelstufe
zwischen Vogel und Schmetterling einzunehmen schei-
nen*) die von vielfarbigem Golde glühenden Coli-
bris. Selbst unter den Tauben ist hier ein grosser
Reichthum von Farbenspiel. Längs dem Gestade
stolzirt der vier Fuß hohe Flamingo im schönsten
Scharlach gekleidet majestätisch einher; die Tro-
pikvögel, Fregatten, Albatrosse, See-
raben und Möven kreuzen ununterbrochen über
dem mit den nahrhaftesten Schildkröten reich-
lich versehenen Meere und die schönspiegeligen En-
tenarten durchplätschern die Gewässer.

Die Wälder wimmeln von den schönfarbigsten
Schlangen, welche fast alle, wie Edwards be-
hauptet, unschädlich sind; die Wandelplätze werden
aber durch die vielen Arten kleiner, harmloser Eidechsen
geziert. Nur der Alligator schreckt zuweilen den
Wanderer; doch ist dieser leicht wegen seiner Grösse
zu vermeiden. Ungeheuer ist die Zahl und Man-
nichfaltigkeit der übrigen Amphibien und Fisch-
arten.

Es sey uns erlaubt, einiges Merkwürdige
aus dem Thierreiche Westindiens näher zu be-
leuchten.

Die Land- oder Feldkrabbe, (Tourlourou) erreicht eine Grösse von 6 Zoll, und ist gefleckt, roth oder schwärzlich. Die erwachsenen bewohnen das Land, besonders die Gebirge, graben sich dort Höhlen in die Erde, oder halten sich in Baumwurzeln und Felsenritzen auf. Ihre Nahrung besteht aus Kräutern und Erdfrüchten, und sie wandern nur zum Meer, um dort ihre Brut abzulegen. Millionen von Landkrabben kommen im Frühlinge aus ihren verborgenen Wohnungen hervor, und bedecken das Erdreich. Sie bilden Kolonnen von 50 Schritt breit und 3 engl. Meilen lang. Als Pioniere marschiren die kühnsten Männchen voraus; dann folgen dicht gedrängt die Weibchen. Das Rasseln dieser gepanzerten Armee ist besonders zu Nachts, wo sie am liebsten marschiren, sehr laut und hindert den Schlaf. Am Tage machen sie Halt, bis die Kühlung des Abends eintritt. Bewundernswürdig ist die Eigenschaft, gerade den kürzesten Weg zum Meere zu treffen. Von dieser Richtung bringt sie kein Hinderniß ab, und sie klettern über Kirchen und Wohnhäuser fort, um ja den geraden Weg nicht zu verlassen. Man hat gesehen, wie sie des Nachts in die Fenster gestiegen, die Schlafenden in den Betten überrascht und erschreckt haben, und auf der andern Seite wieder herausgestiegen sind, um ihre Marschroute zu verfolgen. Endlich gelangen sie nach ihrem gefahrvollen Zuge und nach dem Verluste vieler Mannschaft zum Meere, welchem die Weibchen ihre Eyerbü-

schel zum Ausbrüten anvertrauen. Ob nun gleich gerade um dieselbe Zeit, ebenfalls durch den Instinkt getrieben, eine Menge Fische sich daselbst einfinden, um an den Krebseyern ein reiches Mahl zu halten, kommen dennoch bald darauf Millionen kleiner Krabben von der Grösse eines kleinen Pfennings zum Vorschein. Diese verlassen indeß sogleich das Element, welches sie ausbrütete und nehmen langsam ihren Zug ins Binnenland.

Die erwachsenen Landkrabben wechseln jährlich die Schaale, und sind vor ihrer neuen Bekleidung nur mit einer pergamentartigen Haut umgeben. Sie verschliessen auch um diese Zeit ihre mit Vorrath versehenen Wohnungen sehr sorgfältig und werfen vor ihren Höhlen den Sand sehr künstlich auf. Ihr Fleisch ist dann vorzüglich schmackhaft, und sie werden von den Negern selbst den Seekrabben weit vorgezogen.

Unter den Krabben Westindiens zeichnet sich der Soldat oder Diogenes dadurch wesentlich aus, daß er seinen völlig unbeschützten Hinterleib in passende Schneckenhäuser, deren Bewohner er tödtet, einzuschliessen, und die Oeffnung mit der grösseren Klaue nicht nur auszufüllen, sondern auch kräftig zu vertheidigen verstehet. Denn er kneipet damit so empfindlich, daß man es mehrere Tage lang fühlt. Sie ziehen, wie die Landkrabben, im Frühjahre zum Meere. Führt sie dann ihre Richtung

über die Häuser der Strandbewohner, dann setzen die auf dem Marsche mitfortgeschleppten Schneckenhäuser durch ihr sonderbares Gepolter auf den Dächern die Bewohner in Schrecken. Oftmahls rächen sich diese, sammeln die Krabben in grosser Menge ein und finden daran eine eben so schmackhafte als nahrhafte Speise.

Ein ähnliches Wandern muß auch bey mehreren Arten der Seefische von Westindien Statt finden. Atwood bezeugt, daß die Mündungen der Flüsse auf Dominique zwey bis dreymahl des Jahres mit einer kaum glaublichen Masse junger Seefischbrut angefüllt sind; die Franzosen nennen sie Tréz-tréz und finden daran den größten Leckerbissen. Diese kleinen, eben aus dem Ey geschloffenen Fische, dringen in so ungeheuren Schwärmen in die Flüsse, daß sie in kurzer Zeit gleich lebendigen Strömen 2 bis 3 engl. Meilen der Flüsse einnehmen. Es leben auch viele Vögel von Fischen. Ja selbst der weißköpfige Adler jagt dem Reiger und Fischaar seine geraubten Fische um so leichter ab, da der letztere stets nach einem gelungenen Fang einen Laut der Freude von sich gibt, und sein Glück dem Adler verräth. Auch der Diablotin oder die Meerschwalbe nährt sich von Fischen, und gibt dem Menschen mit ihrem Fleisch eine sehr schmackhafte Speise.

Dieß ist gleichfalls bey der Leguana bemerkenswerth, einer grossen Eidechse, gleichsam der

Mittelrace zwischen ihnen und dem Crokodille. Die Leguana hat nähmlich bey einer sehr häßlichen Gestalt oft mehr als 6 Fuß Länge. Ihr dicker mit Schuppen bedeckter Körper spielt grünlich blau und verändert diese Farbe gleich dem Chamäleon. Ihre fünfzehigen Füsse haben scharfe Nägel, ihr Mund ist mit vielen Zähnen versehen. Im Kampfe oder in der Furcht sträubt sich der Kamm, die unterm Halse hängenden Lappen schwellen auf, und das grosse funkelnde Auge wird durch die rothe Einfassung noch furchtbarer. Das ganze Thier hat dann etwas Gräßliches, indeß ist selbst ein Biß, obgleich schmerzhaft, niemahls tödtlich. Die Neger fangen die Leguana, indem sie sie durch Pfeifen und Kitzeln in den Schlaf wiegen, mit Schlingen. Das Fleisch derselben ist zwar sehr wohlschmeckend, aber in manchen Fällen schädlich.

Dem grossen Reichthum an Fischen aller Art hält jener an Schildkröten, auch der größten Gattung, die Wage. Man fängt diese auf sehr verschiedene Arten, worunter die mittelst der Remora, eines kleinen Fisches, welcher sich in den Rücken der Thiere sich festsaugt, die merkwürdigste ist.

Handel.

Um sich einen Begriff von dem ausgebreiteten und wichtigen Handel Westindiens machen zu können, ist es nothwendig, die Summe der Exporten

eines Jahres, von welchem authentische Nachrichten uns zugekommen sind, anzuführen. Dieß ist das Jahr 1787. Während desselben wurde aus dem englischen Westindien nach allen Welttheilen für 32,000,000 Thaler Waaren ausgeführt, wozu man 1815 Schiffe und 21,114 Matrosen verwendete. Wie sehr aber die Kultur der brittischen Inseln zunimmt, zeigt ein Vergleich der Jahre. In den letzten Jahren des 17ten Jahrhunderts betrugen die allein in Großbritannien eingeführten Produkte etwa 600,000 Pfund Sterling an Werth. Sie hoben sich nachmals auf eine Million. 1748 schon zu 1,600,000 Pfund; im 7ten Jahrzehend des letzten Jahrhunderts hatten sie bereits vierthalb Millionen erreicht; 1788 stiegen sie sogar auf 6,488,591 Pf., und wenn man die nach den Freystaaten, Irland rc. ausgeführten Waaren dazu rechnet, nach unserm Gelde auf die ungeheure Summe von 42 Millionen Thaler. An blossen Abgaben von jenen Produkten erhielt die Regierung Großbritanniens beynahe zwey Millionen Pfund.

Dem Arnoult zufolge erhielt Frankreich von seinen westindischen Kolonieen zur Zeit des Ausbruchs der Revolution für 46 Millionen Thaler Waaren. Hierunter befanden sich allein für 134 Millionen Livres (gegen 34 Millionen Thaler) Zucker und Kaffee.

Bey der heutigen Wichtigkeit von St. Domingo werden folgende Anzeigen nicht unwillkommen seyn.

Bekanntlich betrug der französische Antheil nur etwas über ein Viertheil der ganzen Insel, die durch den letzten Frieden mit Spanien der französischen Monarchie ganz abgetreten ist.

Jener kleine Theil der Insel lieferte 1791 über 163 Millionen Pfund Zucker, 29,000 Pfund Syrup, und 303 Bariken Rum, 68 Millionen Pfund Kaffee, 6 Millionen Pfund Baumwolle, 930,000 Pfund Indigo, 130,000 Pfund Spezereyen u. dgl. Der Totalwerth aller Plantagen, kurz der ganze Landes-Reichthum zusammen genommen, wird dem grossen Kapitale von 1487 Millionen Livres gleich geschäzt. Vergleicht man hiemit den Werth von ganz Jamaika, so wird man finden, daß der Ausschlag sehr auf Frankreichs Seite fällt, woran vorzüglich die Trefflichkeit des Bodens Ursache ist.

Dänemark erhält von St. Croix allein 150,000 Centner Zucker; diese, selbst nur als roher Zucker das Pfund zu 6 Sous dort berechnet, geben schon über 1 Million Thaler. Nach Coppenhagen kommen jährlich 19,000 Faß Zucker aus Westindien, ohne die übrigen Waaren in Anschlag zu bringen.

Die

Die beyden holländischen Inseln St. Eustach und Curassao lieferten, dem Ricard zufolge, für 5 Millionen Gulden an Zucker, Kaffee, Baumwolle und Cacao.

Die größte Insel Westindiens Cuba könnte unstreitig auch für den Handel eine der wichtigsten seyn, sobald Spanien nur dazu die nothwendigen Freyheiten ertheilte. Wie viel Cuba vermöchte, hat sich durch den einzigen Artikel, den Zucker, während des letzten Krieges gezeigt. In den Jahren 1764 und 1770 gab die Zuckerernte den giltigsten, bis jetzt nicht öffentlich bekannten Angaben zufolge, nur 240,000 Centner. Die Pflanzungen hoben sich aber während des Kriegs zu 800,000 Centner, und 1800, nach Abtretung Domingos, gar zu einer Million Centner, einen Werth von wenigstens 4 Millionen Thaler. Hier sind die übrigen zahlreichen Produkte nicht einmal in Rechnung gebracht.

Portorico, welches an Größe Jamaica ziemlich gleich seyn mag, und Trinidad geben gleichfalls viele treffliche Produkte. Letzteres liefert den neuesten Nachrichten zufolge 449,614 Pfund Kaffee und 9 Millionen, 895,634 Pfund Zucker, und wird unter seinen jetzigen Herrn, den Britten, bey einer bessern Benutzung vielleicht viermahl soviel liefern können.

Rechnet man jetzt die obigen Angaben zusammen, so ergibt sich, soviel Schwankendes hiebey auch Statt finden möchte, jährlich wohl stets eine Summe von 110 Millionen Thaler für die wichtigsten Produkte Westindiens, ohne hiebey in Anschlag zu bringen, daß die ganze Volksmenge derselben ernährt wird.

Welch eine erstaunliche Quelle des Reichthums, der Thätigkeit und der Macht wird hiedurch Westindien für Europa! Denn außer der oben angezeigten Summe der Schiffe Englands setzt Frankreich hiezu auf 600 Fahrzeuge und 15,000 Matrosen in Bewegung. Holland bedarf nicht als 300 Fahrzeuge, und Dänemark über 30 Schiffe für den westindischen Handel.

Jetzt rechne man die Wirksamkeit der Manufakturen und Fabriken des Mutterlandes, da die Kolonieen fast alle Bedürfnisse der Bequemlichkeit und zum Theil der Nothwendigkeit daher erhalten.

Die Exporten Englands nach seinen Inseln, fast gänzlich englische Fabrikwaaren, betrugen im Jahre 1787 eine Million, 600,000 Pfund Sterl. Von Irland 277,000 Pf. Hiezu die Fracht gegen 400,000 Pfund; ferner die Masse der Waaren, welche zum Einkauf der Neger nach Afrika gesandt wurde, 668,000 Pfund. Der Wein von Madera und den Azoren 30,000; endlich von dem britti-

[illegible] Amerika über 100,000; gibt zusammen über 3 Millionen Pfund Sterling. Das ganze Kapital des brittischen Colonial-Eigenthums berechnet aber Edwards, nach einem ähnlichen Anschlage als zuvor bey St. Domingo, auf 70 Millionen Pf., oder [illegible] Millionen Thaler (ohne Trinidad).

Frankreich liefert seinen Inseln dem Gelde nach eben so viel als England, nähmlich für mehr als [illegible] und eine halbe Million Waaren eigener Fabrik, beynahe 20 Millionen an Nahrungsmitteln, über 7 Millionen an Weinen, 2 und eine halbe Million an Holzwerk und Metallen, mithin zusammen über 72 Millionen Livres fast größtentheils in sich selbst erzielter Waaren.

Diese 36 Millionen Thaler sind nur allein von England und Frankreich jährlich angelegt. Wie viel tausend Familien wurden dadurch nicht in beyden Reichen erhalten? Für Holland und Dänemark ist dieß freylich in weit mindern Verhältnissen der Fall, und wenn sich gleich Spanien, wegen Mangel seiner Industrie, nur einer sehr geringen Menge zu Hause gearbeiteter Waaren zum Unterhalte seiner Colonieen rühmen kann, so wurden dennoch hiebey in andern Theilen von Europa eine sehr große Zahl Menschen ernährt. Selbst Deutschland hat an dem Handel der Kolonieen vermittelst seiner Fabrikate, z. B. Leinwand u. a. einen höchst wichtigen Antheil, und es würde uns zu weit führen, wenn ge-

zeigt werden sollte, wie viel der Norden in Rücksicht der zum Schiffsbau nöthigen Artikel durch Westindien gewinnt.

Millionen Europäer genießen daher jene kostbaren Erzeugnisse Westindiens und noch mehrere Millionen der untern Volksklassen in Europa verdanken ihnen ihren Erwerb und ihre Existenz. Ohne den Schweiß der 1,200,000 Neger würde aber schwerlich jene andere Menschenrace, welche dem dortigen Klima nicht anpaßt, diese Schätze Westindiens zu Tage fördern, und ohne diese würde daher diese erstaunliche Erwerbsquelle für Europa versiegen.

Sey es, wird dagegen der Menschenfreund sagen, daß der Neger Westindiens Produkte anbaue, aber ist es deßhalb nothwendig, daß dieser fleißige Neger ein der Willkühr des Pflanzers unterworfener, verkäuflicher Sklave bleibe? Wäre es nicht Pflicht, gerade diesen nützlichen Menschen die Freyheit zuzugestehen, sie in eine bequemere Lage zu setzen, ihre Ehre zu ermuntern und dadurch zur Ehre der Menschheit dem verhaßten Menschenhandel auf Einmahl ein Ende zu machen?

Die Gründe für und wider den Sklavenhandel und Beybehaltung der Sklaverey hier umständlich gegen einander abzuwägen, überschritte das uns vorgesteckte Ziel zu weit; und da England bereits

mit dem schönen Beyspiele vorangegangen, und diesen Handel seines Orts wirklich abzuschaffen angefangen hat, so dürfte vielleicht bald dieser unglückliche Mißgriff allgemein unterbleiben.

Einwohner. Die Eingebohrnen.

Schon unter den Urbewohnern Westindiens gab es zwey verschiedene Menschenracen. Die erste, sanfteren Charakters, welche Cuba, St. Domingo, Portorico, wie auch mehrere der kleinen Antillen bewohnte, mußte das Loos gutmüthiger, schwacher Nachgiebigkeit erdulden. Sie ward von dem stärkern, hochkultivirten, boshaften Europäer völlig unterjocht und sogar vernichtet. Mit Entsetzen lieset man die Greuel, welche sich die Christen unter dem Vorwande ihrer sanften, wohlthätigen Religion gegen diese harmlosen Heiden zu Schulden kommen ließen. Ohne die Schandthaten, ohne die Grausamkeiten anzuführen, unter welchen dieß schuldlose Volk erlag, wollen wir nur bemerken, daß von der ganzen Bevölkerung der westindischen Inseln, welche bey ihrer Entdeckung, Robertsons mäßiger Angabe zufolge, völlig drey Millionen Menschen betrug, binnen kurzer Zeit kaum einige Spuren übrig waren.

Die zweyte, die wildere Race, die der Caraiben, hat sich dagegen besser erhalten. Sie leisteten grösseren Widerstand, und ob sie gleich nach und

nach den boshaftern, gescheidteren Europäern weichen und auf kleine, öde Inseln fliehen mußten, so zwingt dennoch ihre hartnäckige Tapferkeit den hochkultivirten Räuber, ihnen noch jetzt auf einzelnen Flecken der von ihm usurpirten Inseln eine Art von Unabhängigkeit zuzugestehen.

So wie das erloschene, sanftere Volk aus dem südlichen Amerika stammte, so wanderten ältern Nachrichten zufolge die Caraiben aus Nordamerika, und zwar aus dem Theile hieher, welcher nordwestlich von Florida gelegen ist. Sie sollen von den Apalachiten zu dieser Wanderung gezwungen worden seyn.

Der Caraibe, wegen der vormaligen Gewohnheit, sich mit dem Fleisch seiner Feinde zu nähren, auch Cannibale genannt, ist gut gebildet, aber gewöhnlich von etwas kleinerm Wuchse als der Europäer. Dagegen äußert sein breitschultriger Bau hohe Schnellkraft und Stärke. Durch das Baarfußgehen haben die muskulösen Beine einen sehr breiten Fuß. Die Weiber sind zwar beträchtlich kleiner, allein sie sind rund und fast zu sehr zum Fettwerden geneigt. Es ist eine sonderbare Gewohnheit dieses Geschlechts, das Bein vom Fuße bis gegen die Wade hin gleich zu Anfange der Mannbarkeit (im zwölften Jahre) durch einen eigends dazu verfertigten Viertelstrumpf einzuschließen. Unter dem Knice schnürt gleichfalls ein eigenes Band das Bein ein. Durch Beydes wird die Wade unge-

gewöhnlich hervorgedrängt, und schwillt zu einer widernatürlichen Härte und Größe an. Da dieser untere Zierrath nachmals nicht wieder abgelegt wird; so bekommt hiedurch das Bein eine eigene Bildung, indeß bringen diese prallen Waden keinen Uebelstand hervor.

Das runde Gesicht des Caraiben ist nicht ohne Annehmlichkeit, wozu vorzüglich das schwarze funkelnde Auge, wenn es gleich nicht sehr groß ist, und der kleine mit sehr schönen, weissen Zähnen besetzte Mund viel beyträgt. Ehemahls drückten sie mittelst zwey kleiner Bretter das Gesicht und den Hinterkopf des neugebohrnen Kindes etwas flach. Die auf St. Vincent übriggebliebenen rothen Caraiben haben diese Gewohnheit noch. Der Kopf erhält dadurch ein etwas cubisches, widriges Ansehen.

Das lange, straffe Haar ist von glänzender Schwärze. Die Caraiben, wenn sie sich auch sonst alle Haare des Leibes ausreissen, halten sehr sorgfältig aufs Haupthaar. Die Männer tragen es oftmahls vorne kürzer, aber sie schmücken es mit schönen Federn: den Weibern hängt es hingegen stets sehr lang herab, aber sie scheiteln es. Letztere tragen verschiedene Arten von Ohrringen. Die Männer zieren sich vorzüglich mit dem Caracoli, einem $2\frac{1}{2}$ Zoll langen halbmondförmig gebildeten Stücke Tombak, welches an einer kleinen Kette von den Ohren und selbst vom Munde herabhängt.

Bis zu den Jahren der Mannbarkeit zeigen sich beyde Geschlechter völlig im Stande der Natur. Alsdann wird aber dem Mädchen nebst jenen perennirenden Viertel- oder Halbstiefeln, das Cuaksa angelegt. Es besteht nur aus einem viereckigten Lappen Zeug, der um die Hüften gebunden, vorne ziemlich tief herabhängt. Die Männer tragen einen Strick um die Hüften, an welchem ein Messer hängt, auch bedecken sie durch einen 6 Zoll breiten Cattunstreif in etwas ihre Blösse. Heutiges Tages kleiden sie sich auf einigen Inseln wie die Neger.

Die Farbe der Haut ist von Natur olivenfarb, wird aber selten sichtbar; denn die Caraiben überziehen den ganzen Körper mit der Farbe des mit Oehl zubereiteten Roucou, wodurch der Körper die Röthe eines gesottenen Krebses erhält. Um ihre Schönheit zu erhöhen, setzen sie vielgestaltige Figuren von Weiß, Schwarz und Blau hinzu. Dieser Anstrich ist nicht ganz so lächerlich, als er scheint. Er erhält die Haut geschmeidig, schützt gegen die Stiche der Insekten und vermindert die zu heftige Ausdünstung.

Sonst ist diese Nation in jeder Rücksicht sehr reinlich. Sie wäscht sich sehr häufig und würde sogar einen Garten bey der geringsten Vermuthung verlassen, daß der Mensch ihn verunreiniget hätte.

War der Caraibe dem Aeussern nach bereits sehr von jener ersten Menschenrace der grössern Antillen verschieden, so ist er es noch weit mehr in Absicht seines Charakters und seiner Sitten. Unabhängigkeit, Muth bis zur Tollkühnheit und dauernde Rachsucht zeichnen ihn besonders aus. Gleich nach der Entdeckung Amerika's zeigten sie gegen die Spanier, wie weit sie von jenen friedfertigen Bewohnern von St. Domingo unterschieden wären. Ein Canoe, welches nur mit vier Männern dieser Nation, zwey Weibern und einem Knaben besetzt war, fand sich von mehreren stark bemannten Fahrzeugen der Spanier eingeschlossen. Unerschrocken griffen die Caraiben bey dieser übermässigen Ungleichheit die Europäer an, und der grossen spanischen Schilde ungeachtet, verwundeten sie viele derselben. Selbst da das Canoe umgestürzt ward, fochten sie schwimmend fort. Krieg und Rache ist gleichsam das Element, worin der Caraibe lebt und webt. Ruhe und häusliches Glück scheint ihm verächtlich und das Weib sogar ist nur wichtig als ein durch Kriegsthaten errungener Preis.

Selbst vor der Muttermilch sucht der Caraibe seinem neugebohrnen Kinde diesen wilden Instinkt einzuflössen. Kaum thut der Knabe den ersten Athemzug, so lässt sich der Vater, welcher statt der Wöchnerin im Hamak liegt, und dort fastet, mit scharfen Thierzähnen die Schulter zerreissen; mit dem herausfliessenden Blute wird der Säugling bespritzt

Diese schmerzhafte Operation muß der Vater mit lachendem Munde übersehen; im entgegengesetzten Falle würde jedes Zeichen des Schmerzens für den künftigen Muth des Kindes als ein böses Zeichen, dem Vater aber zur höchsten Schande dienen.

So wie der Knabe heranwächst, sind seine Hauptbeschäftigungen, mit Kühnheit zu schwimmen, Fische zu fangen, Carbets oder Häuser zu errichten und besonders die Bogen zu spannen. Um ihn aber schon in den frühesten Jahren zum Treffen zu gewöhnen, hängt man ihm das Frühstück an einen Zweig. Diesen muß der Knabe zerschiessen, um durch die herabfallende Kost seinen Hunger zu stillen; mit zunehmenden Jahren wählt man stets höhere Zweige.

Treten die Jahre der Mannbarkeit ein, so wird der Jüngling härtern Proben ausgesetzt. Der Vater faßt einen grossen Raubvogel, Mansfenis genannt, lebendig bey den Beinen, und erschlägt ihn auf dem Jünglinge. Dieser darf, wenn gleich von den Schlägen, dem Geschrey und dem Blute des Thieres ganz betäubt, dennoch keine Klage von sich hören lassen. Sodann zerschneidet er dem Sohne den Rücken mit den Zähnen des Agouti und läßt ihn mehrere Tage hindurch fasten. Er wird hierauf mit einem neuen Nahmen unter die Tapfern, unter die Männer aufgenommen.

Am härtesten sind die Proben eines Anführers der Caraiben. Er muß seine Nebenbuhler nicht nur im Schwimmen, Tragen und Heben übertreffen; er muß schon mehrere Feinde erlegt haben; er muß das Geisseln und Zerschneiden der Haut mit lachendem Munde ertragen und sich zuletzt dem langen Fasten aussetzen, indeß man unter dem Hamak, der ihm zum Lager dient, Feuer von den stinkendsten, erstickendsten Kräutern anzündet. Ehemahls beliefen sich diese Proben auf 80; jetzt sind sie aber durch den Umgang mit den Europäern sehr vermindert.

Die Krieger haben ihre besondere Kriegssprache, welche den Weibern und den unmündigen Knaben unverständlich ist. Sie führen vergiftete Pfeile, erschlagen ihre männlichen Gefangenen, essen ihr Fleisch und bestreichen ihre Kinder mit ihrem Blute. In dieser Rücksicht heissen sie mit Recht Cannibalen. Glücklicher Weise sind jedoch diese Scheußlichkeiten einigermassen gemildert.

Dagegen behauptet dieses Volk, daß sein Charakter sich im Ganzen durch die Europäer sehr verschlimmert habe. „Wir werden bald, sprechen sie, so schlecht werden, als ihr Christen." Und allerdings waren ihnen viele Laster ehemahls völlig fremd. Ihrer Nacktheit ungeachtet waren sie keusch, eine ungetreue Ehefrau war etwas höchst Seltenes, auch war ihre Strafe unerläßlich der Tod; sie ward gesteinigt. Noch unbe-

kannter war bey den Caraiben der Diebstahl. Ihre Häuser standen und stehen noch beständig offen. Sicher ist ein Christ hier gewesen, ist ihr gewöhnlicher Ausdruck, wenn sie etwas darin vermissen. Völlig unbegreiflich bleibt ihnen die Gier des Europäers nach dem Golde.

Der Caraibe ist viel zu sehr von seiner Unabhängigkeit eingenommen, als daß er ein allgemeines Oberhaupt oder irgend eine Regierungsform anerkennen sollte; nur wann die Nation angegriffen wird, bilden sie ein einziges Volk. Jeder Hausvater ist Herr in seiner Familie und alle sind auch gleich. Nur gelten die Hauptleute (Caciquen) im Kriege als Obere. Selbst die väterliche Gewalt hört bey ihnen sehr früh auf. Die Kinder werden niemahls gezüchtigt, doch wird das Alter sehr geehrt. Die Caraiben leben in Polygamie und die Weiber gelten, so wie fast bey allen rohen Völkern, nicht viel mehr als die Hausklaven; sie dürfen nicht einmahl in Gesellschaft des Mannes essen, obgleich sie die Speisen bereiten, den Mais stampfen und die Cassave backen. Diese letztere wird aus der Wurzel des Maniok oder Manihot, einer von Natur höchst giftigen Pflanze, welche zu Mehl gerieben wird, gebacken, ist sehr nahrhaft und schmeckt, besonders frisch mit Butter gegessen, sehr angenehm. Auch der giftige Saft der Wurzel verwandelt sich durchs Kochen in eine sehr gesunde, kräftige Brühe. Den Maniok pflanzt auch der Ca-

wilde, der sonst keinen Feldbau kennt; und die Cassave ist die Hauptnahrung der westindischen Menschenracen.

Hausrath und Ameublement der Caraiben ist sehr einfach. Ein schlechter Stuhl, der Hamak, nebst einigen irdenen Töpfen machen Letzteres aus. Indeß versteht er, saubere Körbe zu flechten, welche sogar wasserdicht sind. — Die Religion dieser Völker hat dennoch die beyden Hauptlehren, den Glauben an Gott und an einen künftigen Zustand zur Grundlage. Auch fürchten sie ein böses Wesen unter dem Nahmen Mabo yemich haben, wie fast alle rohen Völker, Zauberer und Aberglauben.

Es ist übrigens eine für die Geschichte der Menschheit sehr bemerkenswerthe Erscheinung, daß die Sprache der Caraiben unwidersprechliche Ähnlichkeit mit den 4 Dialekten der orientalischen Sprachen, dem Hebräischen, Chaldäischen, Samaritanischen und Syrischen enthält, wie uns Rochefort belehrte.

Was wir bey den Indianern von Nordamerika bemerkten, findet auch bey den Caraiben Statt, sie vermindern sich zusehends. Im Jahre 1763 waren von den ächten rothen Caraiben nur noch 100 Familien auf St. Vincent und auch diese vermindern sich beträchtlich durch eine von ihnen selbst abstammende Menschenvarietät, die schwarzen Ca-

raiben, von denen weiter unten die Rede seyn wird. Auf Dominika, dem zweyten heutigen Hauptsitze der ächten Caraiben der Antillen, fand Atwood 1790 nur noch 30 Familien, und auch diese scheinen, so wie jene auf Martinique und Tabago, sehr abzunehmen. Nur in Guiana pflanzt sich, wie wir seines Orts sehen werden, dieses Volk noch mächtiger fort.

Angesiedelte.

Wir kommen nun zu den neuen Ansiedlern Westindiens, zu den Menschenracen, die theils rastlose Gewinnsucht, durch höheres Talent geleitet, dorthin führte, theils der Zufall an diese Küsten warf.

Die erstern, die heutigen Europäer Westindiens, theilen sich in zwey Klassen: Europäer, welche bey uns gebohren, nur eine Zeitlang dort zu wohnen hinüber kommen; und Menschen von europäischen Eltern in Westindien von unvermischtem Blute gebohren, welche dort fest angesiedelt sind, und seit langer Zeit Westindien als ihr Vaterland ansehen. Leztere nennt man Creolen oder Criolen, und dieser Ausdruck erstreckt sich sonderbar genug selbst auf die von hinüber gebrachten europäischen Hausthieren abstammenden Thiere; ja, man nennt sogar die auf den Inseln gebohrnen Neger Creolen.

Die Macht des Klima's zeigt sich sehr deutlich bey dem aus Europa in Westindien seit langen Zeiten angesiedelten Menschen. Die Creolen der englischen und französischen Besitzungen machen eine Menschenrace von sehr ansehnlicher Größe. Bey einer höhern Statur als die gewöhnlichen Europäer fehlt ihnen nur die damit verhältnißmäßige Stärke oder Beleibtheit. Der Obertheil des Körpers ist gewöhnlich kurz; der von den Hüften an dagegen länger. Diese Bildung nähert sie der griechischen Form und giebt ihnen ein Ansehen von Schönheit und Gewandtheit. Letztere besitzen sie denn auch wirklich; die Biegsamkeit ihres Gliederbaues zeigt sich besonders beym Fechten, beym Tanzen und ähnlichen Uebungen. Die leichte Kleidung des Frauenzimmers, welche das Klima dort nothwendig macht, erhöhet diese Reize; sie zeigt das ganze Spiel der schön geformten Glieder. Dagegen liegen die Augen tiefer als beym Europäer; für die übermäßige Wirksamkeit des dortigen Sonnenlichts dient dieß zu besserm Schutze. Auch die Gesichtsfarbe der Creolen weicht der unsrigen. Sie sind bräunlich, und die Rosen auf der Wange der Engländerin sind durch die Alles versengende Hitze Westindiens verblüht. Dem so eben aus dem Mutterlande angelangten Fremden scheint das hiesige Frauenzimmer gleichsam wie eben aus dem Bette oder gar aus einer Krankheit erstanden. Die ganze Physiognomie hat etwas Mattes, Schmachtendes, Ausdrucksvolles, Einnehmendes. Dieß erhöht unendlich ih-

schwarzes, leuchtendes Auge. Die lang gezogene Wimper vom orientalischen Schnitte gibt ihm unwiderstehliches Interesse. Der Mund ist mit den schönsten Zähnen besetzt, die sie durch den bittern Saft eines Rhamnus, dessen Holz sie als Zahnbürste zersplittert beständig benützen, trefflich zu erhalten wissen. Sie schminken sich auf den englischen Besitzungen nicht; den Creolinen des spanischen Westindiens gibt aber Frezier dieß Schuld. Und sicher sind bey den Creolen überhaupt in Rücksicht der Sitten mehrere Verschiedenheiten, welche noch von ihrem Originallande herrühren. Denn Atwood und Edwards (freylich nicht unverdächtige Zeugen) schreiben dem Geschlechte der Englischen Creolen die reinsten Sitten zu. Jede Art europäischer Ausschweifungen, sagen sie, sind ihnen unbekannt; sie kennen weder geheime Rendezvous, noch hohes Spiel oder nächtliche Assembleen, wodurch bey uns die Gesundheit eben so weit herabgebracht wird, als das Vermögen. Sie sind von größter Enthaltsamkeit, und dem Atwood zufolge werden sie die besten Gattinnen, die zärtlichsten Müttern. Correal spricht mit mehreren Andern hingegen sehr stark über die Galanterien der spanischen Creolinen. Andere schildern die französischen und holländischen Creolinen sehr verschieden. Aeusserst der Sinnlichkeit ergeben, heftig in der Liebe und in allen Vergnügungen. Höchst reizbar scheinen wohl überhaupt die Creolinen auf den Inseln zu

seyn,

seyn, und in so ferne auch zu heftigen Aufwallungen der Eifersucht und des Zornes geneigt.

In Ansehung der übrigen Eigenschaften der Creolen von beyden Geschlechtern vereinigen sich die meisten Nachrichten für sie aufs Günstigste. Edelsinn, Großmuth und Milde schreiben sie ihnen mit einander zu.

In einer andern höchst merkwürdigen Eigenschaft der Creolen kommen die Nachrichten gleichfalls mit einander überein. Die Seelenkräfte entwickeln sich, so wie im heißen Klima der Mensch überhaupt, bey dem Creolenkinde ungewöhnlich früh. Kinder von zwey, drey Jahren reden geschickter als bey uns ein sechsjähriger Knabe. Ihre Fähigkeiten nehmen bis zum 25sten Jahre schnell zu, allein von diesem Zeitpunkte an nehmen sie denn auch fast eben so schnell wieder ab. Ja, oftmals lassen sie aus Trägheit alle weitere Benutzung ihrer Geisteskultur schon früher fahren, oder bleiben plötzlich in der Ausbildung stehen. Es scheint daher dennoch, als ob das Klima der wärmsten Theile von Amerika der höchsten Vollkommenheit und Entwicklung der menschlichen Geisteskräfte nicht das zuträglichste sey.

Auf den Inseln lassen die Creolinnen ihre Kinder häufig von Negerammen stillen. Die Afrikanerinn, in diesem Klima schon angeartet, daher viel kräftiger und munterer, schafft durch die gesündere

Milch ein stärkeres Kind, dafür erhält sie auch ge-
wöhnlich ihre Freyheit.

Jetzt nun zu der zweyten Menschenvarietät, wel-
che in Westindien fremd ist, dem Neger. Diese bey-
den Fremdlinge, der Europäer und der Neger, bil-
den durch ihre Vermischung hauptsächlich jene viel-
fachen Mittelgeschlechte, die wir unter dem Nahmen
der farbigen Menschen kennen. Hiezu tra-
gen denn gleichfalls die wenigen Ueberreste der Ori-
ginalbewohner das Ihrige, obgleich in ungleich ge-
ringerem Maaße, bey.

Als der zerstörende Fanatism der Spanier
die gutmüthigen Besitzer Westindiens millionenweise
vernichtet hatte, schlug der Bischof Las Casas
aus Menschenliebe, um die Ueberbleibsel derselben
zu retten, vor, den Mangel an Bevölkerung durch
Neger aus Afrika zu ersetzen. So kam jener Men-
schenhandel zu Stande, dessen wir schon früher ge-
dachten, und wir wollen jetzt nur noch eine kurze
Uebersicht der Menschenrace geben, welche durch
Vermischung der Weissen, der Schwarzen und der
Amerikaner entstanden sind.

Unstreitig entschuldigt es zum Theil das phy-
sische Bedürfniß, daß der nach Westindien eilende
Europäer sich zu den schwarzen Schönen gesellt.
Fast alle Europäer gehen nur allein dorthin, um
binnen wenigen Jahren ein beträchtliches Vermögen

zu erwerben. Solche Glücksritter fanden und finden nicht sofort Eingang bey der stolzen Creolin. Die schwarze Sklavin aber ergibt sich bald dem Willen ihres Herrn, ja fast jedes Weissen, und letzterer, täglich mehr an die Farbe gewöhnt, findet ausser dieser Nachgiebigkeit sehr häufig eine vorzüglich schöne Leibesgestalt.

Der treffliche Wuchs, die sammetne Haut des gutmüthigen, schwarzen Mädchens läßt ihn die Rosen und Lilien der Europäerin vergessen, ja von mehreren wird oft die Schwarze der Creolin vorgezogen. Hierüber ist die Klage der letztern auch nur zu groß; durch diese Afterehen bleiben selbst mehrere der dort gebohrnen weissen Mädchen unverheirathet; auch gab es Anlaß zu einer besondern Art von Vielweiberey, die freylich Ausschweifungen und früheres Hinsterben der Europäer herbeyführte. Indeß gewann die Bevölkerung der Inseln und es entstand eine neue Menschenrace, ein Mittelding zwischen Weissen und Schwarzen, die Mulatten.

Hiemit war nun ein großer Spielraum für alle Nuancen der Haut zwischen Weiß und Schwarz eröffnet. Auch beweisen diese Mulatten, da sie fortdauernd eben so fruchtbar sind, als ihre Eltern, daß der Weisse und Schwarze völlig zu einer und eben derselben Menschenart gehören. Natürlicherweise konnte der Mulatte gleichfalls durch Vermischung des männlichen Negers mit der wirklichen Euro-

päerin oder der Creolin entstehen. Es ist aber sehr merkwürdig, und spricht zugleich laut für das Zartgefühl dieser Damen, daß ein solcher Fall sich durch wenig oder gar nicht ergibt. Fast jeder Neger ist dort Sklave; der hohe Begriff, den die Europäer und selbst die Creolen von ihrer Erhabenheit über die unglücklichen Schwarzen haben, läßt diese Vermischung gleichsam als ein unnatürliches Laster ansehen. Daher leidet auch in einigen Theilen Westindiens der Neger, welcher das Unglück hat, bey einer Weissen ertappt zu werden, die Todesstrafe. Unstreitig hält die Schaam, durch die Farbe und das Wollhaar des Kindes dereinst einen öffentlichen Beweis dieses Vorwurfs zu geben, die Frauenzimmer von dem Neger dort stärker zurück, als in Europa.

Man hat aber sogar Beyspiele auf diesen Inseln von Negerkindern, die nicht etwa braungelb waren, sondern deren Haut große, weiße Flecken, ja ganze weiße Massen zwischen der weißen Hautfarbe zeigten. Indessen haben wir noch kein Beyspiel der Fortartung dieser scheckichten Menschenrace, und es scheint zu vermuthen, daß sie mit zunehmendem Alter zur einfarbigen Mittelfarbe zurückkehren.

Nur allein um Mißverständnisse zu vermeiden, verdienen hier die Albinos, Kakerlaken oder weißen Neger eine kurze Bemerkung. Es sind

weiße Menschen mit Wollhaaren, rosenfarbenen Augensternen, und einer Pupille von tiefer rother Farbe, schwachsichtige, kränkliche Individuen von kreideweißer Weiße der Haut, aber von Negern erzeugt. Jede Menschenvarietät bringt unter den meisten Klimaten dergleichen kränkliche Individuen hervor, hier wird es aber durch den Kontrast zwischen der Farbe der Aeltern und der Kinder bey dem Neger auffallender. Wegen Mangel an dem braunen Schleime, welcher im Innern des Augapfels zur Absorbtion der überflüssigen Lichtstrahlen dem gesunden Auge dienet, sind diese Menschen schwachsichtig und lichtscheu, blinzeln daher gewöhnlich stark bey gewöhnlicher Helle. Sie zeugen, so viel man weiß, nicht fort, wenigstens gebar eine solche weiße Negerin von einem gesunden Neger ein schwarzes Kind.

Verfolgt man die weitern Abstuffungen der Farbe, und nimmt dabey den Weißen als Vater an, so ergeben sich in Westindien folgende Spielarten.

Mit der Mulattin erzeugt er den Terceron. Edwards nennt diese bereits den Quarteron. Von einer solchen Mulattin und einem Weißen entspringt dann der Quinteron. Von hieraus verliert sich die geschwächte Tinte des Schwarzen so sehr, daß das ungewohnte Auge die Nachkommen leicht für Creolen hält.

Der Schwarze erzeugt mit der Mulattin oder auch der Mulatte mit der Negerin den Sambo. Der aus dieser letztern Verbindung entsprungene Mensch ist gewöhnlich bey sehr dunkler Kupferfarbe, schön von Gestalt und trägt lockigtes oder kurzes Haar. Sambo-Sklaven von beyden Geschlechtern hat man daher auf den Inseln gewöhnlich zu den innern, feinern Geschäften des Hauses, zur Bedienung. Je weiter sich dann der Mulatte von seinem schwarzen Ahnherrn entfernt, desto heller wird die Abkunft; je mehr er sich ihm hingegen wieder durch Heyrathen nähert, desto dunkler.

Mit dem Urbewohner, mit dem kupferrothen Amerikaner erzeugt der Europäer den wahren Meris oder Mestizen. So wie sich diese von dem Amerikaner entfernen und dem Europäer nähern, zeigt sich bey ihnen nicht bloß ein minder dunkler Anstrich, sondern zugleich ein stärkerer Bart. Denn, wenn gleich nicht ganz unbartig, ist der Originalamerikaner dennoch unläugbar minder behaart, als der Einwohner der alten Halbkugel.

Diese Abstuffungen oder Menschengeschlechter zwischen dem Europäer und Amerikaner gehen unter verschiedenen Namen z. B. der Castizen und andern bis zu den Octavon hinab. Die Spanier nennen Letztere Puchuela. Sie sind von dem Kreolen, ja oftmals von dem Europäer, selbst wenig zu unterscheiden.

Endlich bringt die Verbindung des Negers mit dem Originalbewohner Westindiens, mit dem rothen Caraiben, eine sehr merkwürdige Menschenrace, die schwarzen Caraiben hervor. Folgender Zufall gab hiezu Anlaß. Ein Sklavenschiff hatte im Jahr 1675 viele Neger in der Bay von Benin eingehandelt. Sie waren von der Nation der Mokos, einem kühnen Volke tief aus dem Binnenlande. An der kleinen Insel Beguin, zwey Meilen südlich von St. Vincent, scheiterte das Schiff; aber die größte Anzahl der Neger rettete sich durch Schwimmen auf St. Vincent. Die Caraiben, welche diese Küsten zum Fischen besuchten, nahmen sie mit sich und hielten sie als Sklaven. Indeß fanden die Neger Eingang bey den caraibischen Schönen, sie vermehrten sich und zeugten mit ihnen die schwarzen Caraiben. Ihre Anzahl nahm durch entlaufene Neger aus Barbados zu, sie fingen an den Caraiben gefährlich zu werden, und diese beschlossen daher ihren Untergang. Sie nahmen sich vor, auf einmal alle männliche Kinder dieser Fremdlinge umzubringen. Allein das Vorhaben ward den Schwarzen verrathen. Sie standen in Masse gegen ihre rothe Herren auf, schlugen sie in mehreren Gefechten, raubten ihnen viele Weiber und Mädchen und zwangen sie, sich in andere Theile der Insel zurückzuziehen.

Zwar versuchten die rechtmäßigen Herren der Insel, sie mit Hilfe der Franzosen zu vertilgen; al-

lein der Versuch schlug fehl, die rothen Caraiben sahen sich von dieser tapfern Mittelrace verdrängt.

Als die Engländer Herrn von St. Vincent wurden, suchten auch sie die schwarzen Caraiben zu überwältigen. Aber nach vielen blutigen Fehden brachten diese es dahin, daß man ihnen auf der Insel St. Vincent einen eigenen bedeutenden Theil des Landes kontraktmäßig abtreten mußte. Ihre vielen Verheerungen gaben den Engländern Anlaß, neuerdings auf Vernichtung zu denken. Allein sie haben sich gegenwärtig bis auf 2000 Familien vermehrt, ohne daß die Unternehmung gelungen wäre. Sie sind übrigens gescheidte, thätige Menschen. Sie haben Pflanzungen von Baumwolle, Tabak u. dgl., verstehen sich trefflich darauf, mit ihren Canoes an Orten, wo der Britte es wegen der See nicht wagte, Waaren an die Schiffe zu bringen, kennen den Werth des Goldes und halten sogar mehrere wirkliche Neger als Sklaven, verstehen sehr gut mit dem Schießgewehr umzugehen, kleiden sich wie die Neger und stehen auf keinem unbeträchtlichen Grade von Civilisation. Man hat ihnen seit 1773 den nördlichsten Theil eingeräumt. Sie zeichnen sich von den Caraiben durch ihr dunkles Colorit und krauses Haar aus, haben aber mehrere Gewohnheiten der wahren Caraiben beybehalten, auch ist ihre polygamische Haushaltung in vielen Stücken jener der wahren Caraiben ähnlich.

Nach dieser Uebersicht der Hauptracen der farbigen Menschen ließen sie sich auf Mulatten, Mestizen und schwarze Caraiben zurückbringen; von welchen die erstern die zahlreichsten sind.

In den Colonieen hängt der civile Stand des Menschen von der Mutter ab. Ist sie eine Sklavin, so bleibt auch das Kind Sklav, wenn gleich von einem freyen Weißen erzeugt. Indeß behält die Natur bey den Letztern häufig ihre Rechte. Der Vater liebt sein braungelbes Kind, er erläßt ihm die Feldarbeit der Neger, er vertraut ihm die gemächlichern Dienste des innern Haushalts, gibt ihm eine bessere Erziehung, bildet aus dem jungen Mulatten einen Schreiber, Buchhalter, oder Aufseher. Das Mädchen wird reichlicher ausgesteuert, erhält höhere Kultur und bessere Gefühle, oder er schenkt ihm wohl gar die Freyheit. Auf diese Weise entwickeln sich bey den Mulatten größere Vollkommenheiten des Körpers und Geistes.

Unter diesen Mulatten schätzt man besonders die des zweyten und dritten Grades, auch Quarterone und Quinterone genannt. Ihre Tinte nähert sich den Creolen sehr, auch ist ihr Wuchs gewöhnlich schön. In den holländischen Kolonien ist diese Race von Sklavinnen sehr beliebt.

Ihr Anzug ist eben so reinlich als verführerisch. Unter einem runden Kastorhut mit goldner Schleife

wallt das schwarze lockichte Haar herab. Das enge seidne weit ausgeschnittene Mieder, vorn leicht geschnürt, legt dem schön gewölbten Busen kaum den mindesten Zwang an. Ein einziger seidener Rock, mit einer Falbala von Gaze besetzt, über ihren herrlichen Körper geworfen, zeigt das ganze Spiel der Glieder, und feuert die Einbildungskraft weit mehr an, als die wirkliche Nacktheit. Der runde Arm ist, so wie der Hals mit goldnen Ketten und anderm Geschmeid geziert. Nur der nackte Fuß, den die Sklavinnen immer behalten müssen, ist anfangs dem Auge minder angenehm.

Mit diesen schönen Personen leben die Europäer noch häufiger als mit den Negerinnen, und obgleich dieser Mißbrauch die eigentlichen Ehen vermindert, so darf man dennoch deshalb die Mulattinnen nicht gerade eines sehr ausschweifenden Temperaments beschuldigen. Auf eine wirkliche Ehe mit einem Weißen oder mit einem Creolen können sie fast nie Anspruch machen, da diese leider die Mulatten als tief untergeordnete Wesen betrachten. Auf den brittischen Inseln wird nur erst das Kind frey, welches nach dem dritten Grade von der Negerin entfernt ist, wodurch mithin selbst der Quinteron noch Sklav bleibt; ferner wird dort sogar der freye Mulatte weder zu geistlichen noch weltlichen Aemtern zugelassen, auch werden ihnen alle Vermächtnisse über 2000 Pf. St. als illegal abgesprochen, ja ihr Zeugniß gegen einen Weißen ist nicht einmal giltig. Durch diesen

letzten Punkt sind sie fast unglücklicher als der Sklave, denn dieser Letztern nimmt sich doch sein Herr an. Diese Erniedrigungen erschweren es daher dem männlichen Mulatten sehr, eine Frau anständig zu erhalten, wenigstens wird die Mätresse des Pflanzers, des Beamten, des Kaufmanns oder Spediteurs immer eines weit größern Wohllebens genießen.

Es ist übrigens nicht verzeihlich, ja kaum begreiflich, mit welcher Gefühllosigkeit viele dieser Afterehemänner ihre Nachkommenschaft als Sklaven theils selbst behandeln, theils sie sogar mit den Müttern als Sklaven verkaufen.

Sonach ist es freylich nicht zu verwundern, wenn die farbigen Menschen, bey ihrer größern Freyheit, bey der mehreren Entwickelung ihres Geistes und den daher wachsenden Bedürfnissen, mit ihrem Schicksale unzufrieden, viele Mittel letztere zu befriedigen hervorsuchen. Daher dann die lebhafte und fürchterliche Vereinigung der Mulatten mit den Negern auf den französischen Inseln, als der National-Konvent die Freyheit der Letztern proklamirte.

Unter diesen farbigen Menschen, Mulatten, Mestizen und ihren vielartigen Abstuffungen gibt es viele freye Menschen; sie machen mit den freyen Negern einen sehr bedeutenden Theil der Bevölkerung Westindiens aus. Merkwürdig bleibt es indeß immer, daß die Hauptmasse aller heutigen Bewohner der In-

seln, die Originalbewohner fast so sehr verdrängt haben, daß diese in den dortigen Bevölkerungslisten kaum einer Erwähnung verdienen; merkwürdig ferner, daß die Zahl der dort eingeführten Neger ein so übermäßiges Verhältniß gegen die Weißen, gegen ihre Herrn und die Besitzer der Plantagen habe.

Bekanntlich ist aber die Behandlung derselben bisher eben so unklug als unmenschlich gewesen. Der Zustand des Negers in Westindien ist nur auf den englischen Besitzungen und durch die Bemühungen der mährischen Brüder auf den dänischen, etwas erträglicher, sie können hier, wenn sie fleißig und geschickt sind, sich allmählig in eine bessere Lage setzen, und eigene Gesetze, ja auf Grenada sogar auch ein eigener Gerichtshof, gewähren ihnen Schutz. Im Allgemeinen jedoch werden sie äusserst grausam behandelt, und bey den geringsten Vergehungen unmenschlich gestraft. Daß auch die Engländer sehr oft so verfahren, davon sind viele Thatsachen zur Genüge bekannt.

Diese Behandlung auf der einen Seite, und die zu große Anzahl derselben auf der andern Seite macht sie nach gerade, besonders durch das Beyspiel von St. Domingo, den Europäern furchtbar. Indeß ziehen sie gewöhnlich dem gewaltsamen Aufstande die Desertion, oder wie man es dort nennt, das Maronlaufen vor. Durch ihre häufige Entweichung hatten sich sogar schon zwey kleine Neger-Republiken, die eine auf Jamaika, (und diese gehet uns hier

vorzüglich an) und die andere im holländischen Süd-
amerika gebildet. Erst nach einem beynahe 100 jäh-
rigen Kriege war es den Engländern gelungen, die
Erstern zu besiegen, und die Reste der kleinen Na-
tion nach Kanada und Neuschottland zu verpflanzen,
wo man ihnen Ländereyen gab und sie allmählig sich
an das neue Loos gewöhnten.

Zum Schluße nur noch Einiges über die Art,
die Sklaven zu beschäftigen. Bey ihrer Arbeit
herrscht nach der Natur der Pflanzungen einige Ver-
schiedenheit. Zuerst sondert man die *Hausneger*,
die *Handwerksneger* und *Feldneger* völlig
von einander ab. Die Hausneger machen eine hö-
here Klasse als die Feldneger aus, und versehen die
Dienste der männlichen und weiblichen Hausbedienten.
Jene, welche nicht als wirkliche Bediente in des Herrn
Hause schlafen, haben ihre Hütten gleich daneben im
Hof. Sie werden entweder aus der Küche der Herr-
schaft gespeiset, oder man zahlt ihnen etwa 12 Gr.
wochentlich dafür. Sie haben nicht den Werth der
Handwerksneger (solcher, die ein Handwerk verste-
hen) aber sie sind reichlicher gekleidet als die Feld-
neger.

Letztere werden nun nach verschiedenen Klassen
geordnet. Bey einer Zuckerplantage gehören zur
ersten Abtheilung die stärksten Männer, Jünglinge
und Weiber. Diese müssen das Erdreich umarbei-
ten, die Löcher zu den Pflanzen machen und in

der Erndiezeit die schwersten (bereits erwähnten) Arbeiten verrichten. Die zweyte Abtheilung begreift junge Knaben und Mädchen, schwangere Frauen und genesende Neger. Sie werden zum Jäten gebraucht. Die dritte Bande besteht endlich aus Kindern, welche unter der Aufsicht einer verständigen alten Negerin angewiesen werden, Gras und anderes Futter für Schweine und Schaafe zu suchen, auch im Garten zu jäten.

Frühmorgens beym Aufgange der Sonne gibt der Aufseher (Commandeur oder Bomba) das Zeichen zum Aufstehen mit der Glocke, oder er bläset auch auf einigen Inseln auf dem Tutu; um fünf Uhr marschiren die Neger zur Feldarbeit, und stellen sich sodann mit Hacken, Spaten und anderm Ackergeräthe zur Arbeit an.

Auf den dänischen Inseln wird um acht Uhr eine Pause von einer halben Stunde gemacht und gefrühstückt. Bey diesem Frühstück, welches aus gekochten Yams, Plantanen, u. dgl. von eigenen Negerinnen bereitet, und mit Cayenne-Pfeffer gewürzt wird, pflegen sich gewöhnlich jene Neger wieder einzufinden, welche sich aus Faulheit oder Furcht vor Strafe (wegen Verspätung beym Aufstehen) entfernt haben. Der Bomba züchtigt sie bald mit mehr, bald mit wenigern Streichen. Die Ursache solcher Verspätungen liegt hauptsächlich in der Na-

tur des Negers, der sich vor jeder Kälte fürchtet und leicht bey einem kühlen Morgen erkrankt.

Nach eingenommenem Frühstück geht die Arbeit fort bis Mittag, da man ihnen zwey Stunden zum Essen und zur Erhohlung zugesteht. Das Mittagsessen, gleichfalls von jenen Köchinnen bereitet, hat gewöhnlich vor dem Frühstücke den Vorzug, daß die Neger, die ihnen wöchentlich ausgetheilten Häringe oder andere gesalzene Fische hinzusetzen.

Nachmittags geht die Arbeit fort bis zum Untergang der Sonne. Auf mehreren Inseln nehmen die Neger ein stärkeres Abend- als Mittagsmahl ein. Auch gesteht man ihnen zu Zeiten etwas Rum zur Erhohlung zu.

Auf Jamaika, bezeugt Edwards, darf der Neger nachher sofort die Ruhe geniessen. Allein auf sehr vielen der übrigen Inseln sieht er sich gezwungen, zwey Bündel Gras für das Vieh zu liefern. Bey der zehnstündigen Arbeit, und bey der Schwierigkeit, auf dem verbrannten Lande hiezu hinreichendes Gras zu sammeln, und deshalb oft viele Wege zu machen, veranlaßt dieses traurige Geschäft die häufigsten Züchtigungen. Ist der Commandeur oder Bomba ein harter Mensch, welches nur zu oft der Fall ist, so seufzen die Unglücklichen unter entsetzlichen Hieben.

Ausser dem Sonntage und den Festtagen gesteht man ihnen auf den dänischen Inseln den halben Sonnabend für Feyerstunden und zu Bearbeitung ihrer eigenen Ländereyen zu. Auch auf den andern Inseln haben freylich nur wenige gutmüthige Herren diese Billigkeit.

Auf den brittischen Inseln zählte man im Jahre 1791 — 65,305 Weisse, 10,000 farbige Menschen und 455,684 Neger; auf den französischen Inseln vor der Revolution 64,700 Weisse, 14,000 Farbige, 476,000 schwarze Menschen, neuere Nachrichten setzen für St. Domingo allein 42,000 Weisse, 44,000 freye farbige Leute und 600,000 Schwarze an. Die dänischen Inseln enthielten 1789 — 2611 Weisse, 1129 freye Neger und 29,286 Negersklaven. Die schwedische Insel Barthelemy enthält nur etwa 200. Auf den holländischen Inseln St. Martin, St. Eustach und Curassao würden etwa gegen 20,000 Neger seyn. Cuba hat an 700,000 Einwohner, worunter 465,000 Neger. Die Zahl aller Einwohner Westindiens belief sich nach Fabri im Jahre 1798, auf 1,460,000 Menschen, darunter 260,000 Europäer und freye, farbige Leute, dann 1,200,000 Neger. Hat aber Cuba wirklich 700,000, Domingo 686,000, Jamaika 320,000 Einwohner, so gibt dieß allein schon eine Zahl von 1,706,000 Menschen, und man dürfte nach einem richtigern Maaßstabe die ganze Populazionssumme ungefähr auf 2,300,000 Menschen angeben können.

Auf

Auf den dänischen Inseln, so wie auf Barthelemy sind evangelisch-lutherische Religionsbekenner; auf ersteren, so wie auch auf einigen brittischen und batavischen Inseln wohnen vornähmlich zahlreiche Bekenner von der englischen bischöflichen Kirche; doch findet man eben daselbst auch andere christliche Religionspartheyen. Römisch-katholische Glaubensgenossen sind auf den spanischen und französischen Inseln, auch auf einigen brittischen. Die Neger sind größtentheils Fetischanbeter (Heiden); einige 20,000 sind jedoch zu verschiedenen christlichen Confessionen, auch von den vereinigten Brüdern bekehrt worden.

Verschiedene Hauptorte dieser Inseln haben höhere und niedere Lehranstalten in europäischen Formen, wenn auch mit weit beschränktern Hilfsmitteln und nach weniger umfassenden Planen. Man unterhält auch Buchdruckereyen. Städtische Gewerbe sind übrigens hier Landes so sparsam, daß die meisten häuslichen Manufaktur- und Fabriksbedürfnisse aus Europa herüber gehohlt werden müssen. Die Neger treiben einige Handwerke.

Eintheilung. Spezielle Uebersicht und Topographie.

Theilt man die neue Welt in das nördliche und südliche Amerika, so bleiben die vielen Inseln übrig, welche der grosse Archipel zwischen Florida,

einem der tiefsten Vorgebirge von Nordamerika, und zwischen dem nördlichen festen Lande von Südamerika (Terra ferma) umfaßt. Sie sind höchst wahrscheinlich die Bruchstücke des durch Meeresbewegungen und durch Vulkane zertrümmerten mittleren Theiles der neuen Welt, und erhielten von den Engländern den Nahmen Westindien.

Sieht man Amerika für eine sehr grosse Insel an, so wird der Nahme Antillen (Antiles, ante majorem insulam sitae) für sie sehr bezeichnend. Man nennt sie aber auch mit Recht die Mittelamerikanischen oder Zucker-Inseln. Sie zerfallen in zwey Hauptabtheilungen, in die grossen und kleinen Antillen.

Grosse Antillen.

Cuba.

Ist die größte von allen, mit einem Umfange von 600 Leguas, einer Bevölkerung von mehr als 700,000 Menschen, und gehört der Krone Spanien. Sie ist getheilt in die Gobiernos de la Havanna und de Cuba, welche beyde unter einem Kapitán General stehen, der auch Chef d'Escadre der Armada de Barlo Vento ist, und ausser zwey Regimentern, nebst einiger leichten Infanterie, ein Regiment Cavallerie, eine Eskadron Dragoner, ein Artilleriekorps und Truppen von Eingebohrnen unter seinen Befehlen hat. Cuba hat hohe Gebirge, Waldungen, grosse unbebaute Landstriche, aber auch einen Reichthum an allen westindischen Produkten. Es ist die Niederlage von allen Waaren aus Mexiko und den übrigen Provinzen dieses Meerbusens, auch von Terra ferma, und den europäischen Ländern, welche dahin handeln,

dann von allem gemünzten Golde und Silber aus Mexiko. Hier pflegen die spanischen Schiffe bey ihrer Hin- und Herreise anzuhalten. Man führt aus: Tabak, Leder, Wachs, Baumwolle, Zucker, (jährlich an 2 Mill. Aroben) Kaffee, ꝛc. Einfuhrsartikel sind: Getreide, Oehl, Wein, viele unentbehrliche Lebensmittel, und Luxusartikel, auch Neger.

Hauptstadt ist Havanna, der Mittelpunkt des spanisch-amerikanischen Handels, eine regelmässig angelegte Stadt, Residenz des Kapitän-Generals, Sitz einer Administration des Postwesens, mit einem trefflichen Haven, der von den Forts Castillo del Morro und de San Salvador vertheidiget wird. Sie hat 2000 Häuser, 36,000 Einwohner, 26 Klöster, eine Garnison von 4600 Mann, einen katholischen Bischof, dessen Kapitel in St. Jago de Cuba ist. Ferner findet sich in dieser luxuriösen Stadt ein grosses Schauspielhaus, ein Colisäum zu Stiergefechten, eine patriotische Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Industrie und der Künste, auch ein Seminarium, mehrere Klosterschulen, eine Universität mit 19 Professoren, verschiedene Spitäler, ein Findelhaus, ein Arsenal; noch innerhalb der Stadt das Fort la Fuerza. Man unterhält Schiffswerfte und nebst andern Werkstätten, eine grosse Tabaksfabrik. Um die Stadt liegen mehrere Castelle, und das Dorf Arroyo-Naranja, ist merkwürdig wegen seiner Bäder.

B. VIII. S. 68.



Ansicht von Havanna.

seln, die Originalbewohner fast so sehr verdrängt haben, daß diese in den dortigen Bevölkerungslisten kaum einer Erwähnung verdienen; merkwürdig ferner, daß die Zahl der dort eingeführten Neger ein so übermäßiges Verhältniß gegen die Weißen, gegen ihre Herrn und die Besitzer der Plantagen habe.

Bekanntlich ist aber die Behandlung derselben bisher eben so unklug als unmenschlich gewesen. Der Zustand des Negers in Westindien ist nur auf den englischen Besitzungen und durch die Bemühungen der mährischen Brüder auf den dänischen, etwas erträglicher, sie können hier, wenn sie fleißig und geschickt sind, sich allmählig in eine bessere Lage setzen, und eigene Gesetze, ja auf Grenada sogar auch ein eigener Gerichtshof, gewähren ihnen Schutz. Im Allgemeinen jedoch werden sie äusserst grausam behandelt, und bey den geringsten Vergehungen unmenschlich gestraft. Daß auch die Engländer sehr oft so verfahren, davon sind viele Thatsachen zur Genüge bekannt.

Diese Behandlung auf der einen Seite, und die zu große Anzahl derselben auf der andern Seite macht sie nach gerade, besonders durch das Beyspiel von St. Domingo, den Europäern furchtbar. Indeß ziehen sie gewöhnlich dem gewaltsamen Aufstande die Desertion, oder wie man es dort nennt, das Maronlaufen vor. Durch ihre häufige Entweichung hatten sich sogar schon zwey kleine Neger-Republiken, die eine auf Jamaika, (und diese gehet uns hier

vorzüglich an) und die andere im holländischen Südamerika gebildet. Erst nach einem beynahe 100 jährigen Kriege war es den Engländern gelungen, die Erstern zu besiegen, und die Reste der kleinen Nation nach Kanada und Neuschottland zu verpflanzen, wo man ihnen Ländereyen gab und sie allmählig sich an das neue Loos gewöhnten.

Zum Schluße nur noch Einiges über die Art, die Sklaven zu beschäftigen. Bey ihrer Arbeit herrscht nach der Natur der Pflanzungen einige Verschiedenheit. Zuerst sondert man die Hausneger, die Handwerksneger und Feldneger völlig von einander ab. Die Hausneger machen eine höhere Klasse als die Feldneger aus, und versehen die Dienste der männlichen und weiblichen Hausbedienten. Jene, welche nicht als wirkliche Bediente in des Herrn Hause schlafen, haben ihre Hütten gleich daneben im Hof. Sie werden entweder aus der Küche der Herrschaft gespeiset, oder man zahlt ihnen etwa 12 Gr. wochentlich dafür. Sie haben nicht den Werth der Handwerksneger (solchen, die ein Handwerk verstehen) aber sie sind reichlicher gekleidet als die Feldneger.

Letztere werden nun nach verschiedenen Klassen geordnet. Bey einer Zuckerplantage gehören zur ersten Abtheilung die stärksten Männer, Jünglinge und Weiber. Diese müssen das Erdreich umarbeiten, die Löcher zu den Pflanzen machen und in

der Erndtezeit die schwersten (bereits erwähnten) Arbeiten verrichten. Die zweyte Abtheilung begreift junge Knaben und Mädchen, schwangere Frauen und genesende Neger. Sie werden zum Jäten gebraucht. Die dritte Bande besteht endlich aus Kindern, welche unter der Aufsicht einer verständigen alten Negerin angewiesen werden, Gras und anderes Futter für Schweine und Schaafe zu suchen, auch im Garten zu jäten.

Frühmorgens beym Aufgange der Sonne gibt der Aufseher (Commandeur oder Bomba) das Zeichen zum Aufstehen mit der Glocke, oder er bläset auch auf einigen Inseln auf dem Tutu; um fünf Uhr marschiren die Neger zur Feldarbeit, und stellen sich sodann mit Hacken, Spaten und anderm Ackergeräthe zur Arbeit an.

Auf den dänischen Inseln wird um acht Uhr eine Pause von einer halben Stunde gemacht und gefrühstückt. Bey diesem Frühstück, welches aus gekochten Yams, Plantanen, u. dgl. von eigenen Negerinnen bereitet, und mit Cayenne-Pfeffer gewürzt wird, pflegen sich gewöhnlich jene Neger wieder einzufinden, welche sich aus Faulheit oder Furcht vor Strafe (wegen Verspätung beym Aufstehen) entfernt haben. Der Bomba züchtigt sie bald mit mehr, bald mit wenigern Streichen. Die Ursache solcher Verzögerungen liegt hauptsächlich in der Na-

tur des Negers, der sich vor jeder Kälte fürchtet und leicht bey einem kühlen Morgen erkrankt.

Nach eingenommenem Frühstück geht die Arbeit fort bis Mittag, da man ihnen zwey Stunden zum Essen und zur Erhohlung zugesteht. Das Mittagsessen, gleichfalls von jenen Köchinnen bereitet, hat gewöhnlich vor dem Frühstücke den Vorzug, daß die Neger, die ihnen wöchentlich ausgetheilten Häringe oder andere gesalzene Fische hinzusetzen.

Nachmittags geht die Arbeit fort bis zum Untergang der Sonne. Auf mehreren Inseln nehmen die Neger ein stärkeres Abend- als Mittagsmahl ein. Auch gesteht man ihnen zu Zeiten etwas Rum zur Erhohlung zu.

Auf Jamaika, bezeugt Edwards, darf der Neger nachher sofort die Ruhe geniessen. Allein auf sehr vielen der übrigen Inseln sieht er sich gezwungen, zwey Bündel Gras für das Vieh zu liefern. Bey der zehnstündigen Arbeit, und bey der Schwierigkeit, auf dem verbrannten Lande hiezu hinreichendes Gras zu sammeln, und deshalb oft viele Wege zu machen, veranlaßt dieses traurige Geschäft die häufigsten Züchtigungen. Ist der Commandeur oder Bomba ein harter Mensch, welches nur zu oft der Fall ist, so seufzen die Unglücklichen unter entsetzlichen Hieben.

Ausser dem Sonntage und den Festtagen gesteht man ihnen auf den dänischen Inseln den halben Sonnabend für Feyerstunden und zu Bearbeitung ihrer eigenen Ländereyen zu. Auch auf den andern Inseln haben freylich nur wenige gutmüthige Herren diese Billigkeit.

Auf den brittischen Inseln zählte man im Jahre 1791 — 65,305 Weisse, 10,000 farbige Menschen und 455,684 Neger; auf den französischen Inseln vor der Revolution 64,700 Weisse, 14,000 Farbige, 476,000 schwarze Menschen, neuere Nachrichten setzen für St. Domingo allein 42,000 Weisse, 44,000 freye farbige Leute und 600,000 Schwarze an. Die dänischen Inseln enthielten 1789 — 2611 Weisse, 1129 freye Neger und 29,286 Negersklaven. Die schwedische Insel Barthelemy enthält nur etwa 200. Auf den holländischen Inseln St. Martin, St. Eustach und Curassao würden etwa gegen 20,000 Neger seyn. Cuba hat an 700,000 Einwohner, worunter 465,000 Neger. Die Zahl aller Einwohner Westindiens belief sich nach Fabri im Jahre 1798, auf 1,460,000 Menschen, darunter 260,000 Europäer und freye; farbige Leute, dann 1,200,000 Neger. Hat aber Cuba wirklich 700,000, Domingo 686,000, Jamaika 320,000 Einwohner, so gibt dieß allein schon eine Zahl von 1,706,000 Menschen, und man dürfte nach einem richtigern Maaßstabe die ganze Populazionssumme ungefähr auf 2,300,000 Menschen angeben können.

Auf

Auf den dänischen Inseln, so wie auf Barthelemy sind evangelisch-lutherische Religionsbekenner; auf ersteren, so wie auch auf einigen brittischen und batavischen Inseln wohnen vornähmlich zahlreiche Bekenner von der englischen bischöflichen Kirche; doch findet man eben daselbst auch andere christliche Religionspartheyen. Römisch-katholische Glaubensgenossen sind auf den spanischen und französischen Inseln, auch auf einigen brittischen. Die Neger sind größtentheils Fetischanbeter (Heiden); einige 20,000 sind jedoch zu verschiedenen christlichen Confessionen, auch von den vereinigten Brüdern bekehrt worden.

Verschiedene Hauptorte dieser Inseln haben höhere und niedere Lehranstalten in europäischen Formen, wenn auch mit weit beschränktern Hilfsmitteln und nach weniger umfassenden Planen. Man unterhält auch Buchdruckereyen. Städtische Gewerbe sind übrigens hier Landes so sparsam, daß die meisten häuslichen Manufaktur- und Fabriksbedürfnisse aus Europa herüber gehohlt werden müssen. Die Neger treiben einige Handwerke.

Eintheilung. Spezielle Uebersicht und Topographie.

Theilt man die neue Welt in das nördliche und südliche Amerika, so bleiben die vielen Inseln übrig, welche der grosse Archipel zwischen Florida,

einem der tiefsten Vorgebirge von Nordamerika, und zwischen dem nördlichen festen Lande von Südamerika (Terra ferma) umfaßt. Sie sind höchst wahrscheinlich die Bruchstücke des durch Meeresbewegungen und durch Vulkane zertrümmerten mittleren Theiles der neuen Welt, und erhielten von den Engländern den Nahmen Westindien.

Sieht man Amerika für eine sehr grosse Insel an, so wird der Nahme Antillen (Antiles, ante majorem insulam sitae) für sie sehr bezeichnend. Man nennt sie aber auch mit Recht die Mittelamerikanischen oder Zucker-Inseln. Sie zerfallen in zwey Hauptabtheilungen, in die grossen und kleinen Antillen.

Grosse Antillen.

Cuba.

Ist die größte von allen, mit einem Umfange von 600 Leguas, einer Bevölkerung von mehr als 700,000 Menschen, und gehört der Krone Spanien. Sie ist getheilt in die Gobiernos de la Havanna und de Cuba, welche beyde unter einem Kapitán General stehen, der auch Chef d'Escadre der Armada de Barlo Vento ist, und ausser zwey Regimentern, nebst einiger leichten Infanterie, ein Regiment Cavallerie, eine Eskadron Dragoner, ein Artilleriekorps und Truppen von Eingebohrnen unter seinen Befehlen hat. Cuba hat hohe Gebirge, Waldungen, grosse unbebaute Landstriche, aber auch einen Reichthum an allen westindischen Produkten. Es ist die Niederlage von allen Waaren aus Mexiko und den übrigen Provinzen dieses Meerbusens, auch von Terra ferma, und den europäischen Ländern, welche dahin handeln,

dann von allem gemünzten Golde und Silber aus Mexiko. Hier pflegen die spanischen Schiffe bey ihrer Hin- und Herreise anzuhalten. Man führt aus: Tabak, Leder, Wachs, Baumwolle, Zucker, (jährlich an 2 Mill. Aroben) Kaffee, rc. Einfuhrsartikel sind: Getreide, Oehl, Wein, viele unentbehrliche Lebensmittel, und Luxusartikel, auch Neger.

Hauptstadt ist Havanna, der Mittelpunkt des spanisch-amerikanischen Handels, eine regelmässig angelegte Stadt, Residenz des Kapitän-Generals, Sitz einer Administration des Postwesens, mit einem trefflichen Haven, der von den Forts Castillo del Morro und de San Salvador vertheidiget wird. Sie hat 2000 Häuser, 36,000 Einwohner, 26 Klöster, eine Garnison von 4600 Mann, einen katholischen Bischof, dessen Kapitel in St. Jago de Cuba ist. Ferner findet sich in dieser luxuriösen Stadt ein grosses Schauspielhaus, ein Colisäum zu Stiergefechten, eine patriotische Gesellschaft zur Beförderung des Akerbaues, der Industrie und der Künste, auch ein Seminarium, mehrere Klosterschulen, eine Universität mit 19 Professoren, verschiedene Spitäler, ein Findelhaus, ein Arsenal; noch innerhalb der Stadt das Fort la Fuerza. Man unterhält Schiffswerfte und nebst andern Werkstätten, eine grosse Tabaksfabrik. Um die Stadt liegen mehrere Castelle, und das Dorf Arroyo-Naranja, ist merkwürdig wegen seiner Bäder.



Ansicht von Havanna.

Ferner finden sich auf der Insel die Städte: Guanavacoa mit 12,000, St. Jago de las Vegas mit 5000 Einwohnern; St. Jago de Cuba mit einem sichern, geräumigen Hafen, 20,000 Einwohnern, wenig Handelsgeschäften; Puerto del Principe, die beträchtlichste Stadt nach Havanna mit 30,000 Einwohnern; Bayamo mit 12,000, St. Carlos de Matanzas mit 7000 Einwohnern und einem guten Hafen; Halguin mit 6060, St. Espiritu, St. Clare, St. Juan de los Remedios mit 7—8000, Baracca mit 2600 Einwohner, die älteste von Diego Velasquez 1512 gegründete Stadt. Zu Cuba gehören auch die Königsgärten, eine kleine Inselgruppe. Ferners finden sich daselbst die Buchten Guanacoa, de la Regla und Atares.

Jamaika.

Wenn gleich nicht die größte und fruchtbarste, dennoch durch brittische Industrie für Europa bisher die wichtigste, mit einem Flächeninhalte von 310 Quadratmeilen, einer Population von 320,000 Menschen, einem erstaunlichen Produktenreichthum, im Innern größtentheils gebirgig, gegen die Küste niedrig, und ungesund. Sie wird von einem königlich brittischen Gouverneur mit einem Rathskollegium (beydes vom Könige ernannt) regiert.

Diese reiche Insel, welche sich von Ferne durch die Pyramidengipfel ihrer blauen Gebirge anzeigt, wird in die drey Grafschaften, Middlesex, Surry und Cornwall abgetheilt.

Die Grafschaft Middlesex. Dieser mittlere und größte Theil der Insel enthält 8 Kirchspiele, eine Stadt, 13 Dörfer. Zu bemerken ist: St. Jago de la Vega oder Spanisch-Town, die Hauptstadt der ganzen Insel am Flusse Cobre, 6 Meilen vom Meere entfernt, der Sitz des Gouverneurs und des allgemeinen Gerichtshofes. Ersterer hat einen schönen Pallast zur Wohnung, der aus Backsteinen aufgeführt und mit einem Säulengang aus weissem Marmor geziert ist. Der Häuser sind 5 bis 600, und die Anzahl der Einwohner beläuft sich auf 5000.

Die Grafschaft Surry. Dieser östliche Theil der Insel besteht aus 7 Kirchspielen, zwey Städten und 8 Dörfern. Die Städte sind: Kingston, die Haupthandelsstadt der Insel, mit vielen bequemen und selbst an Pracht grenzenden Gebäuden, 27,000 Einwohnern, warunter 17,000 Sklaven, dann einem sehr tauglichen und schönen Hafen. Die Ebene an der Stadt ist öde. Port-Royal, eine ehemals berühmte und reiche Stadt, mit 200 Häusern, starken und vortrefflich erhaltenen Festungswerken, einer Schiffswerfte, einem Hospital und Baraken für die Garnison.

Die Grafschaft Cornwall. In fünf Kirchspielen enthält dieser westliche Inseltheil sechs Dörfer und die 3 Städte: Savanna la Mar, eine Stadt, die nach dem im Jahre 1780 erlittenen Sturm- und Wasserschaden nur 70 Häuser besitzt. Montego-Bay, eine reiche Stadt mit 600 Weissen. Falmouth oder The-Point, an der Südseite des Hafens Martha Brae mit 200 Häusern. *)

St. Domingo.

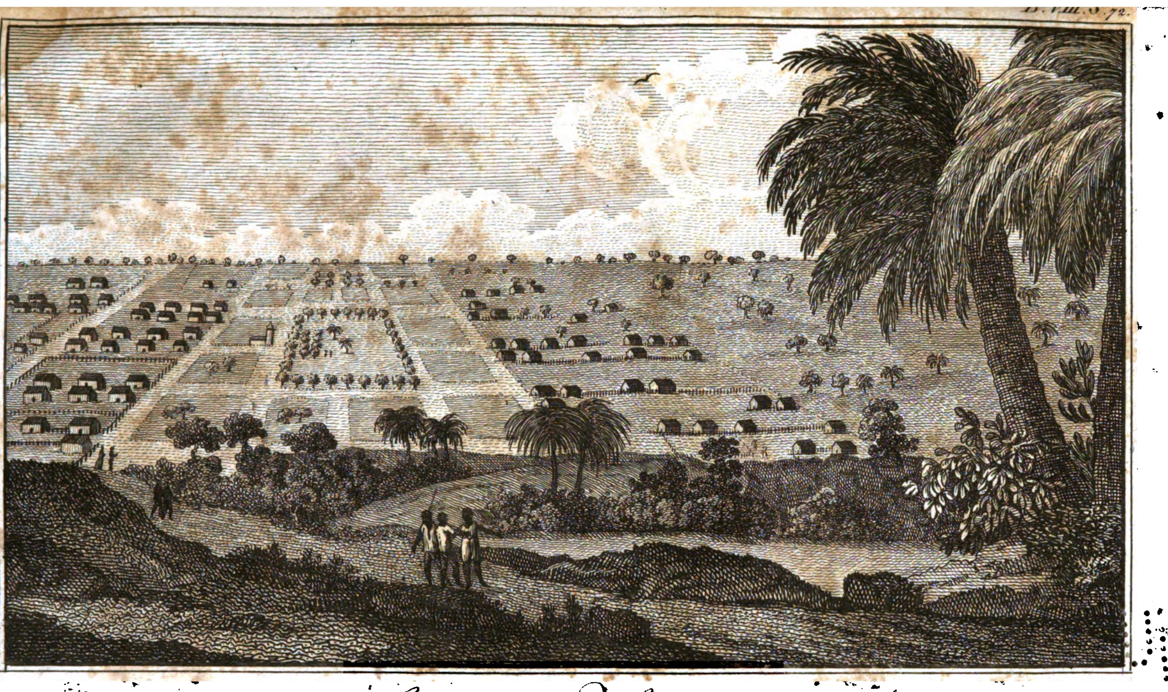
Oder Hispaniola, auch Espannola und Haiti (der Urnamen) genannt, 30,000 englische Quadratmeilen groß, mit einer Bevölkerung von beynahe 700,000 Menschen, meistens Negern, seit 1791 durch die Verheerungen dieser sowohl als der Mulatten verwüstet, ehemals nur zum Theile, seit 1795 ganz an Frankreich gehörig. Die völlige Besitznahme wurde aber und wird noch durch bewaffneten Widerstand zahlreicher Negerkorps verhindert, deren Chef Dessalines, unter dem Nahmen Jakob I. Kaiser von Haiti, von seinen Anhängern anerkannt wurde, nach dessen Tode der Neger-General Christophe die oberste

*) Diese Nachrichten über Jamaika verdanken wir Esq. R. C. Dallas History of the Maroons.

Gewalt usurpirt, und jetzt mit einem andern Generale Pethion um die Herrschaft kämpft.

Der Boden ist größtentheils gebirgig, jedoch mit sehr fruchtbaren Flächen. Das Cibao-Gebirge, die Flüsse Isabelle und Ozauca, der Salzsee Henriquille sind bemerkenswerth. Durch ihre Produkte hat sie einen außerordentlichen Werth, der für Frankreich bey ämsiger, thätiger Benützung noch bedeutender werden wird.

Im altfranzösischen Antheil (ein Viertel der Insel) zählte man 1789 an 1800 Zuckerplantagen. Eben daselbst sind die Hauptorte: Port au Prince, Leogane, St. Niclas, in dessen Nähe der kleine Ort Bombarde liegt, von dem wir hier der Seltenheit wegen eine Ansicht liefern. Cayes, Capfrancois (dermalen die Hauptstadt mit 8000 Einwohnern), neuerlich allesammt größtentheils in Ruinen. Im neufranzösischen Antheile ist: St. Domingo, eine beträchtliche Stadt und Festung, mit 2 Universitäten, der Sitz eines Erzbischofs. St. Jago, St. Vega. Der Distrikt Leanos. Hieher gehören auch die Inseln: La Vache, Gonave, Tortue, Saone, Samana und die Beaten-Inseln.



Ansicht von Bombarde.



Porto Rico.

Puerto Rico, auch St. Juan de Porto Rico, eine spanische Insel, 100 englische Meilen lang, 40 breit, mit 8000 Einwohnern, sehr fruchtbar und waldig, mit Goldsand in Bächen, aber wenig benützt. Die Hauptstadt ist: St. Juan de Puerto Rico, eine Festung auf einer Insel am Vorgebirg Puente de Aguilar, mit einem guten Hafen, Sitz des Gouverneurs und des Bischofs. Die Stadt Orleans.

Kleine Antillen, oder Caraibische Inseln.

Dazu gehören: 1) Die eigentlichen Caraibischen, 2) die Lukaien- oder Bahama-Inseln. Nach Einigen auch die Bermuden.

Die Caraibischen Inseln.

Diese werden getheilt in Rücksicht des Ostwindes (je nachdem derselbe sie früher oder später erreicht) in Inseln im Winde und unter dem Winde (Islas Barlo- und Sottovento, Leewards- und Windwards Islands).

Wir bemerken von ihnen:

1) Die Jungfern-Inseln (Virgin Islands). Ihre Anzahl beträgt beynahe 60. Hierunter: St. Thomas, St. Jean und St. Croix, unter dänischer Hoheit. Sie sind die einträglichsten und zählen 33,000 Einwohner. Anegada, Spanisch-Town und Tortola nebst

12 kleinen sind brittisch. Die Passage-, die Schlangen-Inseln u. m. a. sind spanisch. Einige sind unbewohnt. Die Krabbeninsel wird von England, Spanien und Dänemark gemeinschaftlich benützt.

2) St. Eustach, Eigenthum der Holländer, besteht fast nur aus zwey hohen Bergen, deren Seiten angebaut sind, hat einen guten Hafen, ein starkes Fort und etwa 22,000 Einwohner. Nordwestlich liegt die davon abhängige Insel Saba.

3) St. Martin, eine kleine, Frankreich und Holland gehörige Insel, mit 3500 Negern.

4) Anguilla mit Barbada, den Britten gehörig.

5) St. Barthelemi, eine kleine, seit 1784 den Schweden gehörige Insel, mit guten Häfen, worunter der Freyhafen Carenage. Die neue Stadt Gustavia.

6) St. Kitts, eine kleine brittische Insel mit [illegible]000 Einwohnern, dem Schwefelberge Brimstonehill, den Städten: Basseterre, und Sandypoint. Die Insel Newis mit der Stadt Charlestown und 10,000 Einwohnern. Die Insel Montserrat mit dem Hafen Plymouth.

7) Antigua, klein, aber reich an Produkten, den Britten gehörig. Sie zählt 50,000 Einwohner, und macht mit St. Kitts, Anguilla, Newis und Montserrat ein eigenes Gouvernement aus.

Zu bemerken sind hier; St. John, die Hauptstadt mit einem Hafen, einen Hügel hinangebaut, und gesünder als die übrigen Städte der caraibischen Inseln. In ihrer Mitte steht ein artiges Gebäude, den öffentlichen Verhandlungen gewidmet; die Pfarrkirche aus Backsteinen fällt durch die grossen, hölzernen Läden ihrer Fenster auf, sie enthält einige marmorne Grabmäler. Auf dem hohen Felsen Ratisland (Ratteninsel) steht das Fort, die Schutzwehr des Hafens. Parham, ein kleiner Hafen mit 3 Häusern oder Magazinen, einem Zollhaus und einer Kirche. Falmouth, ein seichter Hafen mit dem Fort George.

8) Guadeloupe, eine französische Besitzung, besteht eigentlich aus zwey Inseln, davon die grössere Grandeterre, die kleinere, das eigentliche Guadeloupe heißt. Sie betragen 50 Quadratmeilen, und zählen mehr als 120,000 Einwohner, meistens Neger. Bemerkenswerth ist ein rauchender Vulkan mit einer Schwefelgrube (la soufrière); der Berg der Teufel (Montagne des Diables). Hier ist die Hauptstadt: Basseterre

mit einem Fort, der Sitz des Generalkapitäns, und Point à Pierre.

9) Die französischen Inseln: Desirade, Mariegalante und les Saintes, eine Gruppe kleiner, gleichsam zertrümmerter Inseln, mit geringfügigen Kaffee- und Baumwollen-Plantagen.

10) Dominika, Dominique, eine britische Insel, 12 Quadratmeilen groß, mit etwa 16,000 Menschen, worunter 30 Familien der rothen Caraiben, getheilt in Cabes und Basseterre, mit dem Hauptorte Roseau mit 500 Häusern, und dem Städtchen Charlotteville. Neuerlich wurde diese Insel durch einen Orkan beynahe zerstört.

11) Martinique, eine französische Insel, (50 Quadratlieues mit etwa 94,000 Einwohnern) hat sichere, bequeme Seehäfen, beynahe 40 Flüsse, viele und wichtige Produkte. Der Hauptort ist Port de France (ehemals Port Royal). St. Pierre ist der Haupthandelsplatz der Insel mit 1800 Häusern an einem hohen Berge, aber einem Hafen, der bey Stürmen keine Sicherheit gewährt. *)

---

*) Man sehe: Voyage à la Martinique, par I. R*** General de Brigade. Paris 1804.

12) St. Lucie oder St. Alusia, eine französische, sehr ungesunde, 1804 von den Britten besetzte Insel, mit einer Bevölkerung von beyläufig 29000 Menschen, Schwefelminen, und vielen Produkten. Der Hauptort und Hafen Port Castres (Carenage) ist so geräumig, daß eine Flotte von Kriegsschiffen darin Sicherheit finden kann. Das Städtchen Souffriere.

13) St. Vincent, eine gebirgigte, kleine, brittische Insel, mit 1450 Weißen, 12900 Negern, 100 Familien der rothen und mehr als 2000 schwarzen Caraiben, ihres Tabaks wegen berühmt, wo Kingston die Hauptstadt und Sitz des Gouvernements der brittischen kleinen Antillen.

14) Barbados, gleichfalls brittisches Eigenthum, kaum 8 Quadratmeilen groß, von etwa 80000 Menschen bevölkert, gesund, aber weniger fruchtbar, indeß nicht unbedeutend durch ihren Handel und als vorderste Landspitze der Englischen Besitzungen, die im Amerikanischen Archipelagus in Gestalt eines Halbkreises von Norden nach Süden hin liegen. Bridgetown, am südwestlichen Ende der Insel, ist von einer Brücke so genannt, die über eine nahe gelegene kleine Bay führt. In dieser Hauptstadt wohnt der Kommandant der Truppen Englands auf den Inseln unter dem Winde und der Statthalter. Diese Stadt hat von ihrer ehemaligen Schönheit sehr verloren, sie ist unrein und besteht aus hölzernen ge-

schmacklosen Häusern. An ihrer Nordseite gewährt die Landstrasse, mit schönen Kokosbäumen besetzt, einen angenehmen Spaziergang. Die Städte: Charlestown, Jamestown, Kleinbristol. Unter mehrern Höhlen; die Coleshöhle.

15) Grenada (13 ½ Quadratmeilen) und die Grenadillen an der Ostseite davon, eine Gruppe von 12 kleinen Inseln, den Britten gehörig, mit 25000 Einwohnern. Georgetown ist die Hauptstadt und der Sitz des Gouverneurs, mit einem guten Hafen, welcher sich auch in Grenville Bay befindet. Fort Royal. Unter den Grenadillen sind Kariaku und Becouja oder Klein Martinique die erheblichsten. Diese Inseln machen mit St. Vincent ein Gouvernement aus.

16) Tabago, die südlichste unter den caraibischen Inseln, französisches Eigenthum (1804 von den Britten besetzt). Sie ist 14 Quadratmeilengroß und hat eine Population von ungefähr 14000 Menschen, auch einigen Familien der rothen Caraiben. Hauptort ist Scarborough. Im Nordosten davon liegt die Insel Kleintabago.

17) Die Insel Trinidad, zwischen Tabago und der Mündung des Orinoko, noch neuerlich spanisch, wurde im Frieden von Amiens den Britten abgetretten. Sie ist ein fruchtbares, aber ungesundes Eyland, eine orkanfreye See-Station, wo eine

Flotte zu jeder Jahrszeit sicher liegen kann; bring vornehmlich Zucker, schöne Baumwolle, vortreffliche Tabak ꝛc., ist 400 Quadratmeilen groß und zählte (1799) 60,000 Einwohner. Man findet hier einen bituminösen See, oder vielmehr eine Ebene mit bituminösem Asphaltumöl. Die Orte: Spanischer Hafen; St. Joseph. Die Inseln la Marguarita, einst berühmt wegen ihrer Perlenfischereyen, aus welcher die grosse Perle (Peregrina) Philipps II. von 25 Karat. Die unfruchtbare Insel la Salsa Tortuga, mit Salinen.

18) Die holländische Insel Curassao, mit dem Fort Amsterdam, fast nur ein Felsen im Meere, hat gute Salzwerke und bringt viel Zucker, Tabak ꝛc. Auf derselben ist nur ein einziger Brunn, dessen Wasser verkauft wird. Wilhelmstadt, eine wohlangelegte, volkreiche Stadt, ist der Sitz des Gouverneurs und eine der schönsten und reinlichsten Städte auf den amerikanischen Inseln, mit mehreren ansehnlichen Gebäuden und einem guten Hafen, St. Barbara genannt.

Zu Curassao gehören noch die Inseln Aruba, Bonaire, Aves u. s. w.

Die Bahama- oder Lukayesinseln.

Diese Inseln liegen zwischen dem 71 und 81° der westlichen Länge, dann dem 22 und 28° der

nörd-

nördlichen Breite. Die Anzahl der grösseren Inseln oder vielmehr Inselgruppen beläuft sich auf 14, die der kleineren soll sich auf 700 erstrecken, doch bestehen diese meist nur aus Felsen und Sandbänken. *)

Ausser diesen Inseln sind noch zwey grosse Sandbänke, die grosse und die kleine Bahamabank genannt, vorhanden. Hinter den mit Gesträuche und Meergras spärlich versehenen Kayen oder Sanderhöhungen, welche sie begrenzen, verbergen sich gewöhnlich die Seeräuber.

Die Haupterzeugnisse der Bahamainseln sind: Baumwolle, Salz, Schildkröten und Farbenhölzer, Muscheln. Diese Produkte bringen jährlich 60,000 Thaler aus England ein, und gegen Salz erhalten die Bewohner aus Nordamerika andere fehlende Lebensmittel. Daß der Anbau dieser Inseln in keinem blühenden Zustand ist, muß hauptsächlich den Einwohnern zur Last gelegt werden, welche aber lieber nach den fruchtbareren südlichen Gegenden der

---

*) Diese Darstellung der Bahamainseln hat man vorzüglich aus des Poncelin de la Rochetilhac Almanac Americain pour l'annee 1783 und aus des Esquiers Daniel Mac-Kinnen, Tour through the British Westindies in the years 1802 and 1803 gezogen, aus welchem letzteren Werke wir auch mehrere Notizen über die übrigen Inseln des Nordamerikanischen Archipelagus entlehnt haben.

Nordamerikanischen Staaten und nach Florida auswandern.

Wir beginnen diese Inseln von ihrem südöstlichen Ende aufwärts zu schildern.

1) Die Türkeninseln. Diese Inseln haben vermuthlich von einer hier wachsenden Kaktusart, ihrer Aehnlichkeit mit einem Turban wegen Turks Head genannt, ihren Namen erhalten. Sie sind salzreich, haben einen Freyhafen und 18 Familien Weisse dann 40 Negersklaven zu Bewohnern.

2) Die Caicos. 3) Die Henägas. Diese erstern Inseln werden sich allem Anscheine nach bald in einen Zustand von Blüthe erheben; die letzteren werden des Wassers wegen besucht.

4) Die Hogsties (Schweinstall-) Inseln. Die Bewohner dieser Inseln betrachten den Schiffbruch als ihre Hauptnahrungsquelle. Man nennt sie Sandschiffer.

5) Crokedisland. Sehr bemerkenswerth ist hier eine grosse Felsenhöhle, deren auffallende Aehnlichkeit mit einem verfallenen Gebäude an die Wunderschlösser erinnert, welche die Romanschriftstellerin Mistriß Radcliff mit reicher Einbildungskraft geschaffen hat. An dem Fusse eines Felsens sind einige Vertiefungen ausgewaschen, die verschie-

denn Grössen, Höhen und groteske Gestalten haben, und von dem immer anspülenden Wasser ein glattes und glänzendes Ansehen erhalten. Die Haupthöhle selbst ist einige Schritte von dieser schönen Grotte entfernt. Hier sind die Einwirkungen der See besonders sichtbar. In einigen Stellen ist der obere Theil wie zerstört und eingerissen, an andern ist er regelmässig ausgehöhlt, wie eine Gothische Decke. Die Tropfsteine und Inkrustirungen an den Wänden sind feucht und mit grünem dann hellblauen Moose überzogen. Diese Höhle dehnt sich in manchfachen wundersamen Gestaltungen in eine unbestimmte Länge aus. Doch ist es nicht wahrscheinlich, daß sie durch die ganze Insel sich erstrecke.

6) Die Atkins-Insel. 7) St. Salvador. Auf der erstern Insel findet sich eine anziehende einsame Niederlassung, auf der letzteren der Rest einer alten Spanischen Ortschaft und einer Kapelle vor. Diese Insel enthielt im Jahre 1788 — 40 Familien und 458 Sklaven, welche hauptsächlich Baumwolle ziehen.

8) Neu Providence. Diese kleine Insel enthält: Fort Nassau, die Hauptstadt der Bahamainseln und Residenz des Statthalters, mit Festungswerken und einem Hafen. Hier befindet sich ein Gerichtshof, ein Gefängniß, ein Arbeitshaus und eine in modernem Geschmack erbaute Pfarrkirche. Die gesetzgebende, ausübende und richterliche Gewalt ist hier

auf den Fuß des Englischen Mutterstaates eingerichtet, auch besteht hier ein Ackerbau-Gesellschaft. Die Bewohner beliefen sich im Jahre 1801 auf 1599 weisse Einwohner, 752 freye Neger und 3861 Negersklaven.

9) Die Bimini-Inseln. Eine Inselgruppe östlich von dem Floridastrom hat diesen Namen und machte sich einer Quelle wegen berühmt, welcher eine verjüngende Kraft zugeschrieben wurde. Die Spanier, welche hieran nicht zweifelten, suchten diese Quelle mit ängstlicher Sorgfalt auf.

10) Eluthera und Harbour-Island. Die erstere Insel hat von einer Medizinal-Staude den Namen erhalten. Sie ist produktenreich und besitzt insonderheit sehr gute Ananas. Klein-Harbour wird für eine der besten Bahamainseln gehalten.

III. Südamerika.

Nach der von uns angenommenen Eintheilung wird das

Spanische Südamerika

hier der erste Gegenstand unserer Betrachtung. Es zerfällt in die Reiche Neugranada, Peru und Rio de la Plata. Auch rechnet man Magellanien und die Falklandsinseln dazu.

Reich Neugranada.

Dasselbe erstreckt sich vom 7° südlicher bis zum 12° 15′ nördlicher Breite und umfaßt 1) Terra firma, welches ehemahls in weiterem Inbegriffe den ganzen nördlichen Theil von Südamerika begriff, und wozu Spanisch Guiana gerechnet wird; dann 2) die ehemahls zur Landschaft Peru gehörige Provinz Quito; mit ausgedehnten Vollmachten residirt hier ein spanischer Virey (Vice-

königr welchem mehrere Statthalterschaften untergeordnet sind.

1) Terrafirma.

1. Lage. Grenzen.

Es liegt zwischen der Provinz Quito, dem portugiesischen Guiana, dem mexikanischen Meerbusen, dem caraibischen und dem stillen Meere, im Westen und Nordwesten vom Oronoko, an den Flüssen Magdalena, Cauca, Cacacumba, Hacha. In engerm Sinne wird auch ein Theil der Landenge von Panama zuweilen Terra firma genannt.

Klima. Bildung des Bodens. Gewässer.

Traurig ist es, daß die wichtigen Länder der Terra firma bis jetzt so sehr wegen ihres bösartigen Klimas bekannt sind. An einigen Orten z. B. Portobello ist es vorzüglich dem Ausländer so sehr zuwider, daß in etwas früheren Zeiten keine Frau ihre Entbindung dort erwarten durfte. Diese Gegend heißt noch immer der Kirchhof der Spanier; man rechnet nähmlich, daß wenn die Schiffe hieselbst sich einige Zeit aufhalten, wenigstens ein Drittel der Mannschaft begraben wird. Die Hauptursache dieser Schädlichkeit des Klimas liegt

in der mit grosser Hitze verbundenen Feuchtigkeit. Bey einer ungeheuern Hitze strömt das Wasser in den Monathen Dezember bis zum May durch fast ununterbrochene Gewitterschauer aus den Wolken herab, und die dicken Waldungen hindern den zum Austrocknen nothwendigen Grad von Ausdünstung.

Höchst merkwürdig bleibt stets die Landenge der Provinzen Panama und Darien. Die über sie hinlaufenden Kettengebirge, eine Fortsetzung der Cordilleren, waren wohl die einzigen Strebepfeiler, welche den Wellen Trotz boten und hiedurch das völlige Zerreissen der beyden Theile der neuen Welt verhinderten. An verschiedenen Orten sind sie indeß tief hineingedrungen, und der Isthmus dadurch hie und da bis zu der geringen Breite von 3 englischen Meilen zusammengedrängt worden. Beym See Nicaragua in der Papageyenbay ist das Land überdem durch einen natürlichen Kanal, den Fluß Portida vom Südmeere bis zum Necaragua durchschnitten; und auf der andern Seite führt der St. Johannesfluß von demselben gerade ins atlantische Meer. Wie wenig erforderte es, diesen Isthmus zu durchstechen, wie groß wären die Vortheile dieses leichten Unternehmens! Selbst für den spanischen Handel wäre der Nutzen erstaunlich groß. Alle Schätze und Produkte von Chili und Peru, welche jetzt mit unglaublichem Aufwande von Zeit, Kosten und Mühen auf Maulthieren nach mehreren Häfen am Südmeer oder gar nach Portobello geschleppt werden, würden

sodann nur in der ihnen zunächstliegenden Rhede vereinigt und hierauf nach jenem grossen Centralhafen, der am Kanal zum atlantischen Meere führt, zu Wasser und von dort sofort zum Mutterlande oder überhaupt nach Europa gebracht werden. Nicht zu berechnen wäre das Leben, der Handel, die Gewerbe und daher der Gewinn in Friedenszeiten bey einem bequemen Durchgang durch diese Meerenge von allen Handelsnationen Europens. Nun wäre der grosse Fahrweg von Nordamerika und von ganz Europa nach Ostindien, China, ins Südmeer und umgekehrt eröffnet, und auf die Weise Tausende von Meilen abgekürzt; der ganze Welthandel könnte eine andere Richtung erhalten und Spanien hier dem gesammten Europa einen Zoll abnehmen, der mit Billigkeit, Rechtlichkeit und Ordnung geführt, wegen der grossen Frequenz ihm eine perennirende Goldgrube würde. Eine einzige Million mit Sachkunde zur Führung eines grossen Durchschnittkanals von Amerika angewendet, brächte sicher jährlich mehrere Millionen in des Königs Schatzkammer.

An dieser mehr als hundert Meilen langen und im Durchschnitte zwölf bis 15 Meilen breiten Landenge haben sich viele Bayen gebildet, worunter die *Papageyenbay*, die *Admiralsbay*, der *Golf von St. Michael*, die Busen von *Panama*, *Bonaventura*, *Quajaquil*, *Venezuela*, *Darien*, u. a.

Unter den vielen Seen bemerken wir den Nicaragua, den Maracaybo, der mit dem Meerbusen von Venezuela und dem caraibischen Meere in Verbindung steht.

Unter den Flüssen zeichnet sich der grosse Orinoko vorzüglich aus: ein Arm desselben hat seine Mündung in den Rio Negro, der andere, ins atlantische Meer. Unter den Wasserfällen desselben zeichnen sich, nach Humboldt, besonders die bey Atures und Maypures aus, wo die Wasser über Klippen, die als Dämme Insel mit Insel verbinden, wegstürzen, oder mit dumpfem Getöse in das Innere derselben fallen. Am rechten Ufer dieses grossen Flusses, am südlichen Eingange des Kanals von Atures, liegt die unter den Indianern so berufene Höhle von Ataruipe, eine weit überhängende Klippe, welche die Gruft eines vertilgten Völkerstammes ist. Humboldt zählte über 600 wohlerhaltene Skelete, in eben so vielen Körben, welche von den Stielen des Palmenlaubes geflochten sind, und von den Indianern Mapires genannt werden. Ausser dem Orinoko kennt man die Flüsse Magdalena, Cauca, Cacabumba, Hacha, Chagre, Partida, Cheapo, und den St. Johannesfluß. Die Küsten werden vom stillen und atlantischen Meere bespühlt.

Der Boden des Landes ist ungemein fruchtbar, aber wenig benützt. — Der Totalanblick des Isthmus

vereinigt Staunen. Auf der einen Seite sind die Küsten mit den Inseln Bastimentos, auf der entgegenliegenden mit den Perleninseln besetzt. Der Boden dieser Krümmung bietet fast durchgehends eine ungleiche Fläche dar. Es gibt hier Gebirge und Thäler von grossem Umfange, welche durch Flüsse und Bäche bewässert werden. Die meisten nehmen ihren Ursprung aus der Fortsetzung der Cordilleren, die ihre Richtungen und Wendungen, wie der Isthmus selbst halten. Von ihren Höhen zeigt sich dem Auge das reizendste Schauspiel.

Naturprodukte.

In einem solchen Klima gedeihen alle organischen Körper, vorzüglich diejenigen, welche der Feuchtigkeit bedürfen, auf eine in Europa durchaus unerhörte Weise. Die Anzahl der Schlangen, Hundertfüsse, Scorpionen und Mosquiten auf dieser ganzen Küste übersteigt allen Glauben. Unstreitig könnte auch hier die Fürsorge des Menschen durch Umhauen überflüssiger Waldungen, Austrocknen der Moräste und Urbarmachen des herrlichsten jetzt ungenützten Bodens, Wunder bewirken, aber von all diesem ist bisher wenig geschehen.

Es finden sich hier nicht nur einige europäische Getreidearten, sondern auch Mais, Reis, Manioc und Yamswurzeln im Ueberflusse; Zuckerrohr, Tabak, Baumwol-

le, Vanille, Cacao, wovon die an der Nordküste gelegenen Provinzen Venezuela und Carracas grosse Waldungen haben; Agaven, Chinarinde und mehrere andere Apothekergewächse geben dem Handel reichen Stoff. Aus der grossen Mannichfaltigkeit der dortigen Baumarten, heben wir nebst dem Brasilienholzbaume und dem aus schwarzem, festen und feinen Holz bestehenden, mit weisser Rinde bekleideten Ebenbaum noch folgende aus: Der Manschinellbaum, dessen Holz zu Getäfel gebraucht wird, ist in allen seinen Theilen giftig, daher kann das Holz nur trocken verarbeitet werden, und will man ihn abhauen, so müssen die Arbeiter eine dünne Leinwand vor das Gesicht hängen, damit es durch den giftigen Saft nicht leide; das beste Gegengift ist die kleine Bohne von Carthagena. Der Machobaum hat einen Bast, der sich leicht ablösen laßt, so lang als der Baum selbst und so stark ist, daß man Fischernetze und Taue daraus verfertigen kann. Die Mangelbäume pflanzen sich auf eine von den übrigen Gewächsen verschiedene Art fort. Ihre ausgebreiteten, dickbelaubten Aeste wachsen in einer Krümmung bis an die Erde zurück, dringen in dieselbe ein und treiben neue Stämme; und so bilden die dichtverwachsenen Aeste und Zweige natürliche, oft undurchdringliche Lauben. Ihre Rinde färbt roth. Auch das Sandelholz gibt eine rothe Farbe. Unter den Palmen gibt eine Gattung einen Saft, der wie Champagner berauscht und auch wie Wein ge-

trunken wird. Nach der Nuß des Alajabaums sind die Indianer so begierig, daß sie den Baum fällen, um sie zu bekommen; ihre weissen und festen Mandeln sind sehr wohlschmeckend. Der Arogatobaum erquickt mit seinen Früchten, die den Geschmack der Pfirsiche haben, die Einwohner, für welche die Natur überhaupt durch kühlende, erfrischende Früchte gesorgt hat; dahin gehören die Feigen, Mispeln, Zimmtäpfel, Kokosnüsse, Ananas, Orangen, Melonen, mehrere Südfrüchte und Palmenarten, die wie Reneten gebildeten Goyaren, Granatäpfel, die honigsüssen Sapadelläpfel, die melonförmigen Popayafrüchte, u. v. a. Aus dem faserigen inneren Gewebe der Fächerpalme verfertigen die Indianer Körbe, und aus den Kalabassen Flaschen, Schüsseln und Näpfe. Aus der Frucht einiger Palmenarten kocht man auch gutes Oehl. Die starken Waldungen, womit nicht nur verschiedene Theile der Küsten, sondern auch im Inneren weite Striche bedeckt sind, enthalten Cedern, Wodabobäume, Eisenholz, Letternholz, Violett- und Purpurholz. Die sehr dicken Algarobosbäume schwitzen einen Gummi aus, der den Indianern zur Erleuchtung ihrer Wohnungen dient. Eine Gattung Schilf kann wie Hanf verarbeitet werden. Das bekannte Sinnkraut zieht bey der leisesten Berührung seine Blätter zusammen. Die Lianen, rankende Gewächse, die an den Bäumen hinauf steigen und wieder herab in die Erde drin-

gen, machen die Waldungen undurchdringlich. Man verfertigt Stricke daraus, in wasserarmen Gegenden entdeckt man erfrischendes Wasser in ihren Röhren. Spanischer Pfeffer ist hier zu Hause und Europäische Gartengewächse sehr häufig.

Die zahmen Hausthiere abgerechnet, finden sich hier Affen, Meerkatzen, Jaguare, Hirschen, Rehe, Faulthiere, eine kleine Gattung Schweine, Pocari genannt, und eine grössere Gattung, die reissend aber eßbar ist; Philander, die zum Rattengeschlecht gehören, und ihre Jungen auf dem Rücken tragen. Fledermäuse von Taubengrösse (Vampyre), Scorpionen, Pipas und andere Kröten, Alligators, rc. Ein sehr gefährliches Thier ist der an einem andern Orte schon angeführte Kaiman. Unter den Insekten ist die Chigur, eine Flohart merkwürdig, welche sich in die Haut des Menschen eingräbt, und gefährliche Krankheiten nach sich zieht. Das Geflügel ist in diesen Erdstrichen größtentheils von schönerem und glänzenderem Gefieder als das unsrige.

Das Mineralreich liefert hier Gold auch Goldstaub aus Flüssen. Platina, Silber, Kupfer, Marmor, Smaragde, Gyps, Serpentinstein, Gummisalz, Schwefel, Petroluin, heisse Quellen.

Die Gewässer im Lande und an den Küsten sind reich an mannichfaltigen Schätzen, wozu auch die Perlenmuscheln gehören, die vornähmlich bey Panama und Carthagena fleissig durch Taucher aus dem Meere herauf gehohlt werden. Der Spanier Nunez Balboa machte zuerst die köstlichen Perlen von Panama bekannt, Alloa rechnet über 43 Inseln, bey denen man Perlen fischet.

Alle Gebirge und Waldungen (sagt Ulloa) sind auf der Meerenge mit Thieren angefüllt und beyde Reiche der belebten Natur übertreffen selbst Neuspanien. Bey seiner Reise von Portobello nach Panama quer durch die Erdzunge, sagt er: das best ausgesonnene Gemählde sey nicht vermögend eine Aussicht zu entwerfen, die dieser gleich käme. Die dicken, grünen Gebüsche der Ebenen erstrecken ihre Gipfel bis an den Fluß Chagre. Die Hügel mit den mannichfaltigsten Arten von Bäumen bedeckt, und durch eine erstaunliche Menge von Thieren belebt, gewähren eine Aussicht, zu deren Beschreibung es an Worten mangelt. In grossen Haufen springen die Affen von vielen Gattungen von einem Baume zum andern, indem sich 6 oder 8 aneinander hängen, und auch mit ihren Jungen auf dem Rücken über das Wasser setzen. Darneben sieht man noch eine weit grössere Fülle und Manichfaltigkeit der Vögel, worunter sich Berg- und Königshühner, Fasanen, Turteltauben, Reiher und eine grosse Menge der schönsten Papagayen finden.

Einwohner.

Von den Einwohnern der Terra ferma soll uns hier vorzüglich der Eingebohrne beschäftigen, da ohnehin bey Darstellung des übrigen spanischen Südamerikas die Charakteristik der dort angesiedelten Spanier eine wesentliche Abtheilung einnehmen wird.

Diese Eingebohrnen, welche erst seit zwanzig Jahren die spanische Oberherrschaft anerkennen, sind gerade und gut gebaut, zwischen 5 und 6 Fuß hoch, haben ein schön gebildetes Bein, eine breite Brust und starke Knochen. Die Weiber sind klein und korpulent, nur im Alter erschlafft Busen und Unterleib.

Beyde Geschlechter haben ein rundes Gesicht, grosse, lebhafte, aber graue Augen, eine hohe Stirn, einen kleinen Mund, dünne Lippen und schöne, wohlgeordnete Zähne. Im Ganzen sind indeß die Männer schöner als die Frauen. Ihre Farbe ist dunkel, fast rothgelb, etwa wie trockne Orangen. Das lange schwarze Haupthaar wird durch eingeriebenes Oehl glänzend. Sie kämmen es fleißig mit einem vielfach getheiltem Holze. Sowohl den Bart, als alles übrige Haar reissen sie aus. Diese Operation verrichten die Weiber, vermittelst zweyer kleiner Stäbe, die ihnen statt der Haarzangen dienen. Unter ihnen gibt es auch viele Albi-

nos oder Kakerlacken, welche aber von Eingebohrnen selbst erzeugt sind. Viel kleiner und schwächlicher als ihre braunrothen Aeltern, ertragen sie das Tageslicht nur bey sehr bedecktem Himmel, zeigen aber des Nachts, besonders beym Mondlicht völlige Sehkraft und grosse Lebhaftigkeit. Sie sind unter ihren Landsleuten wenig geachtet und pflanzen ihre Race nicht fort, indem ihre Kinder durch ihr Colorit den Urstamm beurkunden. Man rechnet aber hier auf 2 bis 300 Indianer einen Albinos.

Auch diese indianischen Volksstämme suchen sich durch Anfärben der Haut zu schmücken. Man sieht blaue, rothe und gelbe Vögel und andere Thiere auf ihren Körpern. Sie bedienen sich zum Zeichnen eigner Hölzer, wovon das eine Ende zerkaut ist, so daß die Fasern den Pinsel bilden. Die Farben werden mit Oehl abgerieben, und zu Zeiten angefrischt. Einige, besonders die Weiber, reiben auch die Farbe in die geritzte Haut mit ihren Händen ein, und dann ist das Gemählde unauslöschlich.

Die Männer gehen übrigens, feyerliche Gelegenheiten ausgenommen, völlig nackt; nur ein starkes, konisch gebogenes Blatt verbirgt bey ihnen ein einziges Glied; und sie tragen die äusserste Sorgfalt dieß niemahls entblößt zu zeigen. Das

an-

andere Geschlecht trägt hingegen eine Art baumwollener Schürzen, die bis zum Knie, ja bis zum Knöchel herabhängen.

Die Feyerkleider bestehen aus einem hemdartigen Ueberzug, einem Fuhrmannskittel ähnlich, den sie beym Anziehen über den Kopf werfen, und der aus Baumwolle gewebt ist. Er ist entweder weiss, oder schwarz, und wird nur bey ihren Rathsversammlungen, beym Erwählen des Oberhaupts, oder bey Hochzeiten u. dgl. angelegt; zuweilen gehen sie, hiemit bekleidet, in Prozession um ihre Ortschaft. Als Zierrath tragen die Männer ein goldnes, mondförmiges Blech an der Nase, wovon die beyden Enden gerade nur so weit aus einander stehen, daß sie den Nasenknorpel zum Festhalten kneipen. Bey den Weibern ist der Knorpel selbst durchbohrt, und darin hängt ein silberner oder goldner Ring. Beym Essen legen sie das Geschmeide ab. Ihr sonstiger Putz besteht in Hals- und Armbändern von Glaskorallen und Thierzähnen oder Muschelschalen.

Ihre Häuser oder Cabanen errichten sie längs den Ufern der Flüsse, gewöhnlich ohne besondere Ordnung. Sie veränderten sie ehmals, der Spanier wegen, die sie als stete Feinde ansahen, sehr oft. Ein solches Wandern kostet aber nicht viel Mühe, da die Grundlage ihrer Hütten nur aus starken Pfählen besteht, die sie in die Erde schlagen. Die Wände dazwischen flechten sie aus Stäben und

Buschwerk, welches alsdenn durch dazwischen geworfene Erde oder Thon verbunden wird. Das Dach besteht aus gut geordnetem Sparrwerk, und schützt vermittelst einer Lage von Baumblättern gegen Regen. Eine darin gelassene Oeffnung dient als Schornstein.

Da das Haus weder Abtheilungen noch Stockwerke hat, so bewohnt die ganze Familie ein Zimmer, in welchem jedoch für jedes Glied derselben sich ein Hamak, eine Hangematte befindet.

Das Getreide wird stets um die Wohnungen gesäet, man hauet aber, wenn der Fleck, woselbst man sich anbauet, noch Waldung enthält, nur die Bäume ab, ohne die Wurzeln auszustocken, und steckt die Maiskörner oder die Bohnen einzeln da umher. Das Pflanzen geschieht im April und die Ernte fällt im Herbste. Zur Sicherheit der ganzen Ortschaft wird ein Furth (allgemeiner Verschlag) errichtet; das Gemäuer davon hat 10 Fuß Höhe, bey 130 Fuß Länge, und 25 Breite. Alle Seitenwände haben eine Menge kleiner Oeffnungen, ohne besondere Ordnung; hiedurch schiessen sie ihre Pfeile auf den Feind ab; jede Seite hat einen Eingang, der aber im Nothfalle stark verrammelt wird. Diese grossen, einigermassen befestigten Hallen dienen gleichfalls zu einem allgemeinen Vorrathshause.

Ausser jenen Feldfrüchten nähren sie sich noch von Cassave, Yamen, Erdäpfeln. Ihr Gewürz ist der Pimentpfeffer.

Geistige Getränke verfertigen sie aus Maismehl, welches dazu viele Tage eingeweicht wird, und aus dem Safte frischgesammelter Platanen. Das erste nennen sie Chikakopah, das letztere Misla.

Die Beschäftigungen der Weiber sind zwar auch hier, wie bey den meisten unkultivirten Nationen, sehr schwer; denn sie pflanzen den Mais, bereiten das Getränk, und tragen sogar auf Reisen das Gepäck. Dennoch sind die Männer ihrerseits nicht träge, sie übernehmen die mühsamsten Arbeiten, hauen die Bäume um, reinigen die Pflanzungen und treiben die Jagd. Hiebey leisten ihnen ihre Hunde ganz vorzügliche Dienste. In den müßigen Stunden flechten sie auch Körbe und Netze; dabey begegnen sie den Frauen mit vieler Achtung und Liebe.

Auch ist hier, wenn gleich die Polygamie Statt hat, der Ehebruch äußerst selten, und wird mit dem Tode, noch härter aber beynahe die Nothzucht geahndet. Ihre Hochzeiten dauern mehrere Tage, die Väter übergeben einander die beyden Brautleute mit feyerlichen Reden und Tänzen; hiezu bläset man theils auf einer Flöte mit Seitenlöchern, theils

auf Panflöten von mehrern Röhren verschiedener Länge neben einander gestellt. Sobald jene Uebergabe geschehen ist, bringen die Hochzeitgäste den jungen Leuten Geschenke, hauen sodann die Bäume nieder, bepflanzen den Platz mit Mais, und errichten für das neue Paar ein Wohnhaus. Hierauf fängt man an Chikakopah zu trinken, nachdem zuvor alle gefährlichen Instrumente, z. B. Aexte, Messer u. d. gl. bey Seite geschafft sind.

Was ihre Religion anbetrifft, so behauptet Coreal, daß sie die Sonne anbeten. Ulloa gesteht ihnen, sehr allgemein gesagt, die Religion barbarischer, ungesitteter Völker zu. Wafer schweigt gänzlich davon, sagt aber, daß sie Priester, oder vielmehr Zauberer haben.

Jene Priester sind denn wohl zugleich die Aerzte; sie besitzen einige nützliche Kenntnisse, und verstehen Wunden zu heilen, auch zur Ader zu lassen, welches sie bey vielen Krankheiten anwenden. Sie bedienen sich zur Aderläße kleiner Pfeile, die auf den Kranken abgeschossen werden, und von Federn etwas zurückgehalten, nicht tief in die Haut dringen.

Die Fähigkeiten dieser Indianer sind nicht geringer, als die von andern vorerwähnten Stämmen. Sie verstehen es, sich auf Reisen sehr gut zu orientiren; sie bedienen sich beym Zählen der Dekadik und zählen selbst bis auf 100. Wenn sie 10

(bey ihnen Anwego) nennen, so schlagen sie beyde Hände offen einmal zusammen, bey 20 zweymal u. s. w. In ihrer Sprache enden die Nahmen der Zahlen alle auf a oder o. Dieß ist fast durchaus der Fall bey den übrigen Wörtern.

Ihr Charakter hat viel Gutmüthigkeit; nur gereizt und mißhandelt zeigen sie Rachsucht; einige Autoren behaupten, sie hätten ehemals Menschen geopfert, ja sie wären Anthropophagen gewesen. Wafer sagt hievon nichts und lobt vielmehr ihre Willfährigkeit gegen Fremde; nur die Spanier haßten sie wegen ihrer Tyranney. Es gelang ihnen auch, sich fortan von ihrem Joche frey zu halten, und ein wildes Leben frey zu führen; ja sogar das schon aufgedrungene Joch wieder abzuschütteln.

Handel.

Nicht bloß durch den Reichthum seiner eigenen Produkte ist dieses Land für die Handlung wichtig, sondern auch durch den Transitohandel aus Peru nach Spanien und umgekehrt; es wird gleichsam die Vereinigungs-Station des Kommerzes zwischen dem alten und neuen Spanien. Dadurch wird Portobello, obgleich durch sein Klima verrufen, dennoch wie Veracruz, einer der wichtigsten Plätze der Erde. Ihr guter Hafen am atlantischen Meere auf dem schmahlesten Theile der Erdzunge und ihre geringe Entfernung von Panama haben die grossen

Messen gelegt, welche die Handlung von Peru und Spanien mit einander verbinden. Die Galleonen, auf welchen die edlen Metalle von Peru nach Spanien geführt werden, gehen von dort zuerst nach Carthagena. Hier warten sie bis zur Ankunft der peruanischen Flotte in Panama (am stillen Meere). Sobald sie von der Ankunft derselben Nachricht erhalten haben, segeln sie nach Portobello. Dann wird dieser sonst so unbedeutende Ort, dessen Population bis dahin auf Neger, Mulatten und eine geringe Garnison beschränkt ist, plötzlich in einen der lebhaftesten Handelsorte umgeschaffen. Auch heißt die Zeit vor Ankunft der Galleonen daselbst die todte Zeit. Die Preise der Wohnungen steigen dann so ungeheuer, daß ein mittelmäßiges Zimmer nebst einer Kammer für die 40 Tage der Messe oft über 1000 Pesos einbringt.

Die Metalle und übrigen Waaren aus Peru werden von Panama aus, woselbst sie von Peru und Chili zu Schiffe kommen, auf Maulthieren eingeführt. Mehrere Züge von Maulthieren, (jeder von 100 Thieren) tragen die Kisten mit Silber und Gold. Dann sind die Häuser mit Menschen, der Markt mit Gold und Silber, theils gearbeitet, theils in Stangen, angefüllt. Die übrigen Waaren von Peru kommen auf dem kleinen Fluße Chagre, der unweit des Dorfes Cruces, 5 Meilen von Panama entspringt, zum Hafen von Portobello herab. Sobald hier die Austauschung der Waaren und zum

Theil der Metalle gegen europäische Güter Statt gehabt hat, kehren die Galleonen wieder nach Carthagena zurück, und von dort gehen sie nach der Havanna. Hier vereinigen sie sich mit der Flotte, welche zugleich die grossen Reichthümer von Veracruz an sich gezogen hat, und so segelt dieses ganze Geschwader, durch mehrere spanische Kriegsschiffe geschützt, in sein gemeinschaftliches Vaterland. Die Reise der Galleonen von Spanien begreift bis zu ihrer Rückkunft nach Cadix gewöhnlich zwey Jahre. Bey jener reichen Messe von Portobello ist aber nichts mehr zu bewundern, als die einfache Art des Handels und das unbeschränkte Vertrauen, welches bey dem Umsatze von so vielen Millionen herrscht. Es wird kein mit reichen Gütern angefüllter Ballen einmal geöffnet, keine Kiste Gold oder Silber untersucht. Dennoch erinnert man sich seit der langen Dauer dieses Handels eines einzigen Falles, wo im Jahre 1654 alles von Peru gebrachte, gemünzte Silber verfälscht war. Die spanischen Kaufleute ersetzten aber den Fremden den Schaden, der Betrug ward entdeckt, und der Urheber (ein Schatzmeister von Peru) gehangen.

Aus obigen Angaben ergibt sich sowohl der Werth dieser beyden Häfen, als der Terra firma, überhaupt in Hinsicht auf den Handel. Nur noch die Bemerkung, daß die Ausfuhr der vorzüglich schönen Perlen dieses Landes, besonders nach Peru, einen sehr bedeutenden Absatz gewährt.

Bürgerliche und militärische Landesverfassung.

Es ist im hohen Grade wichtig, die Art kennen zu lernen, auf welche die Krone Spanien dieses ihr unterworfene Land behandelt.

Das eigene Gesetzbuch der spanischen Kolonien muß auch hier zum Maaßstabe der rechtlichen Entscheidungen dienen. Es führt den Titel: Gesetze für Indien. Wo diese nicht hinreichen, müssen die in Spanien eingeführten Leyes de siete partidas d. i. die von König Ferdinand in Kastilien gegebenen Gesetze in sieben Theilen in Ausübung gebracht werden. — Der Rath von Indien, ein sehr verehrtes Tribunal, führt die Oberaufsicht über alle wichtigeren Verhandlungen in den spanisch-amerikanischen Besitzungen.

In der Terraferma, und insonderheit in der Provinz Venezuela, führt ein unmittelbar vom König ernannter Generalkapitán die Aufsicht. Er ist zugleich Gouverneur und Präsident der königlichen Audiencia und aller andern Gerichtshöfe, mit Ausnahme jener, die über königliche Gelder oder Handelssachen Recht sprechen. Ferner steht unter seinem Befehle, was immer sich auf den Krieg bezieht; in ausserordentlichen Fällen aber hat er aus den vornehmsten Offizieren einen Rath zu bilden, welcher sich Junta de guerra nennt. —

Als Generalkapitän insbesondere gehen ihn die auswärtigen Verhältnisse der ganzen Terra firma, als Gouverneur aber blos jene der Provinz Venezuela an. Im südwestlichen Theile vertritt seit einigen Jahren der Kommandant von Varinas die Stelle eines Gouverneurs. Cumana, Marakaibo und die Insel Margaretha besitzen eigene Gouverneure, die alle fünf Jahre können abgelöst werden.

Die Einkünfte des Generalkapitäns belaufen sich im Ganzen auf jährliche 18000 Piaster, und seine Amtsleitung währt sieben Jahre. Er hat sehr viele Gewalt, aber grosse Verantwortlichkeit.

Der zu Caracas niedergesetzten königlichen Audienz ist Venezuela, Marakaibo, Cumana, Varinas, Guiana und die Margaretheninsel zum Wirkungskreise angewiesen. Der Generalkapitän ist ihr Präsident, unter ihm wirken der Regent mit 5300 Piastern, drey Ouvidoren, jeder mit 3300 Piastern, ein Fiskal für Civil- und Kriminal-, dann ein anderer für Finanzsachen, jeder mit dem letzt angeführten Gehalte, ferner ein Referent und ein Ober-Alguazil.

Die Cabildos sind Magistrate, die Alkalden gleichen unseren Magistratsräthen, die Regidoren repräsentiren das berathschlagende Korps, und die Syndici sind Gemeindeprokuratoren.

Wo kein Cabildo sich befindet, ist die Sicherheits- und Gerechtigkeitshandhabung einem Teniente der Justizia (d. i. Gerichtshalter) anvertraut, der sein Amt zwey Jahre lang behält, und von welchem an die Audienz appellirt werden kann. — Mit diesen Beamten ist das Publikum nicht sehr zufrieden.

Geistlichkeit, Militär und Civil hat eigene Gerichtshöfe (fueros). Unter dem Fuero Militar stehen alle regulären Truppen, dann auch die Miliz.

Auch in diesen Besitzungen Spaniens ist der Rechtsgang gedehnt und verwickelt. Dennoch sind die Einwohner auf Rechtsstreite sehr erpicht, und man kann annehmen, daß in Caracas allein 2000 Personen als Handhaber oder Verdreher der gerechten Sache sich ihr Einkommen verschaffen.

Was die Handhabung der äusseren Sicherheit und das Bekriegen belangt, so müssen alle Gouverneure dem Stellvertreter des Königs, welcher in Caracas residirt, gehorchen. Dieß veranlaßt bey den sehr grossen Entfernungen, und nicht mehr passenden Maaßregeln, eine Stockung, die oft äusserst nachtheilig ist.

Kriegsmacht.

Die Vertheidigung des Landes ist der Obsorge des zu Caracas residirenden Generalkapitäns anvertraut, dann den ihm untergeordneten Gouverneuren. Zur See ist keine Vertheidigung möglich, als welche die Häfen gewähren.

Diese sind: Truxillo. Marakaibo sechzig Lieues vom vorigen. Coro, sechzig Lieues von letzterem, keiner Vertheidigung werth. Caracas 100 L. von Marakaibo. Portocabello, der am besten vertheidigte Hafen, 45 L. von Coro. Goyara, 25 L. von Porto Cabello. Cumana, 100 L. von Goyara. Die feste Insel St. Margareta, 4 L. von Cumana. Die bewaffnete Macht dieses Theils der Spanischen Besitzungen besteht aus 13000 Mann, theils weisser, farbiger und Neger-Miliz, theils Artillerie, Kavallerie und Infanterie.

Finanzen.

Die Finanzen stehen in Terrafirma unter dem Intendanten. Er ist von den übrigen öffentlichen Gewalten ganz unabhängig, leitet das Verfahren der verschiedenen Gouverneure in Finanzsachen, läßt sich von ihnen als seinen Delegaten Rechenschaft vorlegen, und entscheidet über alle auf Staatsgeldangelegenheiten sich beziehenden Fälle. Der sich ergebenden Reichsstreite wegen, ist

ihm ein juridischer Assessor der Real-Hazienda, das ist, der königlichen Finanzkammer, beygegeben. Auch der Ackerbau, der Handel und die Schiffahrt stehen unter seiner Obsorge, und er berichtet nach Hof.

Er hat den Rang eines Feldmarschalls und als solchem werden ihm die militärischen Ehrenbezeugungen erwiesen. Seine Einkünfte belaufen sich gesetzmässig auf 18000 Piaster.

Die Contadores de cuentas, (Oberrechnungs-Beamte) behaupten nach den Gliedern der Audiencia, den nächsten Rang. Ihnen folgen sogleich die Contadores (Zahlmeister) und Schatzmeister der Hauptzollämter. In dieser Ordnung erscheinen sie auch an Galatägen und bey den so häufigen Prozessionen.

Die Amtshandlungen aller Einnehmer öffentlicher Gelder, unterliegen der Prüfung der beyden Contadores Mayores (Ober-Rechnungsräthe), deren jeder 3000 Piaster Gehalt bezieht.

Von den Aussprüchen der Rechnungskammer appellirt man an das Oberfinanzkollegium. Dieß besteht aus dem Regenten der Audienz, dem Intendanten, und den vorhergenannten Rechnungsräthen, dann dem Prokurator oder juristischen Assessor der Finanzkammer.

Die Anzahl der Personen zu Behebung der königlichen Einkünfte ist sehr groß.

Diese beruhen hauptsächlich auf folgenden Abgaben.

a. Die Alcavala, eine 5 perzentige Kriegssteuer, welche bey allen Veräusserungen, dann jährlich vom Waarenlager der Detailhändler behoben wird, und für die Provinz Caracas doch nur 400,000 Piaster erträgt. Für die Schiffer besteht die Alcavala de Mar.

b. Almoxarifazgo (Schiffszoll), eine 15 perzentige Abgabe, von allen zu Wasser ein- oder ausgeschifften Waaren. Sie ertrug im J. 1797 in der Intendenz Caracas 187,727 Piaster.

c. Armada und Armadilla (Seebewaffnungssteuer) welche im J. 1797 nur 25288 P. betrug, und zum Zweck die Küstenvertheidigung gegen Seeräuber hat, die aber seit mehreren Jahren sich nicht mehr zeigen.

d. Konsulats- und Haveriegebühren, welche zum Theile zur Bezahlung der Offizianten von den Seezöllen eingebracht werden.

e. Aprovechamientos (Vergütungen), welche aus jenen Beträgen bestehen, die über den Schä-

zungswerth veräusserter königlicher Effekten eingehen, und 3000 P. betragen.

f. Taffiasteuer, in einem Piaster vom Zentner Taffia bestehend, sie trug 1797 ein 32091 P.

g. Aduana de Lagunas (Lagunenzoll). Er soll auf dem See Maracaibo bezahlt werden, trug aber von 1795 an, drey Jahre gar nichts ein.

h. Pulperias (Ladensteuer). Sie trägt jährlich 30000 Piaster.

i. Composicion de Tierras (Ländereyverkauf), von den Ländereyanweisungen an Kolonisten herrührend. Sie vermindert sich auf wenige tausend Piaster, da die besten Ländereyen schon verkauft sind.

k. Fermo de Tierras (Ländereyenpacht), von den königlichen Grundstücken bey Varinas, nur 30 bis 40 Piaster betragend.

l. Confirmacion de Tierras, die Taxe für die Genehmigung des Intendanten zum Ankauf von Ländereyen anderer Besitzer. Sie trug im genannten Jahre 3566 P. ein.

m. Fährgeld, von einem Kahn im Fluß Apures, erträgt jährlich 300 Piaster.

n. Lanzensteuer, Servicio de las lanças, eine Adelstandstaxe von jährlichen 3 bis 4000 P.

o. Media annata de mercedes, willkührliche Taxe für wirkliche und Ehren-Aemter.

p. Novenos, der Ertrag des Zehnten von den Produkten; für Caracas jährlich im Durchschnitte 395,268 P.

q. Indianertribut, eine nachsichtig eingetriebene Kopfsteuer von jährlichen 30,000 Piaster.

r. Aemterverkaufstaxe von 8,000 P.

s. Stämpeltaxe zu 25,000 Piaster. Das Stämpelpapier wird alle zwey Jahre verändert aus Spanien geschickt.

t. Epaven, meist aus verlornen Thieren, und entlaufenen Sklaven bestehend, von einem Ertrag zu 400 P.

u. Quinto de Minas, von einem einzigen Kupferbergwerk herrührend, oft nur 30 P. betragend.

v. Spitalgelder, aus Löhnungsabzügen kranker Soldaten bestehend zu 4 — 5000 P.

w. Salztaxe von 13 — 14,000 P.

x. Restituzionsgelder, sie werden meist von den Beichtvätern eingebracht, welchen die reuigen Zolldefraudanten jährlich 4 — 500 Piaster überreichen.

y. Konfiskazionen, 3 — 4000 P. betragend.

z. Corso, Schiffsabgabe beym Ein- und Auslaufe pr. 15,000 P.

a. a. Einkünfte vom Guarapo (einem aus Zucker und Wasser bereiteten Getränke der Indianer) und von den Hahnengefechten zum Behuf des Lazarusspitals.

b. b. Pennas de camera, die uneinträglichen Strafgelder.

c. c. Mesadas ecclesiasticas, Abgabe der Geistlichkeit von den Einkünften des ersten Monats bey Antretung eines Amtes.

d. d. Media annata ecclesiastica, halbjährige Pfründentaxe.

e. e. Vacantes mayores y menores, die Einkünfte aller erledigten geistlichen Aemter.

f. f.

f. f. Einkünfte aus den Bullen, nämlich der Kreuzbulle, der Todtenbulle u. s. w. Sie betragen hier 26,000 Piaster.

g. g. Einkünfte aus dem Tabaksmonopol, zu 700,000 P.

Topographie.

Die Terraferma wurde bisher von den Geographen unrichtig in die Landschaften Panama, Chaco, St. Martha, Rio de la Hacha, Popayan, Venezuela, Neuandalusien und Neugranada, abgetheilt.

Wir folgen aber jener in dem Artikel von der Staatsverwaltung angedeuteten Eintheilung, da nur sie allein die von der Spanischen Regierung angenommene ist. Ihr zufolge ist der östliche Theil der Terraferma besonders zu betrachten. Er heißt auch das Generalkapitanat Caracas und zerfällt in die Provinzen Venezuela, Cumana, Margaretha, Marakaibo, Barinas, das Spanische Guiana, und Neugranada. Der westliche Theil enthält: die Landenge von Panama, Chaco, Carthagena, St. Martha, Rio de la Hacha, Popayan. — Wir betrachten zuerst den östlichen Theil.

In der Provinz Venezuela ist Caracas unterm 10. Grade nördlicher Breite und 69 Grad westlicher Länge von Paris, die Hauptstadt der sämmtlichen Gouvernements in diesem Theile des Spanischen Amerika, der Sitz der Generalhauptmannschaft, der Audiencia, der Intendanz, des Konsulates, und eines Erzbischofs. — Diese Stadt genießt ihrer hohen Lage wegen eines ewigen Frühlings, und liegt in einem Gebirgskessel an den Flüssen Goayra, Anauca, Caroato und Catucho, über welche steinerne Brücken führen. Die Strassen der Stadt sind regelmässig, 20 Fuß breit. Der bemerkenswerthen Plätze sind drey, nämlich die Plaça mayor, durch Kramladen entstellt, der Platz della Candelaria ungepflastert, aber mit einer ziemlich regelmässigen eisernen Einfassung versehen, der dritte Platz ist das Viereck de San Paolo mit einem Springbrunnen. Die Häuser bestehen entweder aus Lehm mit gestampftem Mörtel, oder aus Kalksteinen, ihr Ansehen ist gefällig; sie sind mit Ziegeln gedeckt. Oeffentliche Verwaltungs-Gebäude sind, mit Ausnahmen des Zahlamtes und der wirklich eleganten Kasernen, nicht vorhanden. In den letztern haben 2000 Mann Raum. Die Kathedralkirche ist schlecht, ihr Thurm aber kühn gebaut. Ausserdem sind hier noch mehrere Kirchen, männliche und weibliche Klöster vorhanden. Vergoldungen sind hier die größte Kostbarkeit der Kirchen. Die Universität und das Gymnasium hatten im J. 1802 schon 466 Studierende.

Die Anzahl der Einwohner betrug nach der Zählung im Jahre 1802 die Anzahl von 31813; man kann dieselbe auf 42,000 anschlagen.*) Hiervon machen die Weissen den vierten, die Sklaven den dritten, die Indianer den zwanzigsten und die Freygelassenen den übrigen Theil aus. Die Frauenzimmer sind schön, blendend weiß, aber klein und unterrichtet. Sie bedecken — wenn sie von Stande sind — beym Ausgehen ihre französische Kleidung mit Mänteln von Sammt oder Atlas, mit kostbaren Spitzen, so daß diese Mäntel oft achthundert Piaster kosten. Bey Gelübden oder Verlöbnissen, zu welchen die Frauenzimmer in Caracas sich häufig entschliessen, erscheinen sie in Nonnentracht, z. B. als Karmeliterinnen im veilchenfarbenen Talar mit einem Medaillon, oder als Franziskanerinnen, deren Habit hier aus blauem Tuch besteht. Die Festtage, vor und nach welchen Oktaven gefeyert werden, drängen sich an einander und veranlassen viele Bälle, Conzerte und Feuerwerke. Das wohlfeile Theater ist erbärmlich. Die Farbigen besuchen drey Ballhäuser. Es fehlt nicht an Lustdirnen und der Bettler sind 1200. Zahlreich sind die Sklaven, sie sind ein Luxusartikel. Jede Weisse läßt sich zwey

*) Diese Behauptung wird sehr wahrscheinlich gemacht in der Voyage à la partie orientale de la Terre Ferme, par F. Depons, Exagent du Gouvernement Français à Caracas. Paris, 1806.

Negersklavinnen nachtreten, wenn [illegible] oder Freundinnen besucht; ein Vornehmer [illegible] deren vier oder fünf, und dieselbe Anzahl folgt zu gleicher Zeit ihrer Mutter, Schwester und Tochter, wenn sie deren hat und diese um dieselbe Stunde zu einem anderen Ort hinzugehen [illegible]. Die Freygelassenen, oder ihre Abkömmlinge sind die einzigen Professionisten und Arbeitsleute. Doch arbeiten sie nur, wenn sie vom Hunger dazu gezwungen sind. Die Polizey vernachlässigt die Reinlichkeit der Stadt und die Verproviantirung derselben.

Guayra, ein Flecken mit 6000 Einwohnern, unter einem gefährlich überhangenden Felsen, von dem oft losgerissene Stücke in den Ort fallen. Die Batterien sind hier das einzige Sehenswerthe.

Porto Cabello, eine Stadt auf Dämmen mit einem sehr schönen Landungsplatz, rings von der See umgeben, und mit Befestigungen, dann verschiedenen Forts versehen. Die Anzahl der Einwohner beläuft sich auf 7500, welche grossen Theils auf der westlichen Erdzunge sich niedergelassen haben. Hier befinden sich sehr schöne Gebäude, regelmässige Strassen und öffentliche Plätze. Alle Gewalt ruht in den Händen des Kommandanten, und da der Ort keinen Cabildo hat, so ist er nach der spanischen Statistik blos ein Flecken. Hier befinden sich zwey Spitäler und 400 Galeerensklaven.

Valencia, eine Stadt von 8000 Einwohnern, mit breiten Strassen, einstöckigen Häusern und einer schönen Kirche. Sie ist im Aufblühen.

Maracay, dem Range nach ein Dorf, mit 8400 Einwohnern und schönen Gebäuden. In dem Nähe befinden sich treffliche Pflanzungen von Kolonialprodukten.

Turmero, ein modern gebauter Ort, wo viele Pflanzer und alle zur Tabakadministrazion gehörigen Personen wohnen. Die Volkszahl ist 8000.

La Victoria, mit sehr artigen Häusern und 7800 Einwohnern, dem Range nach ein Dorf. — Alle diese letztern Orte liegen in den Thälern von Aragua, welche so weit das Auge reicht, angebaute Gefilde, künstliche Bewässerungen, Mühlwerke, schöne Fabriksgebäude und sehr viele thätige Menschen enthalten. In diesen erfreulichen Thälern sind selbst die sonst so unthätigen freyen Leute arbeitsam, und die gesammte Volkszahl belief sich auf 50,000 Seelen.

Coro eine in Verfall gerathene Stadt, in einer beynahe ganz wasserlosen Ebene, wo Kolonialprodukte jedoch in geringer Anzahl gebaut werden.

Carora, eine ziemlich artige Stadt, unterm 12. Grad nördlichen Breite, 15 französische Meilen

[illegible] vom See Maracaybo, mit einem Delegaten des Gouverneurs und einer schönen Pfarrkirche. Wir machen auf diese Stadt besonders aufmerksam, obgleich sie in einer Gegend liegt, der es an Wasser fehlt, wenn der Fluß Morere in der Sommerhitze abnimmt, und obgleich der ausgetrocknete Boden mit distelartigen Pflanzen bedeckt ist. Aber hier gedeiht eine Art Waldcochenille, die eben so schön ist, als die Misteca, und dennoch bisher unverzeihlicher Weise unbenutzt umkommt; ferner giebt es hier Balsamstauden, an Duft den arabischen gleich, aromatische Harze, die ein spezifisches Mittel bey Verwundungen, dann ein treffliches Präservativ gegen Krampf und Mundsperre sind. Diese übrigens sehr gesunde Gegend ernährt schon itzt 6200 Einwohner, die blos von Viehzucht, Gerberey und der Verfertigung von Hangmatten leben.

Barquisimeto, eine wohlgebaute Stadt, hat 11,300 Einwohner, Viehzucht, Zucker, Getreide, Kakao- und Kaffeebau.

Tocuyo, Stadt in getreidereicher Gegend, mit starker Viehzucht und 10,200 Menschen.

Guanare, wohlgebaute Stadt, mit 12,300 von Viehzucht lebenden Einwohnern.

Araure, herrlich gelegene Stadt, in einer sehr [illegible], wohlbewässerten Landschaft, die

aber bisher nur zu Baumwollen- und etwas Kaffeebau benuzt ist. Die Stadt ist recht artig und verdient mehrere thätige Kolonisten.

Calaboso, eine Stadt die blos wegen des Viehreichthums ihres sonst nicht dankbaren Gebietes bemerkt wird.

San Juan Battista del Pao, Stadt von ähnlichen Verhältnissen.

San Luis de Cura, Stadt in einem romantischen fruchtbaren Thale mit 4000 Menschen.

San Sebastiano de los Reyes, alte Stadt mit 3500 blos vom Maisbau lebenden Bewohnern.

San Philippo, eine regelmässige Stadt mit 6800 Einwohnern, in einer rühmenswerthen, trefflich bewässerten, äusserst fruchtbaren, aber noch nicht hinreichend mit den Kolonialprodukten bebauten Gegend. Hier soll die Venusseuche stark wüthen.

Nirgua, heruntergekommene Stadt, deren gänzliches Zusammensinken von ihren 3200 Bewohnern abgewartet wird. Die Gegend ist fruchtbar, aber äusserst ungesund.

San Carlos, eine grosse, schöne, trefflich gebaute Stadt, mit 9500 Einwohnern, einigen Kolonialprodukten, guter Viehzucht und sehr gepriesenem Obst. Die weissen Einwohner sind hier größtentheils Spanier, aus den kanarischen Inseln, oder Creolen.

Das Gouvernement Cumana besteht aus der eigentlichen gleichnahmigen Provinz und aus jener von Barcelona. Im Norden und Osten grenzt dieses Gouvernement an das Meer, in Westen an Venezuela, in Süden an den Orinoko und Guiana. Das Land am Orinoko taugt nur zu Viehweiden. Das Innere ist äusserst fruchtbar, hat grosse Berge, und die berühmte Höhle von Guachero im Berge Tumeriquiri gegen Osten, aus welcher ein starker Fluß hervorbricht, und das traurige Geschrey darin nistender Vögel ertönt, welches die Indianer für die Klagen büssender Verstorbener halten. In der Provinz Cumana könnte sich noch eine Million Pflanzer vortheilhaft anbauen.

Hier ist zu bemerken: Cumana, die Hauptstadt, der Sitz des Gouverneurs, am Flusse Mazanares, mit einer Vorstadt, einem Fort auf einer Anhöhe und 40,000 Menschen, und der häufigen Erdbeben wegen, mit niedrigen, wenig zierlichen Häusern. In der Nähe ist der Meerbusen Ca-

riaco.*) Hier leben meist Kreolen, die sich vom Handel, von Schiffahrt und dem ungeheuer ergiebigen Fischfange ernähren.

San Balthasar de los Arias oder Cumanacoa (ein biscayisches Wort, welches „Etwas, das von Cumana ist" bedeutet), eine von Cumanern angelegte Stadt, mit 4200 Menschen.

San Philippo de Austria oder Cariaco, eine Stadt am gleichnahmigen Flusse mit 6500 sehr fleissigen, Baumwolle, Cacao und Zucker bauenden Leuten.

Neu-Barcelona, Stadt am Neveri, mit 14,000 Einwohnern, schlechten Häusern und starker Schweinzucht. Hier wird starker Schleichhandel getrieben.

Conception de Pao, Stadt mit 2300 Einwohnern, und grossem Viehreichthum.

---

*) Herr Alexander von Humboldt schreibt diesem Meerbusen die Erdbeben zu, weil er mit den Vulkanen in Cumurouta, in Verbindung stehe. In selben zersetzt sich das Wasser auf dem schieferartigen Mergelboden, der stark mit Feuersteinen vermischt ist, welche hydrogene Theilchen enthalten.

Die des Perlenfangs wegen berühmte Insel Margareta liegt unter dem 10° 56′ nördl. Br. und 66 bis 67° westl. Länge. Sie ist der Schlüssel zur Terra ferma und von hieraus kann aller Handel nach Europa und den Inseln abgeschnitten werden. Hier wird viel Federvieh gezogen, und es werden allerley sehr feine Baumwollenwaaren verfertigt. Der Ackerbau liegt darnieder.

Assomption, die Hauptstadt mit 14,000 Einwohnern. — Pampatar, Pueblo de la Mar und Pueblo del Norte sind drey Häfen mit Dörfern und beträchtlichen Befestigungen.

Das Gouvernement Maracaibo grenzt südwärts an das Königreich Santa Fe, westwärts an das Gouvernement Rio de la Hacha, nordwärts an das Meer und ostwärts an Venezuela. Bloß im Süden und in einem kleinen Theil von Westen, ist es und zwar in sehr hohem Grade fruchtbar.

Maracaibo, am gleichnahmigen See, die Hauptstadt mit Häusern, deren Dächer theils aus Ziegeln, theils, was bey den Spaniern sehr beliebt ist, mit Eneaschilf gedeckt. Hier wohnen, mit den Flüchtlingen aus Domingo 24,000 Einwohner, welchen man den Vorwurf macht, daß sie wortbrüchig seyen und ihre Nahmensunterschrift häufig läugnen, weßhalb alle Fremden, die in Geschäften hie-

her kommen, selbe lieber mit den Frauen abschliessen. Hier residirt, wie es sich von selbst versteht, der Gouverneur.

Merida, von drey Flüssen und sehr ergiebigen Pflanzungen umgeben, eine wohlhabende Stadt mit einem Bischof, einem Seminarium für Geistliche, 11,500 Einwohnern und guten Baumwollenwaaren.

Truxillo, eine ehemahls prächtige, aber von dem französische Flibustier Grammont im Jahre 1768 niedergebrannte, dermahl sehr mittelmässig gebaute Stadt, mit der abnehmenden Bevölkerung von 7600 Einwohnern.

Der Gouverneur der Landschaft Varinas führt bloß den Titel eines Kommandanten, bezieht aber doch den Gouverneursgehalt von 4000 Piastern. Der Tabak, welchen alle spanischen Kolonieen versenden, führt von dieser Provinz den Nahmen. Sie bringt alle Kolonialprodukte hervor. Die Hauptstadt gleichen Nahmens hat nichts Bemerkenswerthes.

San-Jayme, eine so sonderbar zwischen mehreren Strömen, auf einem Sandhügel gelegene Stadt, daß ihre Einwohner nur auf Kähnen zu einander kommen können. Der benachbarte Boden zeugt.

San Fernando d'Apure, diese ziemlich gut gebaute Stadt enthält 6000 Einwohner.

Unter der Benennung Spanisch-Guiana versteht man jene Landschaft, die sich gegen Westen an den Rio Negro, und Norden an den Orinoko, gegen Osten an das Meer und gegen Süden an den Amazonenstrom lehnt. Sie liegt unter dem 70 Grad der Pariser Länge.

Was die Spanier von Guiana besitzen, wird gegen Osten vom Kap Nassau bis an die Mündung des Orinoko begrenzt. Das Fort San-Carlo's soll die Grenze gegen das portugiesische Guiana machen, sie wird aber von den Letzteren nicht genau beobachtet, da diese Gegenden ihnen, der Versendungen auf dem Amazonenflusse wegen, wichtig sind. Das spanische Guiana hat eine Länge von 400, und eine von 30 auf 150 französische Meilen zunehmende Breite. Die Bevölkerung beläuft sich auf 34,000 Menschen.

Es wird durch die Hauptstadt St. Thomas oder vielmehr durch den Fluß Caroni in zwey Theile getheilt und zerfällt in Ober- und Niederguiana. Letzteres ist von grosser Fruchtbarkeit. Es enthält keine merkwürdigen Orte. Der Boden von Oberguiana ist besonders für den Tabaksbau sehr ergiebig. Die Hauptstadt ist San Thomas, der Sitz eines Gouverneurs mit 3000

[illegible]; der auch in politischer Rücksicht dem Generalkapitain von Caraccas untergeordnet ist. Er ist zugleich Delegat des Intendanten der Finanzen daselbst, und legt demselben über seine Anordnungen Rechenschaft ab. Hier residirt auch ein Bischof, doch hat er keine Domkirche. Hier ist der einzige Cabildo der ganzen Landschaft, die nach einem hinreichenden Kosten-Aufwande auf einen hohen Grad von Reichthum gebracht werden könnte.

Das Reich Terra firma, welches westlich an den Orinoko grenzet, wird auch das Königreich Neu-Granada genannt. Die Hauptstadt ist Santa Fe de Bogota, die Residenz des für diese Landschaft besondern Vizekönigs, dann einer königlichen [illegible] am Flusse Bogota, mit einem Gy[illegible] und einer Universität.

Im nördlichen Theile finden wir zuerst die Landenge von Panama, auch die Landenge von Darien genannt, sie ist an den Küsten gebirgigt und sumpfig, hat im Innern fruchtbare Thäler. Hier finden wir die Städte: Puerto de Belo oder Porto Bello, mit einem Fort und andern Schutzwerken, und einem bequemen Seehafen, zählt gegen 30,000 Einwohner. Panama, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, mit weitläufigen Vorstädten, Sitz einer königlichen Audienz (Obergerichts) und eines Bischofs, mit einem vortreffli-

den Arbeiten. In ihrer Nachbarschaft liegen auch die Perleninseln, worunter Pacheca und St. Pablo am bekanntesten sind.

Choco, im Südwesten von Terra firma, am stillen Meere, am Atratoflusse, und Carthagena am caraibischen Meere, nordöstlich von Terra firma. Hauptstadt ist Carthagena, eine Festung und Handelsstadt am Arme des Magdalenenflusses, mit 25,000 Einwohnern, Sitz eines Bischofs, hat eine Perlenfischerey.

St. Martha, eine gebirgigte Landschaft am caraibischen Meere, östlich von Carthagena, mit fruchtbaren Thälern und Goldminen. Hauptstadt ist St. Martha, mit einem geräumigen Hafen, und einer Citadelle. In dieser Provinz sind von Kapuzinermissionarien in acht kleinen Ortschaften über 3000 Indianerfamilien angesiedelt.

Rio de la Hacha, am Flusse gleiches Namens, am caraibischen Meere, eine fruchtbare Landschaft, noch von wenigen Spaniern angebaut, mit einer Perlenfischerey. Der Hauptort hat gleichen Namen.

Popayan, südlich von Choco, am stillen Meere, an den Flüssen Plata und Bera, reich an Gold und andern Produkten. Hauptstadt ist Popayan, am Fusse der beschneyten Vulkane von

Purace und Sotara; mit 8,000 Einwohnern, unter denen viele Neger, weniger Indianer. Sie ist der Sitz eines Bischofs. — Pasto oder St. Juan de Pasto, Stadt am Fusse eines 1802 noch brennenden Vulkans.

2) Quito.

Lage. Produkte.

Die neuere politische Eintheilung des spanischen Südamerika setzt den Geographen bey der Unbestimmtheit der Grenzen in die unangenehme Nothwendigkeit, sich öfters zu wiederholen. So hat man z. B. die Provinz Quito, ihrer natürlichen Beschaffenheit nach, schon zu Peru gehörig, davon abgerissen und mit Neugranada vereinigt, ein Umstand, der die Darstellung beyder sehr erschwert, wenn sie nach dem Faden dieser politischen Eintheilung geordnet seyn soll. — Indeß mag eine gedrängte Skizze von Quito unsern Nachrichten von Peru füglich vorangehen.

Mexiko und Guiana, so reizend, so üppig sie sich auch darbieten, sind dennoch nur reichgeschmückte Vorhöfe eines wundervollen Tempels. Als die Weltweiser Bouguer und Condamine aus den Häfen Guajaquil und Manta nach Quito gegen die Cordilleren hinauf stiegen, was für einen Wechsel von Szenen, was für blendende Contraste durch-

auf ihren Blick! Vom Saume der Ufer weg, wan-delten sie durch kaum durchdringliche Wildnisse und die Aequatorialsonne lockt aus dem schlammigen Boden eine zahllose Fauna verschwenderisch hervor. Die meisten Pflanzen des Isthmus zeigen sich auch hier, denn mehrere Arten Cedern, das Eisen- und Ebenholz, der hohe zu Masten brauchbare Marienbaum mit der weissen Rinde; mehrere treffliche Palmen breiten ihre Wurzeln fast nur über die Oberfläche des Erdreichs hin und werden durch die Ranken vieler Schmarotzerpflanzen und mächtiger Lianen zusammengefügt. Verschiedene derselben bot die Natur dem Menschen zu wichtigen Vortheilen dar. Die berühmte Hypecacuanha und Vanille. Unter diesen dichten Schatten sprossen die mannichfaltigsten Pilze, Moose und Rohrarten hervor. Einige der letzteren z. B. das Bambusrohr, erreichen eine Höhe von 20 bis 30 Fuß.

Hier hauset der Jaguar, der Ozelot, die Jaguarette, der Puma und andere furchtbare Tygerarten der neuen Welt. Heerden von Affen und Papageyen betäuben das Ohr durch ihr Schreyen und Plaudern. Die Toucane, und der Picarus mit den monströsen zum Theil schönfarbigen Schnäbeln; die Gallinassen, mehrere Buccoarten, viele Spechte, Baumläufer, Waldtauben, kleinere Singvögel, kurz, ein unübersehbares Gefieder belebt die Gipfel der

Wal-

Waldung, während daß Schlangen aller Art von der Aboma- und der Klapperschlange bis zur kleinsten Runzelschlange hinab, den Wanderer schrecken; dichte Wolken von Musquiten und Stechfliegen und Ameisen ihn blutgierig anfallen, und ungeheure Spinnen und ellenlange Spuhlwürmer von der Dicke eines Daumens ihm Schauder erregen.

Klima. Gewässer. Gebirge.

So übermäßig ist hier die Feuchtigkeit, daß man es umsonst versucht, ein nur seit ein Paar Stunden geladenes Gewehr abzufeuern, und selbst im Felleisen genau verschlossenes Papier widersteht kaum der Fäulniß. Auch darf hier der Mensch seinen Wohnsitz nur auf hohen Pfählen errichten.

Reissende Waldströme stürzen dem Wanderer entgegen. Mit Zittern wandelt er über den Abgrund hin, auf Brücken von Hürde geflochten, die oft 1800 Fuß weit, unter jedem Tritte einzubrechen drohen, und von jedem Luftzuge wiegenartig schwanken. Nach glücklich überwältigter Gefahr steht ihm nun das mühsame Erklimmen des schroffen Gebirges bevor. Selbst das sonst so sichere Maulthier fühlt jedes Gestein mit der furchtsamsten Vorsicht aus, und dennoch zwingt ihm die Ermattung nach 7 oder 8 Schritten schon eine Pause ab.

Mitten in dieser romantischwilden Natur hat der Mensch ihr gleichsam zum Trotze dennoch einzelne Ortschaften errichtet. Wie willkommen sind dem erschöpften Reisenden diese nur aus Bambusrohr erbauten Dörfer, z. B. Guaranda, Nono und andere!

Höher hinauf mindert sich beträchtlich die Hitze; das Gehölz wird lichter, die Mühseligkeit des Steigens nimmt mit der Güte der Luft zu. Endlich ist der Theil der Cordilleren erstiegen, welcher in seinem Innern die unbeschreiblich herrliche Provinz Quito umfaßt. Gleich einem Paradiese liegt hier unter dem Blicke ein Thal, fast sechs Meilen breit, von hellen Bächen durchschnitten, die sich zu einem Fluße vereinigen. So weit das Auge reicht, zeigen sich trefflich bebaute Felder, die mit Wiesen, grasigten Hügeln, lebendigen Hecken, Gärten, Meyerhöfen und ganzen Dörfern abwechseln. Diese reizende Aussicht beschließt die Stadt Quito.

Die mildeste, heiterste Luft kündigt hier einen der schönsten Theile des südlichen Europas an. Allein man sieht hier die Produkte aller Jahrszeiten und aller Welttheile. Zu jeder Zeit trägt der Baum junge Blätter, Knospen, Blüthen und Früchte, an ein und demselben Tage sieht man pflügen und ernten. Neben den Stapelwaaren Westindiens gedeiht hier hundertfältig tragender europäischer Waizen; der Pisang, die Citrone und die Pompelnuß prangen bey den schönsten Früchten von Frankreich.

Richtet sich nun das Auge von dieser bezaubernden Scene in die Höhe, dann erst bildet sich daraus ein unbeschreiblich erhabenes Ganzes. Die am großen Ocean gelegene Provinz Quito, diese große, zehntausend Fuß erhabene Ebene wird von fast meilenhohen Eisbergen umgürtet. Ihr Schnee ist ewig wie die Welt, aber mehrere ihrer Gipfel, z. B. die des Pinchincha, Antisana, Sangai, Cotopaxi speyen Feuer und Dampf, stürzen den zerschmolzenen Schnee in Strömen herab, die da ungeheure Vertiefungen bilden, und durch dieß Alles vielartigen Boden und vielfache Klimate erzeugen. Unter diesen Gebirgen erhebt sich der Chimborasso zu einer Höhe von 21,136 Fuß über die Oberfläche des Meeres. Auf der Erde kennt man bis jetzt keinen höhern Berg. So umgrenzt hier der Winter den Frühling und den Herbst; ein Amphitheater, das beynahe alles Schöne, Herrliche und majestätisch Furchtbare der ganzen Erdoberfläche auf einmal darstellt.

In Betreff der Bildung dieser Gebirge, der Charakteristik der Einwohner und der Produkte von Quito sehe man dasjenige nach, was bey dem Königreiche Peru im Allgemeinen hierüber gesagt ist. Gleiche natürliche Beschaffenheit macht diese Landstriche gleich merkwürdig, und ist auch Quito in Ansehung der Fruchtbarkeit, der Mannichfaltigkeit romantischer Scenen und der sonderbaren Bildung dem übrigen Peru einigermassen vorzuziehen, so

hat es doch im Ganzen so viele Aehnlichkeit mit demselben, daß es Wiederhohlung wäre, wenn wir hier und dort darüber uns verbreiten wollten.

Uebrigens stören oft Erdbeben und Ueberschwemmungen den frohen Lebensgenuß der Einwohner, für welche die Natur so viel that. Eine solche Erschütterung zerstörte im Jahre 1797 die ganze Provinz. Am 7ten Februar wurden Lactatunga, Hambato, Riobomba und andere Ortschaften umgewühlt und in wenigen Sekunden waren 40,000 Menschen nicht mehr.

Topographie.

Die Hauptstadt der Provinz, welche jedoch mehrere Städte von 6 — 20,000 Menschen und darüber enthält, ist Quito. Sie liegt nahe am Aequator, höher als alle andern Städte der Erde, von hohen Schneebergen im Thale eingeschlossen. Auf der einen Seite derselben stößt der 15,000 Fuß hohe Vulkan, Pinchinha, der zwar seit vielen Jahren nicht Feuer ausgeworfen hat, aber durch das Toben der Winde in seinen Klüften und Höhlen den Einwohnern oft Grauen erregt. Dieser versorgt mit dem Capamburo und andern Bergen die Stadt mit frischem, klaren Wasser. Sie hat für mehr als 60,000 Menschen Raum, so viel beträgt die Zahl der Einwohner, hat lange und breite, mit unter unebene Straßen, wovon die

vornehmsten gepflastert sind, einen grossen Markt, bequeme, geräumige Häuser, zwey Universitäten, viele Klöster und Kirchen, eine Audienz nebst einigen niedern Gerichten, ein Domkapitel mit einem Bischofe, verschiedene gute Manufakturen und Fabriken. Viele Einwohner, besonders die Mestizen, beschäftigen sich mit der Handlung. Die Spanier schämen sich der Handwerke, die Mestizen dagegen sind Handwerker, Künstler und Kaufleute. Da es auch Indianer und Neger in Quito gibt, so ist die Verschiedenheit der Bildung, Lebensart, der Kleidung ꝛc. sehr groß. Die Stadt ist mit Landhäusern der Reichen umgeben, und 25 Kirchdörfer sind über die Provinz zerstreut.

Wir bemerken noch ferner die Stadt Loxa, in deren Gegend sehr häufig die beste Chinarinde gewonnen wird.

Cuenca, eine Stadt mit 30,000 Einwohnern, hierlandes nebst den Landleuten Merlaken genannt. In ihrer Gegend sind berühmte Silberbergwerke.

Die Seestadt Guayaquil oder Guajaquil, unweit der Mündung des gleichnahmigen Flusses, ist der Stapelplatz von Panama und Lima, und zählt mehr als 20,000 Einwohner. Sie haben sich in mehrere Fahnen, ihrem Range nach vertheilt. Am zahlreichsten ist die Fahne der Fremden. Die Kin-

der, welche den Europäern dort gebohren werden, sind vorzüglich schön, und dem Himmelsstriche zum Trotze sehr weiß und blank.

Im Meerbusen von Guajaguil liegt die große, fruchtbare, von einem einzigen und tapfern Völkchen bewohnte Insel Puna, wo man noch jetzt wichtige Kostbarkeiten findet, welche die Peruaner dort versteckt hatten. Einige Meilen davon ist die kleine Insel St. Clara.

In dem an den Meerbusen von Guajaguil stossenden Distrikte werden jährlich über 4 Millionen Pfund Cacaobohnen gesammelt.

Hier wollen wir zugleich der auf der Westseite von Quito, im stillen Meere liegenden Seeschildkröten- oder Gallopagos-Inseln erwähnen. Sie sind klein, unbewohnt, felsigt, haben Vögel und Schildkröten.

Königreich Peru.

Lage. Grenzen. Größe.

Dieses Land ist zwischen dem 2ten Grad, 32′ und 42ten Grad, 50′ südlicher Breite gelegen, und grenzt gegen Norden an das Reich Neu-Granada, gegen Osten an freye Indianerlande, oder wenn

wir diese zu Peru schlagen, an das portugiesische Amerika und das Reich La Plata, gegen Süden an La Plata, gegen Westen an das Südmeer. Es hat von seinem Umfange sehr verloren, seitdem man die Provinz Quito davon getrennt, und ein ansehnliches Stück im Jahre 1777 an Portugal abgetreten hat. Der Flächeninhalt des eigentlichen Peru bis an die Wüste Atacama beträgt 44,650 Quadratseemeilen. Die Ausdehnung der übrigen dazu gerechneten Länder ist nicht bekannt.

Natürliche Beschaffenheit. Klima.

Peru, sondert man auch nach der heutigen politischen Eintheilung die Provinz Quito davon ab, ist von dort bis zu der grossen südlichen Wüste Atacama gleichfalls ein nach ungeheuren Schichten stratifizirtes Land, worin man jede Art der Luft athmet, und die Genüsse aller Zonen vereinigt findet.

So mannichfaltig aber auch die Bildung des Bodens, und die Abwechselungen der Temperatur sind, hat Peru dennoch im Ganzen ein treffliches Clima. Zwar ist die Hitze sehr groß, aber sie wird durch die Seewinde gemäßigt; am drückendsten ist sie in den Ebenen und um so beschwerlicher, da weder Regen, noch Hagel, noch Gewitter die Luft abkühlen. Die Thäler haben durch die von den Anden strömenden Winde gemäßigte Hitze und wech-

feindes Wetter. Der dortige Sommer bringt immer heitern Himmel mit sich, nur im Winter steigen dicke Nebel und Wolken auf, und dann regnet es. Einige Gegenden, z. B. um Piura sind zuweilen 6—10 Jahre ohne Regen; bey eintretenden Regenfällen fließt aber das Wasser in desto volleren Strömen. Diese Regenzeit fällt in Chili vom May bis zum Oktober; denn dieses Land liegt auf der südlichen Halbkugel und hat also den unsrigen gerade entgegen gesetzte Jahreszeiten. In einigen Gegenden regnet es nur ein Paar Tage hinter einander und dann klärt sich der Himmel wieder auf. In andern Strichen hält der Regen länger an. Um Lima herum wird die Erde bloß durch Thau erquickt und befeuchtet; weiter nach Osten sind Gewitter gewöhnlich, in Chili aber gar nicht. In den Sierras (Höhen) ist die Luft rauher, kälter, aber auch gesunder als in den Thälern. Der Chiloe-Archipelagus hat so rauhe Luft, daß Waizen nicht mehr reif wird. Im Gebirge ist es meistens rauh und kalt; dort schneyt es so häufig, daß die Wege nicht passirt werden können. Das ganze große Land von Peru theilte bereits Acosta nach der so sehr unter einander verschiedenen Witterung in a) die Andes, das hohe Gebirge, hat vielen dauernden Regen, und ist (die höchsten Theile ausgenommen) milder Temperatur. b) Die Sierra, die erhabne Fläche, genießt regelmäßige Jahrszeiten und zeigt alle Arten von Meteoren. c) Die Küste heißt mit Recht die trockene, sie erfreut sich eines immerwährenden Som-

mers. Aber wie schrecklich unterbrechen die alles verwüstenden Erderschütterungen oft schnell hinter einander diese schöne, heitere Natur!

Bildung des Bodens. Produkte.

Auf dem untern Boden, welcher der Meeresfläche gleich liegt, findet man nach einem Abstande von einigen Meilen den Anfang eines hohen darauf gesetzten Landes, das sich bald mehr, bald minder in beträchtliche Ebenen ausbreitet, und dann jenes kolossalische, bis über die Wolken hinauf reichende Gebirge selbst, das den Nahmen der Cordilleren trägt. Diese größte und höchste Kette der Gebirge unsers Erdballs kömmt vom höchsten Norden der neuen Welt, geht über den Isthmus von Nordamerika herab, wird dort in eine einzige, minder hohe Gebirgskette zusammen gedrängt, und theilt sich gleich unweit des Aequators im Süden in zwey grosse Hauptzweige, in die westlichen und östlichen. Die beyden Zweige bleiben gleich nach ihrer Trennung sich fast parallel. Der westliche und längste läuft bis nach Chili, ja bis zum Ende des Patagonen-Landes hinab, eine Strecke von mehr als tausend deutschen Meilen. Der östliche biegt sich aber von jenem Parallelismus gegen Südosten ab, und verläuft sich in die Ebenen. Beyde lassen zwischen sich sehr grosse Provinzen, Thäler von vielartiger Natur.

Auf diesen Ebenen, welche man dort la Sierra, das hohe bewohnbare Land nennt, zeigen sich an verschiedenen Orten Seitenzweige der Cordilleren, als dritte Bergketten. So findet man also hier ein dreyfaches Küstengebiet; jenes niedrige unterste Küstenland, hierauf die Sierra, und endlich dann die höchste Region der darauf ruhenden Cordilleren, die Andes. Die einzelnen Zweige des letztern nannten bereits die Yncas, die Könige der alten Peruaner, Schneegürtel. Aus dem gleichbedeutenden peruanischen Worte soll durch Verstümmelung Andes entstanden seyn. Unter ihnen finden sich so ungeheure Bergmassen, daß einzelne derselben gleichsam im Wettstreit mit ihrer Mutter, dem Erdball selbst seine Rechte der Gravitazion sehr sichtbar streitig machen. Nach Humboldt sind diese Gebirge gleichsam durch allgemeine Kristallisation erzeugt worden. Sie bilden da, wo sich ihre Grundlagen begegnen, auf dem hohen Lande ungeheure Schluchten, große, oft meilenweite Lücken, die man Quebrados nennt. Hiedurch strömen in den Tiefen die Flüße westlich gegen das Meer, östlich gegen die Landfläche hin. Anfangs ist wohl nur ein geringer Paß dem Gewässer zum Durchgange übrig geblieben und wann das Gestein aus harten, schwer abzuschleifenden Felsen, z. B. Porphyr besteht, so hätten sich die Fugen der ehemals zusammenhangenden Berge wieder zusammenbringen lassen, so genau passen sie auf einander. Die oberste Region der höchsten Cordilleren übersteigt die Wolken, also auch die durch

ſie erzeugten Meteore. Keinem Sterblichen iſt es noch gelungen, ihren Gipfel zu erklimmen. Sie waren es, welche dem Weltmeſſer Bouguer jene Linie entdecken lieſſen, innerhalb welcher ſich aller Orten Schnee zu bilden anhebt. Er nannte ſie die Schneelinie und ſie bezeichnet die Grenze der Vegetation. Gleich unter ihr erzeugen ſich die Mooſe und ähnliche Pflanzen, von dieſer weiter hinab tritt dann die beſſere Fauna hervor, begreiflich muß ſich noch eine zweyte obere Grenzlinie des Schnees bilden, die den Anfang des Schnees in den höhern Luft-Regionen beſtimmten. Reichen daher dieſe Gebirge über ſie hinaus, ſo genöſſe ihr oberſter Theil einer beſtändig klaren, von keiner Feuchtigkeit geſchwängerten Lufte.

Auf dieſen höchſten, unfruchtbaren Bergen der Cordilleren, man nennt ſie Paramos, zeigen ſich bey Sonnen-Aufgang merkwürdige Meteore. Aber ihr Inneres iſt auf zweyerley Art beſonders intereſſant.

Das erſte und auffallendſte der weſtlichen Kette iſt ihr vulkaniſches Feuer. Mehr als 50 ſolcher Feuereſſen, Luftlöcher der Unterwelt, ſind bis jezt darunter bekannt. Hievon gehören hieher: der Tunguragua, Anabato, Quiniſtator, Choche-Putina u. a. Allein nicht aus allen ſteigen Feuergarben, Rauch- und Flammenſäulen und Lavaſtröme hervor. Auch Bimsſtein, Baſalte, ſchlackenartiger Porphyr, Schwefelleberwaſſer und

Schlamm, ja sogar Fische. Der fast erloschene Vulkan von Imbaburu überschüttete 1691 damit die Felder der Stadt Ibarra so sehr, daß man in ihnen die Ursache der damals herrschenden Faulfieber zu finden glaubte. Was aber noch merkwürdiger ist, der Corregidor der Stadt bezeugte, daß dieser Vulkan selbst nachmals von Zeit zu Zeit, also wohl ohne eigentlichen vulkanischen Ausbruch, vorzüglich nach starkem Regen, grosse Massen dieser kleinen Fische auswarf, die man Prenadilles nennt. Die Indianer von St. Pabla, fischen sie in sehr dunklen Nächten in einem Bache gerade an dem Orte, wo dieser aus dem Gebirge selbst hervortritt. Im Jahre 1698 stürzte der Crater des Carguairazo ein, nachdem er gleichfalls zuvor Tausende dieser Fische mit thonigtem Schlamm vermischt ausgeworfen hatte. Nicht immer werfen die Vulkane diese Fische aus ihrem obersten Krater. Der Cotopaxi und Tungaruaga stieß sie zu Zeiten aus Seitenspalten hervor. Dennoch lagen diese stets um 1300 Klafter höher als die umliegenden Gegenden. Man will auch an diesen Fischen, Symptome des Lebens wahrgenommen haben, während sie längs des Gebirges herabströmten; sicherer ist es, daß sie mit einer grossen Maße kalten süßen Wassers von Cotopaxi floßen, ohne daß ihr zarter Körper entstellt war. Da man sie in den dortigen Bächen fängt, so stehen wahrscheinlich unterirdische Seen und Höhlen, die gleichfalls von ihnen bewohnt werden, hiemit und mit dem Vulkanen in Verbindung.

Weit grösseres Unglück als jene einzelnen Ausbrüche, sind unstreitig die Erdbeben. Einige Provinzen von Peru scheinen vorzugsweise gleichsam periodisch hievon heimgesucht zu werden. Schon seit 1582, also bald nach der Erbauung von Lima, bis auf unsere Zeiten herab, folgte hier eine Reihe von Erdstössen, die bald mindere, bald grössere Verwüstungen anrichteten. Man kennt bestimmt 16 von Bedeutung. Es ist merkwürdig, daß ihre Richtung ziemlich mit dem Laufe der Cordilleren zutrifft, nemlich von Südost nach Nordwest. Eines der furchtbarsten Erdbeben war, der Wirkung nach unstreitig das vom 28. Oktober 1746. Durch ein furchtbares unterirdisches dumpfes Gebrüll kündigte es sich einige Tage zuvor an, auch wütheten zugleich mehrere Vulkane. Kaum dauerte es drey Minuten, so lagen die meisten Gebäude der Stadt entweder wirklich umgestürzt, oder sie waren wenigstens sehr beschädigt. Tausend dreyhundert Menschen wurden zerschmettert. Fürchterlich tobte das Meer zu gleicher Zeit im Hafen von Callao, (dem nächsten für Lima), trat weit zurück, stürzte sodann über Alles bey seiner Rückkehr hin, und verwandelte die Stadt und den Hafen in Meer. Von 28 Schiffen, welche dort lagen, gingen 19 unter, fast 4000 Menschen kamen um. Diese Erschütterungen dauern aber bis zu unsern Zeiten hinab. Nur allein im Jahre 1791 sah sich Lima 5 Erdbeben ausgesetzt.

Diese Ausbrüche und Erschütterungen (sie sollen im Oktober am stärksten wüthen) ändern denn auch die Gestalt dieser Bergkolossen. Sie wachsen und schwinden, Krater und Oeffnungen stürzen ein, während daß sich andere erzeugen; plötzlich steigt ein Basalt oder Bimssteinfelsen aus ihrem Innern hervor; so gewinnt denn ein Gebirge oft in wenigen Augenblicken eine völlig neue Gestalt.

Die zweyte vorzüglichste Erscheinung, rücksichtlich des Innern dieser Gebirge, ist ihr erstaunlicher Reichthum an edlen und nutzbaren Mineralien. Nimmt man Afrika und einige Theile des benachbarten Mexiko's aus, so übertrifft Peru seit seiner Entdeckung alle Länder der Erde, an unterirdischen Reichthümern.

Peru besitzt, so viel wir wissen, außer den beyden edlen Metallen, Kupfer, Bley, Zinn, Quecksilber, Platina, Alaun, Salpeter, viel Schwefel, Galmey, Magnete, Lavezstein, Türkisse, Marmor, Marienglas, Mineralwasser, Bezoar und bedeutende Steinsalzgruben. Es wäre schon an sich selbst unwahrscheinlich, daß die mit dem Eisen sonst überall so viel freygebige Natur ein so grosses Land Mangel daran leiden liesse; fand doch auch der Hüttendirektor Helms selbst in der berühmten Silbermine von Potosi eisenschüssige Quarzgänge, vielen Eisenspath, kurz auch das Eisen un-

ter mehrerer Gestalt und Mischung findet sich hier. Freylich bauet man da nur selten auf Eisen, wo man auf Silber bauen kann, dennoch gibt schon Barba drey wirkliche Eisenminen an. Bekanntlich bedienten sich die alten Peruaner, da sie selbst das Eisen nicht zuzubereiten verstanden, zu ihren härtesten Geräthen und Werkzeugen des Kupfers. Barba kannte zu seiner Zeit (1640), 14 Kupferminen in Peru und 4 Zinnwerke.

In unsern Zeiten sind aber hauptsächlich drey Arten der Metalle die Grundlagen des Handels und des hohen Werthes von Peru. Von diesen zählte man im Jahre 1791 nur allein im eigentlichen Peru 69 Goldbergwerke, 704 Silber- und 4 Quecksilberminen, ausser 4 Kupfer- und 12 Bleywerken. In 10 Jahren von 1780 bis 1789 gaben diese Minen 35,355 Mark Gold von 22 Karat, und 3,739,[illegible] Mark Silber; schätzt man die Mark Gold zu 125 Piaster, und die Mark Silber zu 8, so beläuft sich der ganze Werth dieser 10 Jahre über 46 Millionen und 221,280 Thaler. Auch scheint es nicht, daß dieser Gewinn sich vermindert habe, als die erwähnten 10 Jahre über 38,000 Mark Silber mehr, als die vorhergehenden 10 Jahre abwarfen.

Bey der Aussonderung des Goldes und Silbers bedarf man einer Menge von Quecksilber und Salz; beydes ist auch in Peru zu Hause. Die Quecksilbergruben in der Intendantenschaft Guamanga, unweit

der Stadt Huancavelica, etwa im 13. Grade der Breite, auf einem Gebirge, dessen Oberfläche innerhalb der Schneecordilleren, auf einer Höhe, die der von Potosi fast gleichkömmt, aus mehrern sanft gewellten Kegeln besteht, die viele Thäler zwischen sich bilden. „Das Gebirge selbst, sagt Helms, ist hier nach und nach in ein einfaches Sandstein-Gebirge übergegangen und hat in dieser Gegend wegen seiner horizontalen Lage und Schichten von Mergel, Kalk und Spath noch einiges Aehnliche mit Flözgebirgen, die noch immer ungemein edel an Gold, Silber, Kupfer, Quecksilber und anderen Halbmetallen und Salzen sind." Welch ein Metalland! denn dieser Bergkundige nennt viele neue Gruben, reich an Gold, Silber und Kupfererzen dieser Gegend, die noch unbenützt da liegen. Die Ausbeute der Grube von Huancavelica war vormals sehr groß. In den 5 Jahren von 1571 — 1576 betrug sie über 9000 Ctr. In den beyden Jahren 1646 — 1648 fast das Doppelte. Die ganze Summe des seit 219 Jahren bis zu Ende 1789 gewonnenen Quecksilbers beträgt 1,040,452 Ct.; indeß hat sich die Ausbeute dermalen sehr vermindert. Die Minen von Hualguayok mit grossen Erzmassen, 2000 Toisen hoch über der Meeresfläche, sind jetzt nebst den metallreichen Gängen von Pasco und Huantajaye die reichsten in Peru. Allein unter den kaum aufzuzählenden Bergwerken von Peru ist uns kein Beyspiel von der Ueppigkeit der dortigen Natur in Hervorbringung reicher Metalle so be-

bekannt geworden als jenes, welches das Gebirge von Lauricocha liefert.

Das ganze dazu gehörige Gebiet umfaßt wahrscheinlich sehr viele Quadratmeilen, und ist ein Theil der kalten Sierra. Hier geben die neuesten Nachrichten über 6 bedeutende Bergwerks-Reviere an. St. Rosa war darunter besonders wichtig. Man findet hier ausser dem Silber auch Eisen, Kobolt und andere Mineralien, worauf aber freylich nicht gebaut wird. Der ganze Berg von Lauricocha ist ein Beet, Flöz, dessen Länge eine halbe Meile fortstreicht, dessen Breite aber nicht viel geringer ist. Es nehmen mehr als 200 Privatbergbauer daran Theil und erzielen selbst bey der unkundigen Behandlung gegen 200,000 Mark Silber.

Drittehalb Meilen im Westen von diesem metallreichen Boden zeigt sich der cylinderförmige Berg Raco. Er ist gänzlich aus weissem Granit, von feiner Textur gebildet, der zu Gebäuden sehr brauchbar ist. Wirft man ein Stück davon ins Wasser, so wird es dunkelblau; man nennt ihn ala de mosca.

Alle diese Angaben geben nur ein schwaches Bild von dem unermeßlichen Metallreichthum dieses schönen Landes, welchem nur die ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens an Vegetabilien aller Art an die Seite gesetzt werden kann. Unter den Gebirgen verdienen übrigens noch folgende Vorgebirge

(von Nordwest nach Südwest) erwähnt zu werden: Cap Tumbez, Cap Blanco, Cap Aguja oder Abuja, Malabrig, Huarmey, St. Nicolas, Coles oder Cotes, Las Betas, Chiniral, Torel, Totoral, Ballena, Governador, Caramana, Topocalmo, Bairres, Humos, Galera, Godoy, Quilan.

Die Natur suchte der neuen Welt durch folgende Thiere, nähmlich durch das Llacma (Guanaco), die Vicegunna, das Alpaca, das Chiluchuegue, die Kameele der alten Welt zu ersetzen. Und wenn diese amerikanischen Thierarten wie bey mehreren ähnlichen Fällen, den unsrigen nicht an Grösse und Kraft gleich kommen, so sind sie doch sowohl in Ansehung der Form, Sitten und Benutzung ähnlich. Das erstere, Llacma, von den Spaniern Carnero de la Tierra (Landschaaf) genannt, ist unter den Kameelen der neuen Welt, eins der stärksten. Der Höhe nach kömmt es einem kleinen Esel gleich, es trägt den langen Kameelhals erhoben, hat einen stolzen, festen Gang, sein schwarzes, schönes Auge ist milde, furchtlos und zutraulich. Es hat gespaltene Klauen, der Kopf hat Aehnlichkeit mit dem eines Füllens, der Körper ist mit langer, grober Wolle bedeckt, die am Halse und Bauch kürzer ist. Die Farbe selbst ist verschieden; es gibt schwärzliche, zimmtfarbene, gefleckte und weißliche Llacmas. Das wahre Vaterland desselben ist das hohe Gebirge der Cordilleren Perus.

Hickry ist es aber merkwürdig, daß obgleich die hohen Cordilleren in die Provinz Quito hinauflaufen, man dennoch nur bis etwa zum 10ten Grade südl. Breite, das ganze Geschlecht dieser Schaafkameele im natürlichen Zustande antrifft.

Auf den hohen Andes, des südlichsten Theiles von Peru geht dieses edle Thier heerdenweise und nährt sich nur allein von dem kurzen Moose und Grase Icho; ihr Labsal ist frisches, kaltes Wasser. Aber weiter gegen den Aequator hin, sieht man in Peru nur gezähmte Llacmas und die Peruaner, welche überhaupt für alle zahme Thiere eine besondere Vorliebe zeigen, äussern gegen das Llacma eine wahre Verehrung.

Ohne zu gallopiren noch zu trottiren, geht es dennoch nicht langsam und hat dabey selbst auf dem Gebirge einen so sichern und sanften Gang, daß das Frauenzimmer sich seiner vorzugsweise bedient. Es trägt einen, ja selbst gegen 1½ Centner und wird besonders zur Fortbringung der Metallstangen verwendet. Hat man es überladen, oder sucht man es zu übertreiben und wird ihm die Zeit zur Nahrung entzogen, so legt es sich mit einem kläglichen Tone nieder, alle Anstrengungen des Führers sind durchaus vergeblich, es weiter zu treiben; es bleibt liegen und stirbt. Gewöhnlich läßt man sie des Nachts ihre einzige Nahrung, jene Grasarten, abweiden. Sie legen sich dann nieder, um auszuruhen, wieder

zu kauen und neue Kräfte zu sammeln. Beym Niederlegen knieen sie und ziehen die Schenkel ein, so daß der Körper sie gänzlich bedeckt, dabey halten sie aber stets den Hals gerade empor.

Das Llacma geht 6 Monathe trächtig und wirft nur ein Junges, ob es gleich mehrere Euter hat. In der Brunstzeit und im Zorne gibt es einen besondern Laut von sich und wirft einen schaumartigen Speichel, wie das Kameel, um sich.

Die alten Thiere werden von den Indianern gegessen; das Fleisch soll dem Schaaffleische ähnlich seyn, nur süßlicher; auch bedienen sich einige Indianer des Haares, jedoch nur zu groben Decken u. dgl.

Ehe die Maulthiere in Südamerika eingeführt wurden, war der Gebrauch dieser Llacmas noch bedeutender als in unsern Zeiten.

Die Vicunna, Vigogne (Camelus Vicunna) ist kleiner und schmächtiger als das Llacma und hat viel Aehnliches mit unserer Ziege; nur ist der Hals länger, auch der Kopf runder; sie hat dabey nur kurze aufrecht stehende Ohren, höhere Füsse und keinen Bart. So viel es mit den Llacma gemein hat, weicht es dennoch in Rücksicht seines Naturells sehr davon ab. Die Vicunna wird nicht zahm; sie bewohnt die hohen Gebirgsgipfel

von Chili und Peru, weidet hier heerdenweise dürftige Grasarten ab und bleibet stets in Wildheit. Sie flieht den Menschen, wenn sie ihn selbst in einer grossen Entfernung erblicket, und nur durch ein förmliches Treibjagen erhält man die köstliche Vigognewolle.

Da diese Thierart eben so furchtsam als flüchtig ist, dabey oft unzugängliche Gebirge bewohnt, so thun sich ganze Gesellschaften Indianer zusammen, um sie zu jagen. Man nennt sie Chacos. Es ist sehr schwer, diese Thiere zum Schuß zu bringen, deshalb umgeben die Jäger ein grosses Gebiet, auf welchem sie Heerden von Vicunnen weiden sehen, mit langen Stricken, in der Höhe des Halses des Thieres. An diese Stricke werden rothe oder sonst stark gefärbte Lappen in gewissen Distanzen aufgehangen. Sodann fängt man an, die Vicunnen vermittelst eigends dazu abgerichteter Hunde zusammen zu treiben. Die grosse Furchtsamkeit der Thiere verhindert sie, bey Erblickung jener von der Luft bewegten Lappen, durch das Uebersetzen der Stricke zu entfliehen, so leicht es ihnen auch wäre. Die Jäger gehen sodann in den Kreis, fangen die Vicunnen mit Schlingen, die sie ihnen geschickt über die Beine werfen, tödten sie und ziehen ihnen sofort die Haut ab. Oft sehen sich die Jäger genöthigt, Monathe auf den hohen kalten Punas zu leben. Sie bringen dann dagegen 500 bis 1000 Vicunnenhäute zurück. Bey einem so

kostbaren Thiere ist dieß eine desto mehr zu verwerfende Jagd, da es ein Leichtes wäre, die eingefangenen Vicunnen zu scheeren, wieder frey zu lassen, auf diese Art das nähmliche Thier mehrmahl zu nützen, und hiedurch zugleich für ihre Fortpflanzung zu sorgen.

Diese Jagd schlägt zu Zeiten wegen eines der Vicunne ähnlichen Thieres fehl, das sich unter ihre Heerden mischt. Dieß ist das Alpaca oder Paco, das sich hauptsächlich durch mehrere Stärke, Grösse, Kühnheit und durch gröbere Wolle von der Vicunna unterscheidet. Es begattet sich nie mit dieser, und ist daher sehr verschiedener Art. Finden sich einige dieser kühnen Thiere unter den gejagten Heerden der Vicunnen, so setzen sie, da sie jene gefärbten Lappen nicht achten, über die Stricke und zeigen hiedurch der ganzen Heerde den Weg zum Entfliehen. Die Wolle der Vicunnen ist äusserst sanft, seidenartig, zart und theils blaßroth, wie Rosenblätter, theils graulich. Sie kann nur zu feinen Zeugen dienen, da hingegen die gröbere des Alpaco zu stärkeren Zeugen, auch zu Hüten genutzt wird. Man theilt die Vigognewolle in mehrere Sorten: 1) die supra fine ist dick, seidenartig, wollreich und warm; 2) die Carmeline oder Bastard; 3) Pelotage, Klumpenwolle, weil sie nur aus verwickelten Klumpen besteht, daher auch nur zu schlechten Sachen verarbeitet wird. Die erste liefert da-

gegen die trefflichen Vigognetücher, wovon die Elle bey uns oft 20 Rthlr. kostet.

Den gesammten Werth aller Vigognewolle, welche Peru jährlich ausführt, setzten die neuesten Nachrichten doch nur auf 10,000 Piaster; hier ist indeß die dort selbst benützte Wolle eben so wenig gerechnet, als die Vicunnenwolle von Chili. Molina hält das Fleisch dieses Thiers für das schmackhafteste Wildprät; auch soll es äusserlich aufgelegt, als ein Mittel bey Augenkrankheiten dienen.

Einer der gefährlichsten Feinde der Vicunnen ist der Condor, der stärkste Vogel, aber nicht übermässig groß. Er hält 8 bis 11 Pariserfuß mit ausgespreiteten Flügeln. Derjenige, welchen Frezier tödtete, hielt 9 Fuß. Er ist dabey gutmüthig und fällt nie Menschen, desto häufiger aber die Vicunnen an. Die Farbe ist schwarz und weiß. Nur den männlichen Condor ziert sein fleischiger fast knorpelartiger braungelblicher Kamm, der den hintern Theil des Schnabels und den Vorderschädel deckt. Er tödtet selbst junges Rindvieh und die Indianer suchen diese schädlichen Thiere folgendermassen zu erlegen. Man schlachtet ein schlechtes Stück Vieh und bestreicht das Fleisch mit Säften von Kräutern, die stark betäuben. Damit der Vogel diesen Saft nicht wittern möge, läßt man das Fleisch zuvor etwas in Fäulniß übergehen. Der Condor fällt sodann über die-

ses ihm hingeworfene Aas, wird betäubt, und von den herbeyeilenden Indianern erschlagen. Indeß ist das Thier so stark, daß oft ein Mensch bey diesem Kampfe mit den Flügeln zu Boden geschlagen wird.

Ausser diesen Thieren finden sich in Peru Hornvieh, Maulthiere, Pferde, Schweine, Haasen, Löwen (aber nicht afrikanische), Jaguare, Tapiris, Wasserschweine, Kermes, verschiedene Schlangenarten, Fische von allen Sorten, Purpurschnecken, Schildkröten, Kabljaus, Seeottern, Pelzwild, Seehunde, Spinnen, welche Seide liefern, auch eine Spinnenart von der schönsten Karminfarbe zu Berloquen und von Daunen als Zitternadeln gebraucht. Man gewinnt Wachs in sieben Sorten. An Vegetabilien erzeugt die Natur einen erstaunlichen Reichthum von Mais, Reis, Getreide, Pataten, Chinarinde, Baumwolle der besten Gattung, Ingwer, Schotenpfeffer, Zimmt, Kaffee, Zucker, Cakao zum Theil mit der leichtesten Einsammlung, Vanille, Oehl, Wein, Mandeln, Baumfrüchten, Balsame (insonderheit Copayba-Balsam), Coca (den Betel der Indianer), Kopal, Quajak, auch elastisches Harz, Tabak, jamaikischen Pfeffer oder Piment, Flachs und Hanf wild und im Ueberfluß, auch vortreffliche Farbenkräuter. Man zählt

schon jetzt über 6000 Arten von Vegetabilien, und eine Menge von Thiergattungen, die der Raum nicht anzuführen erlaubt, obgleich es die Sonderbarkeit der Einen und die Nützlichkeit der Andern wohl verdiente.

Gewässer.

Ausser dem stillen Meere, und den Meerbusen Guayaquil, Salinas, Chonos, zählt Peru viele, und zum Theil ungeheure Ströme und Seen, welche in den Cordilleren entspringen. Der mächtigste von ihnen, und zugleich der größte Strom der ganzen Erde, eröffnet hier mit Recht die Reihe.

Der Maranon oder Amazonenfluß wird zwar aus mehreren Quellen gebildet, allein der Theil des hohen Gebirges, um den See Lauricocha, welcher Silber enthält, hat sicher daran grossen Antheil. Diese Quellen des Maranon, haben aber schon in ältern Zeiten eine ehrenvolle Auszeichnung erhalten. Man findet nämlich an der Mündung des Sees, verschiedene Pyramiden von Stein, angebliche Ruinen einer von den Yncas erbauten Brücke. Das hohe Schneegebiet von Lauricocha, ist aber eine reiche Mutter bedeutender Flüsse. Denn die Gewässer, welche voraus als Quellen des Maranon angegeben werden, stehen denen weit nach, welche sich ebenfalls hier für den

Guallaga und Ukayale bilden. Etwas südlicher als der See Lauricocha, ist nämlich auf eben diesen Höhen der See Chiquiacoba, aus welchem der Guallaga entspringt, der erst bey der Vereinigung mit dem Monzo schiffbar wird. Von hier wird sein Lauf ruhiger, seine Grösse bedeutender; er bildet mehrere Arme, überschwemmt zu Zeiten die fruchtbarsten Länder meilenbreit, und stürzt mit einer Weite von einer halben Seemeile, in den Maranon. Der Ukayale strömt aus dem Chiquiacobasee, und wird für den wahren Stamm des Maranon gehalten. Seine südliche Wurzeln sind der Apurimac, und der Pancartambo, er selbst heißt Anfangs Tapa. Ueber 40 anschnliche Flüsse, hierunter der Perene, der Xauxa, der Pachitea vereinigen sich mit ihm, und nun heißt er erst Ukayale. In ihn ergießen sich allein von Westen her, über sechs ansehnliche Ströme; so bildet er große Inseln und eilt in der Richtung von Nord - Ost, seinem Mitbuhler, dem Maranon zu, mit dem er sich unterm 4° 45' nahe bey der Stadt der Omaguas vereinigt. Auch diesem sind indeß viele grosse Flüsse zugeströmt, unter ihnen der Yutay, der Yuruca, Tefe, Panaguar, Cayam, Coari und der herrliche Putomajo. Dieser kömmt aus den Peru scheidenden Andes, und nimmt 30 Flüsse auf. Nachhin folgt der noch bedeutendere Yupuca, auch Caqueta genannt, mit seiner nilförmigen Mündung. Hier träumte sich Texeira jenes goldene Dorf, auf

welchem das Mährchen von Dorado entstand.
Hier sollen die Amazonen gewohnt, und durch
temporären Umgang mit ihren Nachbaren, den Qua-
queten ihre Republik fortgepflanzt haben. Hier be-
findet sich (selbst nach Humboldts Angaben) eine
kleine, fast zwerghafte, aber sehr kriegerische Men-
schenrace, die Guaicas genannt, welche das Land
nach Westen von Pasimonie bevölkert.

Der erste Strom von Bedeutung, auf den wir
nun stossen, kömmt von Süden. Es ist der Pu-
rus, nach Andern Chipura; sein Lauf geht
durch fast unbekannte Gegenden. Ein Strom von
weit grösserer Wichtigkeit ist der Rio Negro,
welcher durch den Cassaquari, den Maranon,
und den Orinoko verbindet. Diese drey grossen
Ströme bilden mithin vermittelst des atlantischen
Meeres das grösste Eyland des Erdbodens.

Von Süden aus strömt dann zuerst in den
Maranon, auf seinem Wege zur Mündung, der
grosse Madeira. Nun fliesst er eine ganze Mei-
le breit, und erhält von den Portugiesen den Na-
men des Amazonenflusses, als sie ihn vorher
den Giftfluß, Rio de Solimeos, hiessen. Er
bildet nun stets mehrere, grössere und kleinere In-
seln. Nach vielen kleinern Flüssen, die sich mit
ihm vereinigen, macht er eine beträchtliche Krüm-
mung gegen den Aequator hin, verengt sich aber
bey dem Forte Pauxis bis zu einer Weite von

905 Klaftern. Hier schon ist Ebbe und Fluth bemerkbar.

Bey dem weitern Lauf des Maranons verdient noch der Fluß Topayos eine Erwähnung. Er kömmt weit aus der Bergkette, welche sich einigen Karten zufolge, von West nach Osten, zwischen den 11 und 12° fortzieht, und ist wegen des schönen grünen Nephrits (Jade) berühmt, den die Indianer trotz seiner Härte trefflich zu poliren verstehen. Der letzte Fluß oder südliche Arm des Maranon von Bedeutung ist der Xurgu. Bey Paru wendet sich endlich der ungeheure Strom stark gegen Norden, er fließt hier mit einer Weite von 5 Seemeilen, und bildet Inseln von 25 auch 30 Meilen Länge, und so ergießt sich ein Meer von süßem Wasser, voll von Inseln, endlich mit einer Weite von mehr als 20 Seemeilen unter dem Aequator selbst, in das gesalzene Gewässer des atlantischen Oceans. Wo ist ein Strom auf unserer Erde mit dem Maranon zu vergleichen? Bey seiner erstaunlichen Länge von fast neunthalbhundert Meilen, hat er viele Ströme aufgenommen, mit welchen sich unsere Donau nicht messen darf.

Ausser ihm ist noch die See Titicaca, der Fluß Mapocho, Tarija, Toropalca, und St. Juan bemerkenswerth.

Handel.

Seit dem Jahre 1778 haben sich besonders im Süden dieser reichen Gegenden die Handelsgeschäfte sehr vortheilhaft erweitert. Haupt-Ausfuhrartikel sind: Zucker, Kakao, Kaffee, Chinarinde, Baumwolle, Balsam, Kaskarille und andere medizinische Kräuter, Harze, auch elastisches, Gold, Silber, Platina, Kupfer, Eisen, Edelgesteine, Vigogne und Guanaco-Wolle, Rinds-Pferde-Tiger- und andere Häute, Rindshörner, Rind- und Schweinefleisch, Talg, Fleischbrühe-Täfelchen. Einfuhrs-Artikel sind: Leinwand, Schleyer, Tücher, Kamelotte, seidne Waaren, Wein, Oel, Gewürze, Eisen, Stahl, Branntewein, Meublen, Glas, Ackerwerkzeuge (selbst Grabscheite, Hacken, Beile, u. a.) metallene und hölzerne Waaren. Noch wichtiger wird aber dereinst Perus Handel seyn, wenn endlich die leicht zu bewerkstelligenden Verbindungen der grossen Gewässer, unter sich und mit dem Ocean Statt finden. Zu mehreren dortigen Kanälen haben bereits verschiedene verständige Patrioten dieses Landes, die Hände geboten. Bis jetzt aber ist der Handel daselbst noch sehr eingeschränkt. Die von Seiten der Regierung beengte Freyheit des Handels, die geringe Unterstützung, welche sie den Gewerken bey den Minen angedeihen läßt, die Unkunde der Bergleute und ihre Hartnäckigkeit für alte Vorurtheile, erschweren das Aufkommen der Kaufmannschaft, während daß durch diese harten

Arbeiten des Bergmannes, durch den unmässigen Genuss spirituöser Getränke, und durch die sogenannten Mitas, die unsern Frohndiensten ähnlich, nebenbey noch den Mann von dem Weibe trennen, die Population auf vielfache Art gehemmt und zugleich der Fortgang des Ackerbaues und jener Urbarmachung zurückgehalten wird.

Ungeachtet aller dieser Hindernisse und ungeachtet Peru seit drey hundert Jahren fast keine Verbesserung und keinen Zuwachs erhalten hat, ist Lima dennoch im Besitz eines einträglichen Handels, wie man aus Folgendem ersehen wird.

Der Gesammtbetrag des Vortheils, den der Handel der Hauptstadt Lima abwirft, beträgt jährlich 725,000 Piaster. Hierzu kömmt der Betrag der Seefracht, die beym Abschicken der Ladung von den Verkaufsartikeln abgezogen wird. Dieser Betrag kömmt einzig der Provinz Lima zu Guten, da sie alle zum Handel nöthigen Schiffe und Maulthiere besitzt; ferner die Ausfuhr von nur 10,000 Pfund Vicugna-Wolle, jene von 2000 Zentner Cinchona zu 25000 Piastern im Ganzen.

Diese Fieberrinde kömmt aus Piura, Chachapoyas und Huambos. Allein in den Gebirgsprovinzen Huanowo, Tarma und Xauja findet sich eine Fieberrinde von vorzüglicher Güte, unter dem Namen Roxa oder rothe Rinde be-

kannt, die in der Folge bey der Anhäufung grösserer Vorräthe stark wird in den Handel kommen.

Der sachkundige und gründlich reflektirende Mitarbeiter des Mercurio peruano, Don Cephalio thut dar, daß Peru bey dem Mangel am inneren und auswärtigen Konsumenten und mehrerer unbesiegbaren Schwirrigkeiten wegen, auf Produktenhandel keinen Anspruch machen könne, weßhalb es denn auf die Vermehrung des Ertrags seiner Bergwerke die Vortheile seiner Handelsbilanz gründen müsse. Allein der Bergbau Perus bedarf, beynebens bemerkt, ein verständigeres Verfahren und Ermunterung. Auch die Mauthen bedürften einer umstaltenden Verbesserung, besonders müßte dem Schleichhandel von Buenos-Ayres nachdrücklich gesteuert werden; auch wäre das Quecksilber zum Gegenstande des freyen Handels zu machen.

Seit dem Jahre 1789 sind aber mehrere Schritte zum Aufhelfen der Bevölkerung und des Ackerbaues, zum Verbessern des Berg- und Hüttenwesens, zum Benützen bisher kaum bekannter, reicher Landstriche geschehen. Man kann daher mit Recht annehmen, daß jener Ueberschuß seit dieser Zeit sich vergrößert hat, und in steigendem Verhältnisse für die Zukunft noch weiter wachsen werde.

Ueberbleibsel der Peruvianischen Vorzeit.

Ungeachtet der Zerstörungen, welche die Spanier in diesem Lande angerichtet haben, findet man dennoch Ruinen, welche hinreichende Materiale enthalten, um aus denselben auf die Künste, Wissenschaften und Regierungsform der alten Eingebohrnen schliessen zu können.

Bedeutende Kenntnisse und Erfahrungen in der Bildhauerey, und ein Streben nach Unsterblichkeit des Nachruhms sind an mehrern dieser Denkmale unverkennbar.

In der Stadt Tiahuanacu, der ein weit höheres Alter zugeschrieben wird, als der Monarchie der Incas, befinden sich eine ungeheure Pyramide, kolossale Bildsäulen von Stein, und eine Menge von menschlichen Gestalten, die sehr schön in Stein gehauen, aber leider schon in ziemlichen Verfall gerathen sind. *)

In

*) Es wird wohl dem Patriotismus der Verfasser des Mercurio peruviano müssen zu Gutem gehalten werden, daß sie die Errichtung dieser Denkmale — ihrer Grösse wegen — riesenhaften Vorfahren zuschreiben. In unserm Welttheile hat sich wenigstens Niemand veranlaßt ge-

In der Provinz Chachapoyas findet man Ueberreste von steinernen Gebäuden, deren Gestalt konisch ist, und auf welchen ungeheuer schwere Brustbilder von Steinen aufgestellt sind. Alle diese Gebäude liegen auf dem Abhange steiler Gebirge, und auf so unzugänglichen Plätzen, daß bey ihrer Erbauung Materiale und Arbeiter an Stricken haben müssen hinauf gezogen werden. Offenbar waren diese Gebäude Mausoleen einiger Kaziken, und man wählte zu deren Errichtung solche Plätze, welche ihre natürlichen Beschützer gegen Zerstörungsversuche Feindlichgesinnter wären.

Auch durch Einbalsamirung der Leichname wußten sie die Ueberbleibsel durch Rang oder allgemeinnützliche Eigenschaften ausgezeichneter Personen auf die Nachwelt zu bringen. Dieß beweisen die Mumien, die nach so vielen Jahrhunderten noch heut zu Tage unversehrt gefunden werden.

Die Kenntnisse dieser alten Indianer in der Baukunst erweisen sich aus den Ruinen von Pachacamac, den Gebäuden in Cuzko und Quito, den Festungen Herbay und Carahuana, dann aus den grossen Strassen, welche durch die

---

funden, den Rhodischen Koloß oder die Aegyptischen Pyramiden einem andern, als einem Volke von gewöhnlicher Grösse zuzumuthen.

Cordilleras gehauen sind. Bey einer derselben mußten die höchsten Berge abgetragen werden, um eine gleiche Oberfläche mit den Thälern zu bekommen.

Von den bergmännischen und metallurgischen Kenntnissen, welche unter der Regierung der Yncas herrschten, überzeugen uns die tiefen Schachten in den Gebirgen von Escamora, Chilleo, Abitanis, Pozko u. s. w. nebst einer Anzahl anderer prächtiger und bewundernswerther Arbeiten dieser Art.

Man besitzt noch Ueberreste der grossen Wässerleitungen von Lucanas, Condesupos und anderen, die das Wasser aus den tiefsten Thälern über steile Felsenwände und Abgründe hin auf die Spitze der höchsten Berge und von hier in weit entlegene Ebenen leiten. Viele Bergklüfte sind mit Erde ausgefüllt, um die Masse des tragbaren Landes zu vermehren.

Bey den alten Indianern des Landes herrschte die Sitte, die Verstorbenen mit ihrem Schmucke und all ihren Habseligkeiten zu begraben. Daher findet man in ihren Grabmälern reiche Vorräthe von Gemälden, mannichfaltigen Manufakturerzeugnissen, mechanischen Instrumenten, Waffen, Geräthen für den Fischfang u. s. w.

Von der Quipossprache der Alten haben sich bey den indianischen Schäfern sehr beträchtliche Reste erhalten. Dasselbe gilt von der Dichtkunst und der Musik. Noch spielen die Peruvianer auf Blaseinstrumenten jene fröhlichen Melodieen, welche ihre Voraltern entzückten, und man besitzt Idyllen, Oden, und vorzüglich viele Elegieen derselben, welche Zartheit und sanfte Schwermuth athmen.

Säulen, auf welchen die Nachtgleichen und Sonnenwenden bestimmt wurden, sind die Reste ihrer astronomischen Bemühungen, und in der Arzeneykunde besassen die Amaukas grosse Kräuterkenntnisse, mit welchen ihre Nachfolger, die Ceamatas, noch solche Kuren verrichten, daß man sich lieber ihrer schnell und äusserst kräftig wirkenden Behandlung überläßt, als europäischen Aerzten. Noch andere sehr mannichfaltige Kenntnisse haben die Peruvianer ihren Nachkömmlingen hinterlassen, aber selbst durch Martern liessen sich diese nicht dahin bringen, selbe zu entdecken.

Einwohner.

1.) Der Originalbewohner; der Amerikaner. Das so vielfach modifizirte Klima von Peru und der von ihm abhängenden östlichen Landschaften äussert hier auf den Menschen den sichtbarsten Einfluß. „Ich habe, sagt Bouguer, Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß diejenigen

Indier, die unten am Fuße der Cordilleren an der westlichen Seite, also gegen die Südsee hin wohnen, fast eben so weiß sind, als wir; diese sind nicht, wie die andern, der heftigen und beständigen Sonnenhitze bloß gestellt, sie bringen ihre Lebenszeit vielmehr in einem Lande zu, worin eine so vollkommene Windstille herrscht, daß sie niemals durch die geringste Bewegung der Luft unterbrochen wird; weil die Gebirge sie gegen den beständigen Ostwind beschützen, welcher beynahe eine Liene hoch über ihren Kopf streichen muß. Entfernt man sich weiter von den Gebirgen, und geht mehr gegen die Küste zu, so verhält es sich dort ganz anders. Der Wind geht daselbst, und die Indianer haben dort ihre Kupferfarbe. So wie der heiße und kalte Erdstrich in Peru gleichsam vermischt sind, und wie man daselbst die einander entgegen gesetzteste Witterung antrifft, so daß man nur einige Meilen weit reisen, und entweder in das Gebirge, oder wieder heraus gehen darf, um Länder, die von einander weit mehr unterschieden sind, als wenn man ganz Europa durchwandert, zu finden, so muß diese sehr grosse Verschiedenheit gleichfalls auch nothwendig einen Unterschied in den Sitten und natürlichen Neigungen der Völker verursachen. In den untersten Gegenden wohnen sie einsam in den Waldungen, und machen gleichsam kleine Republiken aus, welche von ihrem Pfarrer, einem Spanier, und von ihrem Statthalter, der einige Indianer zu Gehülfen hat, regiert werden. Sie leben alle in ei-

ner so grossen Einigkeit, als Unschuld unter einander. Sie sind angenehme, ehrliche Leute, die keines Mißtrauens fähig, den Gedanken nicht kennen, daß man sie hintergehen möchte. Ihre Hausthüren stehen beständig offen, ob sie gleich Baumwolle, Kürbisflaschen, Pits, eine Art Aloe, woraus sie Garn bereiten, und andere Handelswaaren liegen haben. Wegen der großen Hitze müssen sie fast nackend gehen, bestreichen sich aber deßhalb mit Roucou, theils um den Stichen der Musquitos zu entgehen, theils zum Putz. Ihre Lebhaftigkeit ist nicht sehr groß, und ihre Einbildungs- und Erfindungskraft gering. Alles, was sie thun, besteht in Nachahmung; nie bringen sie etwas Neues hervor. Sie sind Zimmerleute, Baumeister ihrer Häuser; sie machen ihre Piroguen, und bey großen Unternehmungen, z. B. großen Gebäuden, leisten sie auch gemeinschaftliche Hilfe. Ein Indianer bittet hiebey die übrigen zu Gaste, und ein Haus mag noch so groß seyn, so wird es doch stets in einem einzigen Tage fertig. Ihr Zustand ist im Ganzen glücklich, sie leben alle ohne Feinde, die sie plagen könnten. Nebst den Produkten der Erde, daran es niemals fehlt, finden sie auch ihren Unterhalt reichlich durch Jagen und Fischen. Der Zustand der oben in den Cordilleren wohnenden Indianer ist dagegen ganz hievon verschieden; sie sind ganz andere Menschen. Bey ihnen sind so viele böse Eigenschaften, als bey den Ersten gute anzutreffen. Sie sind ungemein faul und dumm; ganze Tage können

sie mit der größten Gleichgültigkeit auf ihren Fersen sitzen, ohne sich zu rühren, oder ein Wort zusprechen; auch ist es schwer, von ihnen selbst für Geld irgend einen Dienst oder Arbeit zu erhalten. Es scheint, daß jene, welche ausserhalb des Gebirges leben, mehr von ihren alten Sitten und Gewohnheiten behalten haben, (sie waren bekanntlich unter ihren Yncas, ein ziemlich kultivirtes Volk); dahingegen die Gebirgsbewohner, obgleich zahlreicher, die Wirkung der Unterwürfigkeit mehr empfinden. Daher, da sie selbst kein Eigenthum haben, und da sie ihren Herren fast alles schuldig sind, rührt denn auch die Gleichgültigkeit gegen alle Reichthümer, die Trägheit, sich durch Arbeit Etwas zu erwerben."

Hier wäre mithin die Regierungsverfassung, die Behandlung der Unterthanen wohl eher an Faulheit und Mangel an Geschicklichkeit Schuld, als das Klima; denn sonst pflegt der Bergbewohner den Thalbewohner hierin oft zu übertreffen.

Nun bestimmter zur Betrachtung der Eingebohrnen Perus und des anliegenden Theiles von Südamerika.

Condamine bestätigt Bouguers Sätze. Außer der Verschiedenheit des Landes selbst nimmt er aber auch Rücksicht auf den Unterschied der Speisen, Geschäfte und selbst auf die Folge der Annahme

des Christenthums. Ein Stamm, der so lange den spanischen Missionen und der spanischen Herrschaft unterworfen ist, muß viele Gewohnheiten, ja einen grossen Theil seiner vormaligen Lebens- und Denkart verlohren haben, und den freyen Indiern unähnlich werden.

„Indeß, fährt er fort, so wie alle europäische Völker, obgleich durch Sprache, Sitten und Gewohnheiten verschieden, demungeachtet in den Augen eines Asiaten etwas Allen Gemeines, Charakteristisches haben würden, so hat es mir geschienen, daß alle amerikanischen Indier, in den verschiedenen Ländern, die ich besuchte, gewisse Züge gleich mit einander hatten, und bis auf einige Schattirungen, die ein Reisender im Vorübergehen nicht genau beobachten kann, glaub' ich, bey ihnen einerley Charakter angetroffen zu haben. Die Fühllosigkeit ist der Grund desselben. Ich lasse es unentschieden, ob man sie mit dem Nahmen einer völligen Apathie beehren, oder sie für wirklichen Blödsinn, Dummheit erklären will. Sie entsteht aus der geringern Anzahl ihrer Ideen, diese gehen nicht über ihre Bedürfnisse hinaus. Sie sind Vielfraße, wenn es in ihrem Vermögen steht, ihrer Gefräßigkeit genug zu thun; mäßig, wenn die Nothwendigkeit sie dazu zwingt; kleinmüthig und äusserst feige, wenn sie nicht durch den Trunk aufgeregt werden; Feinde aller Arbeit; fühllos für Ruhm, Ehre oder Dankbarkeit. Nur allein mit der Gegenwart beschäftigt,

leben sie ohne alle Sorge für die Zukunft; ohne alle Vorsicht und Ueberlegung ergeben sie sich, sobald sie sich nicht eingezwängt fühlen, einer kindischen Freude, und diese äussern sie durch Sprünge, lautes Auflachen ohne Ursache und Absicht. Ihr Leben bringen sie hin ohne Denken; sie werden in der Kindheit alt, und behalten bis an ihr Ende alle Fehler der Kindheit."

Diese Vorwürfe, behauptet Condamine, verdienen nicht bloß die durchs spanische Joch gedrückten Indianer, sondern selbst die in den Missionen, ja die gänzlich freyen Völkerschaften sind stupid und wenig von den Thieren unterschieden. Alle ihm bekannt gewordene Sprachen sind sehr dürftig. Einige haben indeß Kraft und Eleganz; hierunter vorzüglich die alte Sprache der Peruaner. Indeß mangeln ihnen sämmtlich alle Ausdrücke für abstrakte Begriffe; so haben die Worte: Zeit, Dauer, Wesen 2c. keine gleichgeltenden Ausdrücke. — Weit unter ihnen stehen aber die übrigen Südamerikaner. Veigl bezeugt, daß jede, auch noch so kleine Völkerschaft ihre eigene Sprache habe. Wie diese klingen, beweiset ungefähr der Ausdruck für die Zahl drey, er ist Poettarrarorinkuroak. Die Missionaren wenden Alles an, jene peruvianische, die sogenannte Sprache der Yncas allgemein zu machen. Denn diese ist sanft, deutlich, einfach, und hinreichend, obgleich ihr das E und O fehlen.

Eine Hauptursache der allgemeinen Rohheit und Fühllosigkeit dieser Nationen soll in der Bildung ihrer äussern Theile zu finden seyn. Nicht nur ihre Haut ist sehr dick, ihre Muskeln hart und wenig empfindlich, sondern die Knochen selbst, z. B. die Hirnschale fand man 6—7 Linien dick; daher, behauptet Ulloa, rühre ihre unbegreifliche Gleichgültigkeit gegen Wunden und Schmerzen, so wie ihre Grausamkeit. Bey einem Indianer z. B. dauerte die Operation ununterbrochen eine halbe Stunde, und er gab nicht das geringste Zeichen des Schmerzens von sich.

Daher ist auch ihre Abhärtung gegen die verschiedensten Klimate zu erklären. Die auf den Punas finden sich, obgleich mitten unter Schnee und Eis, sehr wohl in der dünnsten Kleidung. Die Decke, die sie um sich schlagen, legen sie oftmals in dieser Witterung bey Jagdparthieen gänzlich ab, und das Zerreissen der Haut durch Dornen und Sträuche achten sie gar nicht. Wiederum halten sie die stärkste Sonnenhitze mit unbedecktem Haupte aus. Es bleibt immer merkwürdig, daß die Peruaner unter diesem Himmelsstriche ihre Kupferfarbe behalten haben. Sie zeichnen sich aber noch durch andere Merkmale aus. Durch eine kleine Stirn, die bisweilen zwischen den Augenbraunen mit Haaren bewachsen ist, durch kleine Augen, eine dünne, kleine, nach der Oberlippe zu krumm gebogene Habichtsnase, ein durchaus breites Gesicht, große

Ohren, schwarze, gerade, dicke Haare, sehr wenig Bart, wohlgebaute Schenkel, kleine Füße, und einen untersetzten robusten Körper.

Die Bewohner des hohen Landes von Peru sind mittlerer Statur; die im niedrigen Lande aber etwas grösser. Riesen gibt es also wohl hier nicht, obgleich man aus ungeheuren Knochen, wahrscheinlich Thierknochen, welche in Peru gefunden wurden, auf Riesen der Vorzeit hat schliessen wollen. Indeß bringt die Natur auch in diesem Lande zuweilen übermäßig große Individuen hervor.

Die Bewohner der nördlichsten Theile von Peru leben nur in kleinen, elenden, aus Lehm errichteten, runden Hütten, die nur etwa mannshoch sind. Die Wände stehen gerade, und haben ein pyramidenförmiges Dach. In der Mitte brennt ein Feuer, umher lagert sich die Familie, und ihr Reichthum, ein Schwein, Hühner und Hunde. Diese treuen kleinen Thiere hegen einen unversöhnlichen Haß gegen alle Fremde, Spanier und Mestizen; dagegen erwiedern die Hunde der Letztern diesen Haß gegen die Indianer selbst.

Die Lebensart der Indianer ist einfach; Mais, geröstet und gekocht, ist ihre Hauptnahrung; doch leben sie auch vom Wilde, sind zum Theil kühne Jäger, und jene an der Ostseite der Cordilleren be-

dürfen zur Bärenjagd keiner andern Waffen, als einer Schlinge und eines Pferdes.

Sie sind übrigens grosse Liebhaber vom Trinken. Ihre Feste, die bey den Begräbnissen nicht ausgenommen, laufen stets darauf hinaus, sich mit Chica, einem aus gefrornem Mais erzeugten Getränke zu betäuben und oft Tagelang in diesem Zustande zu verharren. Auch bereiten sie ein Getränk aus der Wurzel des Manihot, fast auf eben die Art, wie die Südsee-Insulaner ihre Kava. Das Vorrecht, sich zu betrinken, ist aber eigentlich nur auf die Hausväter beschränkt. Dem Branntwein sind sie so sehr zugethan, daß die Arbeiter in den Minen oft in einem Tage ihr ganzes Wochenlohn vertrinken. In der Trunkenheit vertauschen sie oftmahls ihre Weiber und was das Schlimmste ist, sie schämen sich dieser That nicht. Ueberhaupt kennen sie keinen besondern Unterschied zwischen Ehre und Schande, äussern auch eine grosse Gleichgültigkeit gegen Todesstrafen. Die Indianer, welche in den Städten leben, zeigen übrigens mehr Fähigkeiten als die Landleute; man nennt sie dieserwegen gewöhnlich die gescheidten Indianer, Landinos; sie erlernen das Spanische schnell und zu Unterchirurgen werden sie häufig verwendet.

Von diesen eigentlichen Peruanern weichen nun die Völkerschaften der vasten Region zwischen der östlichen Bergkette der Andes und

Brasilien in manchem Betrachte bedeutend ab. Es würde zu weit führen, wenn wir sie alle im Detail anführen wollten. Veigl allein führt deren 50 an und setzt für sie sieben Abtheilungen fest; nähmlich: die Indianer 1) am obern Maranon sechs 2) am Pastazaflusse fünf; 3) am Guallaga sechs; 4) am untern Maranon eilf; 5) am Nayo fünf. Die Spanier fassen die letztern unter dem allgemeinen Nahmen: Nation der Encabellada zusammen. 6) Im Süden des Maranon vierzehn. Diese treten dann ziemlich tief gegen Tucuman hinab. 7) An der Nordseite des Maranon gegen den Orinoko hin, drey Völkerschaften.

Viele dieser Nationen stehen einander in ihrem Aeussern und in ihren Sitten, Gewohnheiten und Sprachen sehr nahe, da hingegen andere, die in der unbedeutendsten Entfernung leben, von einander abweichen. Dieß scheint ein Beweis sonderbarer Völkerwanderungen, welche sich in unsern Zeiten bey Weitem nicht mehr so häufig ereignen. Wir heben hier einige der zahlreichsten und merkwürdigsten Nationen aus; sie können zur Darstellung der Sitten und der Lebensart Aller dienen. Von Westen nach Osten fortzugehen, liegt in der Natur des Laufes des grossen Maranon, und hier mögen demnach die Völker der Pampa del Sacramento, eine der schönsten Landschaften Perus, gegen 5000 Meilen groß, im ewigen Sommer und unermeßlichen Reichthum der organischen Natur blühend, dem

Maranon im Süden, zwischen dem Guallaga und Ukayale den Anfang machen.

Diese stark und gut gebauten Bewohner der Wälder z. B. die Yurimaguas, die Aissuazis, ferner die Panos, Cocamas, Conibos, sind in kleine Zünfte getheilt und werden von ihren eignen Kaziken regiert. Ihre Farbe ist minder dunkel als die der Peruaner, so, daß sie von den Europäern wenig verschieden wären, wenn sie sich nicht den Körper bemahlten. Einige haben schon den Gebrauch, die Köpfe flach zu drücken. Die Yurimaguas, ein kriegerisches Volk, durchbohren sich den Kinn- und Nasenknorpel, um darinn silberne und goldene Gehänge zu tragen. Sie bezeichnen ihre Glieder mit den sonderbarsten Figuren, und bey weniger Bedeckung des Körpers zieren sie dennoch die Arme und den Hals mit Ringen und Bändern, von den Zähnen der erschlagenen Feinde oder Thiere. Unter der Schulter hängt dem Krieger der Köcher, und in den Händen trägt er Bogen und Pfeil. Die Weiber schneiden das Haar vorne rund, aber sind stolz auf langes Hinterhaar. Sonderbar ist es, daß die verheuratheten Weiber sich nur bedeckt tragen, da hingegen die Mädchen wie Eva einher gehen. Noch merkwürdiger ist aber die Gewohnheit der Panos, nur allein die jungen Mädchen zu beschneiden. Schrecklicher hingegen ist es, daß andere Stämme dieser Gegend die männlichen

Kinder, welche mit übelgestalteten Gliedermassen zur Welt kommen, tödten.

Sie leben in Monogamie, jedoch nehmen ihre Kaziken zuweilen zwey Weiber. Schon in sehr früher Jugend bewerben sich die Aeltern um die Braut für ihren Knaben und zwar stets aus einer andern Familie. Diese beyden Kinder werden dann bis zur Mannbarkeit mit einander erzogen.

Ihre Religion nimmt eine Fortdauer nach dem Tode, bey Einigen auch eine Seelenwanderung an.

Sie haben verschiedene Sprachen. Sie nehmen an Zahl zusehends ab. Die grossen Stämme, aus welchen die Panos, Cocamas und Cocamillas entsprungen sind, haben sich, besonders durch unsere Kinderblattern, vermindert. Wie wäre aber dieß Abnehmen auch zu bewundern, da mehrere Völker die Gewohnheit haben, selbst wohlgestaltete Kinder zu tödten! So berathschlagen sich die Cocamas bey der Geburt eines Kindes über dessen Leben oder Tod. Scheint das Erstere den Aeltern eine Last zu seyn, so begraben sie es lebendig, es müßte sich denn einer unter ihnen finden, der es zuvor von der Erde aufnähme, in diesem Falle erziehen sie es mit aller Sorgfalt. Ferner sind einige dieser Nationen beständige Krieger, und ihre Dörfer daher festungsmässig oder zur Vertheidigung

eingerichtet. Sie bestehen aus mehreren grossen Gebäuden, die in Form eines halben Mondes gelegen sind, dessen convexe Seite sich gegen den Wald kehrt. Das Ganze hat nur zwey Zugänge, wovon der eine sehr steil, der andere aber auf flachem Boden ausgeht. Wird nun einer der Eingänge überwältigt, so retten sie sich durch den andern in den Wald, theilen ihre Truppen in zwey Flügel und vertheidigen den Platz aufs Neue. Alles geschieht bey ihren Kriegen, wie bey den Wilden in Nordamerika, durch Ueberfall und durch ähnliche Grausamkeit gegen die Besiegten und Gefangenen. Die Itucalis hauen den Feinden die Köpfe ab, kochen diese, ziehen ihnen die Haut ab, stopfen sie mit Stroh aus, trocknen sie durch Rauch und bilden dadurch gräßliche Masken. Sich selbst schlitzen sie dabey die obersten Theile der Nasenhaut auf, und indem sie die Hülsen der Palmen hinein schieben, bringen sie dadurch Warzen hervor, deren Anzahl sich denn mit der Zahl abgehauener feindlicher Köpfe von den Augenbraunen bis zur Nasenspitze sehr vermehret und sie schrecklich entstellt.

Sie feyern ihre Siege durch eigne Feste, wobey sie ihre Waffen und Masken mit sich führen. Hiebey spielen sie Angriffe gegen einander, welche sehr oft blutig ausfallen; schimpfen jene feindlichen Masken, werfen ihnen ihre Feigheit vor, prahlen mit ihrer Tapferkeit und enden das Kriegesfest mit

Tanzen und Saufen. Die beym Leben erhaltenen Gefangenen behandeln sie sehr milde, und ihre vergifteten Pfeile brauchen sie gegen Thiere.

Noch westlicher als die hier benannten Stämme, an der entgegengesetzten Seite des Guallaga wohnen die Xeberos. Ihr Sitz stößt an die Cordilleren, gegen Norden aber an der Maranon, und das Land wird von vielen Strömen durchschnitten. Diese Nation hat ihre eigene Sprache, war ehedem sehr zahlreich, zählt aber nur noch 2000 Köpfe.

Den Xeberos gegenüber an der Nordseite des Maranon leben die Xicharos, vorzüglich zwischen dem St. Jagosflusse und dem Maranon. Da sich Seitenzweige der Cordilleren in ihrem Lande zeigen, so dienen diese Gebirge dem kriegerischen Volke zu einer bedeutenden Schutzwehr. Die Spanier waren in ihren Bemühungen sie zu unterjochen, stets unglücklich, und der Haß gegen sie hat erst seit zehn Jahren den Missionaren möglich gemacht, sich die Freundschaft Einiger unter ihnen zu erwerben. Die Missionäre suchten sich hauptsächlich durch Geschenke von Eisengeräthe an die Kaziken, bey solchen Völkern Eingang zu verschaffen. Die meisten von ihnen fühlen den Vorzug der eisernen Werkzeuge vor ihren hölzernen oder steinernen Werkzeugen und Aexten so lebhaft, daß sie dafür alles Andere hingeben.

Seht

Geht man über den Morona, so kömmt man sofort in das Land der M a y n a s. Auch diese vordem so zahlreiche Nation ist theils durch die Waffen der Spanier, theils durch die ihnen zugeführten europäischen Krankheiten ausserordentlich geschmolzen, doch findet man noch hin und wieder einzelne wilde Stämme der Maynas in den Waldungen. Die Missionäre hätten bey ihnen noch bessern Eingang gefunden, wenn die Maynassprache nicht so äusserst rauh und schwer wäre.

Die Maynas sind ziemlich hellgefärbte gesunde Menschen, bey denen man nie mißgestaltete Individuen antrifft. Ihre Kleidung ist ein langer sackähnlicher Rock aus einem einzigen Stücke, mit Oeffnungen für Kopf und Arme. Das Tuch hiezu, C a t s c h i h a n g o, verfertigen sie selbst, es ist das oberste Häutchen gewisser Palmzweige. Sie wissen es sauber abzuziehen, trocknen es in der Sonne und geben ihm verschiedene Farben. Sie verstehen es so ungesponnen zusammen zu knüpfen oder ein Ganzes daraus zu machen; die daraus verfertigten Kleidungsstücke haben, als ein vielfärbig gestreiftes Tuch kein übles Ansehen und sind daneben dicht und sehr brauchbar. Auch bewerben sich viele andere Nationen sehr um diese Zeuge; denn bey der unglaublichen Plage der Musquitos und andrer Stechfliegen in diesen Gegenden sind sie für Zelte und Zeltbetten von ausserordentlichem Werthe. Diese Kleidung dient indeß nur den Männern; das andre Geschlecht hat

ausser einem kleinen Tuch um die Hüften keine andere Bedeckung. Ueberhaupt ist auch bey den Maynas der Zustand der Frauen höchst traurig.

Diese Völker sind übrigens nicht ohne Fähigkeit zur Nachahmung. Sie erlernen leicht fremde Sprachen und Handwerke; zeigen auch vorzügliche Geschicklichkeit in Handarbeiten verschiedener Art. Sie verfertigen Körbe, die sogar wasserdicht sind, Hamaks von grosser Leichtigkeit und Dauer, Vorhänge aus Baumrinde. Ihre Art, das Wild durch Blasröhre zu erlegen, ist künstlich und zweckmässig. Die Blasröhre selbst werden aus sehr härtem Holze (Chonta, eine Palmart) ausgehöhlt. Das Gift, wodurch die abzuschiessenden, darein getunkte Pfeile tödlich werden, erfordert aber eine wahre pharmaceutische Zubereitung. Keine Nation ist darin geschickter als die weiter nach Osten wohnenden Pevas und die Ticunnas. Ihr Recept zu diesem Gifte besteht aus 30 verschiedenen Kräutern und Säften, und das ist nicht nur gleich tödtend, sondern seine Kraft dauert mehrere Jahre hindurch. Die Ausdünstung von Crokodillen und besonders von Schildkröten benimmt dem Gifte seine tödtende Kraft. Auch hüten sich die Indianer sehr, daß dem Gefässe, worin sie dasselbe aufbewahren, sich keine Schildkröte nähere. Uebrigens ist das mit diesem Gifte getödtete Wild auf keine Weise weiter schädlich, selbst wenn der Pfeil im Thiere stecken bleibt, wird das Fleisch ohne böse Folgen genossen.

In ihren übrigen Eigenschaften kommen die Maynas freylich mit den andern Völkern ziemlich überein. Sie sind sorglos, träge und oft grausam. Ehe die Missionäre bey ihnen Eingang erhielten, pflegten einige ihrer Stämme ihre eigenen Todten zu braten und zu verzehren. Bey andern beschränkte sich dieß nur auf ihre Feinde, sie verbrannten nur die Leichen der Ihrigen, und machten aus den Hirnschädeln Trinkgeschirre. Anjetzt begraben sie ihre Todten, beklagen sie aber lange mit Weinen und Heulen, ja die Wittwen schneiden wohl gar ihr langes Haupthaar als Zeichen der Trauer ab.

Es herrschen bey ihnen einige besondere Krankheiten. Hiezu gehörte vorzüglich eine Art sehr grosser böser Beulen, Cuchippe; eine galligte Krankheit von sehr gefährlicher Art, Vitscho genannt. Unsere Kinderblattern haben auch bey ihnen grosse Verheerungen angerichtet.

Die Missionarien, welche dort im Jahre 1762 die Inoculation einführten, vorzüglich aber die Jesuiten, haben sich um diese armen Wilden grosse Verdienste gesammelt. Sie haben sie auf eine höhere Stufe der Kultur und des Lebens-Genusses gehoben, sie nehmen sie noch jetzt sowohl gegen Krankheiten in Schutz, als auch selbst oftmals gegen den Druck ihrer Oberherren. Diese Völker werden nämlich unter der allgemeinen Oberherrschaft des Vicekönigs von Peru regiert durch einen Governador,

ferner durch Alcalden und Dorfrichter, oder Schulzen. Beyde letzteren sind gewöhnlich mit einander von ihrer eignen Nation; die Missionare sind im ganzen Lande herum verbreitet, stehen oder standen wenigstens sonst diesen zur Seite und hatten auf Befehl des spanischen Gouvernements eine Art Oberaufsicht über jene.

Nichts ist mehr zu wünschen, als daß diese guten Väter bey den Indianern auch allmählig die übrigen Schaudererregenden Gewohnheiten gänzlich unterdrücken mögen, die sogar die Nachkommenschaft verkrüppeln. Hieher gehört der Wahnsinn der Yamos, ihren Kindern den Nasenknorpel gänzlich herauszulösen. Daneben durchbohren sie die Ohrlappen, stecken Hölzer 2c. hinein, und dehnen sie zu einer schrecklichen Länge aus. Die Omaguas vorzüglich sind es, welche die gräßliche Gewohnheit, ihren Kindern die Köpfe mittelst zusammengedrückter Bretter platt zu pressen, am allgemeinsten beobachten. Demungeachtet sind sie nicht dummer, als andre Indianer. Vielmehr zeichnen sie sich durch Geschicklichkeiten und Fähigkeiten aus. Sie zimmern treffliche Canoes (Schiffe) mit Schutzdächern, und gehen hierbey ungeachtet des für solche Unternehmungen ungünstigen Terräns sehr geschickt zu Werke. Ihnen haben wir die Belehrung über den Nutzen des elastischen Harzes zu danken. Unter ihren Gewohnheiten ist eine seltsame Art, durch Röhren (gestal-

tet wie ein Y) zerriebene Blätter an Tabaks Statt zu schnupfen.

Auf die Omaguas folgen dann die zu beyden Seiten des Napo wohnenden Nationen. Sie machen die letztern Indianer gegen Osten unter spanischer Herrschaft aus. Auch diese theilen sich in viele Stämme; fünfe derselben, die Abichiras, Anguteres, Cunchies, Yeahuetes und Papaguas begreifen die Spanier, wie gesagt unter dem Namen der Encellada-Nation. Daß auch sie sich mit Halsschmuck von Thierzähnen, so wie durch einen gelblichen widrigen Anstrich zieren, ist ihnen mit vielen andern Indiern gemein; aber sie zeichnen sich noch hiebey dadurch aus, daß einige dieser Stämme auf diesen frischen Anstrich lockere Baumwolle wie Pflaumfedern aufkleben. Auch verstehen sie die Rinde des Baumes Jantschama durch Klopfen so trefflich zu bereiten, daß sie dem schönsten gegerbten Leder gleich kömmt. In diesen Gegenden herrscht auch die Gewohnheit, mittelst des Copals die Wohnungen zu erleuchten. Bey den Frauen dieser Völker, welche übrigens bis auf eine Binde um die Hüfte nackt gehen, und sich die Lippen schwarz bemahlen, findet man Spiegel aus einem schwarzen Harze.

Die letzten dieser spanischer Indier, d. h. die am weitesten gegen Osten gelegenen, sind die Pevas, welche besondere Geschicklichkeit in Verfertigung des

Giftes aus Kräutern bereiten. Ueberhaupt haben mehrere dieser Völker keine unbedeutende Kenntniß von Medicinalkräutern. Bey ihren innern Krankheiten nehmen sie indeß häufig zu ihren Zauberern, Mohanes oder Agoreros genannt, ihre Zuflucht.

Dieß mag hinreichen, im Allgemeinen einen Begriff von diesen kaum aufzuzählenden Nationen zu geben. Früge man nach ihrer wirklichen Volksmenge, so würde diese so wie bey den Nationen in Nord-Amerika geringe seyn; ja es ist vielleicht unmöglich aus diesen 100 verschiedenen Stämmen, mehr als ein Paar hunderttausend Individuen herauszubringen.

Jetzt zu einer andern Art Bewohner dieses schönsten Landes, zu den Europäern und den durch sie nach Peru verpflanzten Menschen.

2) Der Fremde; der in Peru Angesiedelte. Was die Europäer betrifft, ist es wirklich auffallend, wie Spanien schon vom Anfang seiner Eroberungen Peru sowohl als seine übrigen amerikanischen Besitzungen als für sich bestehend betrachtet hat. Es gewährte ihnen fast alle Einrichtungen des Mutterlandes. Eine eigne Regierung unter Vicekönigen, eine hohe und niedere Geistlichkeit, Schulen, Erziehungs-Anstalten u. s. w. Dem dorthin gewanderten Spanier war die Kolonie nicht wie bey England, Frankreich und Holland, nur als Pflanzer, Kaufmann oder Spekulanten deshalb wichtig, um

sich durch eine von diesen Methoden Vermögen zu erwerben, und dieses dereinst im Mutterlande ruhig zu geniessen. Amerika war für ihn kein temporärer Sitz, kein fremdes Land, es ward ihm ein wirkliches Vaterland, das in sich Alles enthielt, was er im Mutterlande zum Bedürfniß einer kultivirten Societät fand. Spanien läßt durch diese gesammte Einrichtungen die übrigen grossen Handels- und Kolonial-Nationen von Europa noch weiter hinter sich zurück, als es dagegen in Europa von ihnen an Kultur übertroffen wird.

Diese vorzüglichen Einrichtungen lassen mithin den in Amerika gebornen Spanier nicht weiter nach dem Mutterlande seufzen. Er steigt dort (vielleicht die höchste Würde ausgenommen) von einer Ehrenstelle zur andern, er genießt neben dem trefflichsten Klima und dessen herrlichen Produkten die gesammten Vortheile des Vaterlandes seiner Ahnen.

Freylich ist die Vortrefflichkeit des Klimas und des Bodens, so wie bey dem Mutterlande, wohl eine Hauptursache, weßhalb Fahrlässigkeit und Müssiggang, dem hohen Aufblühen der Menschheit, und der daraus entspringenden reichen Population so sehr entgegen arbeiten. Jene sieben Intendentschaften, woraus Peru besteht, enthalten etwa 1,200000 Einwohner, von welchen 400000 Ureinwohner, die übrigen ⅔ aber Weiße, und Mestizen von allen Nuancen sind. Diese Letztern haben nun

in unsern Zeiten bedeutende Fortschritte zu einem glücklichen und besseren Daseyn gemacht. Ulloa schon bezeigte die Wirkung der Schulen und besonders der Universitäten von Quito und Lima, zu Gunsten der allgemeinen Verbreitung der Kenntnisse. Noch unverdächtiger ist des Franzosen Condamine Zeugniß. Und daß seitdem die Vorliebe für Wissenschaften in den Hauptstädten Perus stets festen Grund gefaßt, bezeuget der berühmte Humboldt.

Dieser Eifer für die Wissenschaften zeigt sich in jetzigen Zeiten durch mehrere vorzügliche scientifische öffentliche Anstalten. Lima, die Hauptstadt vom eigentlichen Peru, hatte von ältern Zeiten eine regelmässige hohe Schule, die von St. Marcus, mit 16 Professoren für die 4 Facultäten besetzt, worunter sich einer für die indianischen Sprachen zur besten Verbreitung des Christenthums befindet. In unsern Tagen sucht man ihren Mängeln abzuhelfen, und hat z. B. ein neues anatomisches Theater errichtet.

Auch die akademische Societät verbreitet viele Kenntnisse, besonders durch die Arbeiten des Don Juan Tafaya. Seit 1778 hat die Botanik dieses von Vegetabillen strotzenden Landes sehr grosse Fortschritte gemacht. Drey systematische Botaniker, Cavon, Dombey, und Ruiz, wurden nebst mehreren Naturalisten vom Mutterlande deßhalb her-

über gesandt, gleich hierauf auch der botanische Garten in Lima durch die beyden Botaniker Tafaya und Pulgar gestiftet, und einem in der Kräuterkunde vorzüglichen Geistlichen, dem P. Gonzales Laguna übergeben, dem zu Ehren eine neue Pflanze Gonzaletia dependens benannt wurde. In Kurzem erwartet man als Folge dieser Arbeiten eine Flora Peruviana, und selbst der Handel und die Heilkunst werden hiedurch beträchtlich gewinnen.

Eine zweyte Expedition, die des berühmten Weltumseglers D. Alexandro Malespina erweiterte im Jahre 1790 die Kenntnisse von Perus Schätzen der Natur. Und auch die nützlichen und heilsamen öffentlichen Anstalten zur Erhaltung des Volkes und zur Verbesserung ihres Zustandes, sind so wie die öffentlichen Bauten beträchtlich vermehrt und verbessert. Das Collegium St. Cruze, ein Institut für Findlinge weiblichen Geschlechts, ein anderes Collegium für jene des männlichen Geschlechts und die grosse Menge von Anstalten für Volkserziehung und Erhaltung, die wir unter der folgenden Rubrik aufführen werden, beweisen das Fortschreiten der Cultur, so wie die öffentlichen Gebäude, die Vergnügungen und Zeitvertreibe der Hauptstadt, den Fortgang der Civilisation und Verfeinerung. Dabey zeigt sich aber auch ein gefährlicher Luxus und Ausschweifungen aller Art, die das Klima schon so sehr begünstigt. Bey Durchge-

hüng der topographischen Merkwürdigkeiten Perus werden wir dieß ausführlicher zeigen; hier nur noch einige Worte über den Zustand der Neger.

Die Neger der vielartigen Stämme, und oft sehr weit von einander gelegenen Länder, welche aus Afrika in diese Gegenden gebracht werden, haben sich selbst in 10 verschiedene Kasten oder vielmehr Nationen getheilt. Ihre Benennungen sind theils von ihrem Vaterlande, theils von den Ländern genommen, aus welchen sie nach Peru geschafft wurden. Ausser den Negern, die nach afrikanischer Nation genannt sind, findet sich daher auch eine Abtheilung Neuländer aus Terreneuve.

Jeder dieser Neger-Nationen steht ein eigener von ihnen selbst gewählter Chef, ein Oberhaupt vor, dessen Willensmeinungen sich jede Nation in Allem unterwirft, was die innere Regierung ihrer Verhältnisse untereinander betrifft. Allein auf Alles, was nur einigen Bezug hat, auf ihren Dienst als Sklaven ihrer jetzigen Herrn, seyen sie Spanier oder Creolen, hat die Regierung dieses Negerhaupts nicht den mindesten Einfluß. Für den ruhigen Beobachter ist es daher eben so seltsam als merkwürdig zu sehen, wie ein solches, von der ganzen Nation gleich einem Souverän verehrtes Oberhaupt, wenn es Morgens um 2 oder 3 Uhr diese Neger auf das Feld zur Arbeit führt, auf einmal vom Neger-Aufseher zu so viel Peitschenhieben ver-

dammt wird, ohne daß dennoch sein Ansehen bey der Nation selbst im mindesten gefährdet würde.

Aus diesen Chefs der einzelnen Nationen (Capatares) werden dann zwey große Oberhäupter oder Regenten gewählt, welchen alle jene Kasten unter einander unterworfen sind. Diese Wahl geschieht mit vielen Feyerlichkeiten. Die Chefs der einzelnen Casten sind stets die den Jahren nach ältesten Neger, und jedes Wahlherrn Namen wird in einem eigenen Buche aufbewahrt.

Jeder einzelne Neger zahlt jährlich ein Real (etwa drey Sgr.); hingegen erlegen die Chefs 10 Piaster. Dieß Geld wird zur Hälfte auf die Verehrung der heiligen Jungfrau Maria (denn die Neger werden hier als Christen angesehn), ferner für Erfrischungen, die man unter die Wahlherrn vertheilt, so wie zu den religiösen Feyerlichkeiten verwendet. Besonders wichtig ist unter letztern das Frohnleichnamsfest. Bey dieser Procession erscheinen die Neger nach ihren Stämmen eingetheilt mit einer Fahne und einem Thronhimmel, unter welchem der König und die Königin jeder Nation, mit dem Scepter in der Rechten und einem Stabe oder andern Instrumente in der Linken. Die ganze Procession bildet eine furchtbare Maskerade. Teufel, Schlangen, Tiger, behaarte und befiederte Ungeheuer werden vorgestellt. Jeder Neger ist mit Bogen und Pfeil bewaffnet; vormals sogar mit Schießgewehr: wegen

zu befürchtenden Misbrauches ist dies anjezt verbo-
ten. Sie geben hiebey Vorstellungen von ihren An-
griffen und Schlachten. Das dabey erhobene gräß-
liche Kriegsgeschrey, die furchtbaren Gestikulationen
und Mienen bringen bey ihren scheußlich bemahl-
ten Gesichtern ein schauderhaftes Gemähde hervor,
welches durchaus der religiösen Feyer des Tages zu-
wider läuft.

Freylich zielen diese Feyerlichkeiten bey den Ne-
gern nicht sowohl auf Religiosität als Ergötzung ab.
Sie sind nur die Vorläufer grosser Lustbarkeiten, öf-
fentlicher Gastmähler und Tänze; denn hiemit be-
schliessen diese zugleich. Jede Nation hat hiezu ihr
eigenes Versammlungshaus. Bey diesen Versamm-
lungen hat denn das Oberhaupt jedes Mahl den Vor-
sitz; unter ihm die Wahlherren oder der Senat, und
es ist zu beklagen, wie sich auch hier die menschliche
Schwachheit, trotz allem Druck und aller Erniedri-
gung äussert. Denn diese armen, verkäuflichen Skla-
ven sind hiebey ungemein eifersüchtig auf den minde-
sten Unterschied in Rücksicht ihres Ranges, des hö-
hern oder niedern Sitzes u. dgl.

In den ersten Stunden der Versammlung wer-
den die innern Angelegenheiten der Nation abgethan,
z. B. die Geldkontributionen, die Zwistigkeiten zwi-
schen Eheleuten u. s. w. Alles dieß wird mit höch-
ster Ernsthaftigkeit und Würde betrieben. Nach Be-
endigung dieser Geschäfte ist es bewunderungswür-

dig, wie eben diese ernsthaften Menschen blitzschnell zur größten Ausgelassenheit übergehen. Tanz und geräuschvolle Musik beginnt sofort, oft auf eine eben so wilde als unanständige Weise. Ihr Haupt-Instrument ist die Trommel; ein hohler Cylinder. Oft vertritt nur der Kinnbacken eines Pferdes mit losen Zähnen, mit einem Stocke geschlagen, ihre Stelle. Das Blasinstrument hiebey ist aber eine Flöte, die, so wie auf einigen Südsee-Inseln durch die Nase geblasen wird. Ein Instrument, welches einigermassen melodisch genannt werden kann, ist aber die sogenannte Marimba. Sie besteht aus mehreren dünnen Hölzchen, die aus einigen getrockneten Calebassen hervorlaufen und auf einem hölzernen Bogen ruhen. Sie werden mit kleinen Stöckchen geschlagen, etwa wie unsere Strohfiddel.

Eintheilung und Topographie.

Das eigentliche Peru wird gewöhnlich eingetheilt in die sieben Intendantschaften: Lima, Truxillo, Arequipa, Tarma, Huancavelica, Guamanga und Cuzco. Umfassender ist jedoch die Eintheilung in die Audienz de Lima und de Chili. — Peru enthält 1360 Städte oder bedeutende Ortschaften, und eine noch viel grössere Anzahl von Dörfern.

Die Audiencia de Lima.

Man nennt sie auch die Audiencia de Reyes und rechnet zu ihr die Landschaft La Paz (einen Theil der Provinz Charcas).

Hier finden sich an der Küste von Norden nach Süden: Tumbez, am Flusse gleiches Namens, welcher Peru von Quito scheidet, in einer schönen Landschaft, Valles (das Thal) genannt. Hier landete Pizarro, der Eroberer von Peru. Hier erblickt man noch einige Ruinen des Tempels der Sonnen-Jungfrauen und der Festungen und Anlagen der Yncas. Es ist dermalen wie Payta eine Handelsstadt, und beyde haben Seehäfen. Neu-Piura an dem Sechurafluße, Handelsstadt in einer sehr gesunden Gegend mit 3 Klöstern und dem Hospital de Betlemitas. Die Ruinen von Alt-Piura, vor welchem Ort Pizarro anlegte. Lambayegue, eine Stadt mit sehr vielen Korduanmachern und Seifensiedern, die ihre Waaren in benachbarte Provinzen absetzen. Truxillo, eine ummauerte Stadt, nebst Lima die einzige Stadt mit Mauern in Peru, hat einen Hafen, über 5000 Einwohner, ist der Sitz eines Bischofs, zählt 5 Manns- und 2 Nonnenklöster. In ihrer Gegend befinden sich Ruinen von Paläästen, Pyramiden, Forts, Wasserleitungen aus den Zeiten der Yncas. Die Häfen Mal-Abrigo, Granchaco mit einer gefährlichen Barre.

Lima, unter dem 12. Grad südlicher Breite, die Hauptstadt dieses Vicekönigreiches am Flusse gleiches Namens, Sitz des Vicekönigs von Peru, Sitz einer Audienz, eines Erzbischofs, eines Inquisitions-Gerichts, einer Universität, erheblich durch Fabriken und Handel, mit einer Population von etwa 6000 Menschen, 40 Klöstern, zahlreichen Lehranstalten, einem medicinischen und chirurgischen Collegium, einer Navigazionsschule, mehreren Spitälern, einen Hafen (Callao de Lima oder Bonvista). Lima wird durch vorzügliche Wasserleitungen getränkt, hat einen schönen viereckigten Markt, woselbst die feyerlichsten Processionen sich zeigen. Die Promenade, welche der Adel häufig besucht, ist am Flusse Lima gelegen und besteht aus fünf grossen Alleen von Orangenbäumen. Die Stadt selbst, von fast dreyeckigter Figur, hat gerade weite Gassen, und wenn gleich die Häuser wegen der häufigen Erdbeben nur aus einem Stockwerke bestehen, und von Holz gebaut sind, so haben sie dennoch ein hübsches Ansehen, dem das Innere völlig entspricht. Es sind ihrer gegen 4000. Prächtig sind aber die Kirchen, sowohl von Aussen als von Innen. Ausser den vielen reichverzierten Oratorien, Eremitagen, Capellen und sonstigen Bethhäusern prangt Lima mit 65 grossen schön gebauten Tempeln, deren Inneres von Silber, Gold und Edelsteinen strotzt. Zahlreich und pompös sind die Processionen, religiöse, feyerliche Umgänge, welche oft mit Feuerwerken u. dgl. beschlossen werden. Von einer andern Art sind die

Processionen oder öffentliche Feyerlichkeiten, bey der Ankunft eines neuen Vicekönigs, oder auch bey der Thronbesteigung der neuen Könige aus Spanien, bey deren Geburtstagsfeyer u. s. w.

Die Uebergabe der Regierung an den neuen Vicekönig wird äusserlich dadurch hauptsächlich angedeutet, daß der abgehende dem ankommenden Vicekönig feyerlich bey der Zusammenkunft einen Stab übergibt und hiemit die Regierung an ihn abtritt. Nach einer grossen Prozession aller höhern Regierungsbeamten und Offiziere zur Hauptkirche, einem feyerlichen Tedeum und Hoch-Amte folgt ein Gastmahl für den ganzen Adel beyderley Geschlechts und sodann werden Stiergefechte und andere Lustbarkeiten für das Volk gegeben. Selbst die Universität läßt es hiebey nicht an Festlichkeiten mangeln. Es werden Preise für die besten Gedichte zum Lobe des neuen Regenten vertheilt; bey ihrer Ueberreichung macht ihm die Universität noch ein Geschenk von 1000 Piastern.

Bey solchen Gelegenheiten zeigen sich gleichfalls Aufzüge von mehreren indischen Nationen in ihrem Nazionalkostüm, oftmals blosse Masken zur Verherrlichung des Festes.

Die gewöhnlichen Ergötzlichkeiten und Unterhaltungen in Lima bestehen ausser den Stiergefechten auch in Hahnenkämpfen, für welche ein eigenes Amphi-

the-

Theater mit zahlreichem Zuspruche besetzt. Eine Hauptunterhaltung gewährt aber den Einwohnern ein sehr gutes Theater, vier Kafferhäuser mit Billards, auch ein Ballhaus, wo wie in den Tennis courts von England, bedeutende Wetten geschehen.

Die schönste öffentliche Promenade von Alameda, bestehend in fünf Orangen-Alleen zeigt die Pracht des Adels und seiner Equipage. Man rechnet deren über 5000, viele sehr reich vergoldet; jeder Bürger, der es nur vermag, hat gleichfalls eine Kutsche oder Chaise.

Ein einsamer Spaziergang, la Piedra Lisa ist wegen der schönen Aussicht auf das herrliche Thal von Lurigancho und zugleich auf den Fluß, häufig von Fußgängern besucht. In dieser reizenden Gegend war es, wo die erste Idee zur akademischen Gesellschaft entworfen wurde.

Um Johannis nehmen jedesmal die Assembleen längst des kleinen Flusses, der von dem Amankaberge herabströmt, ihren Anfang. Sie dauern bis zum Anfange des dortigen Frühlings, bis zum September. Man macht hiebey sehr angenehme Exkursionen in die Gebirgsgegenden des Amankoes und des St. Christoph, eines kleinen Berges von etwa 900 Fuß Höhe.

Wie der Luxus überhaupt, ist auch die Kleidung, besonders des schönen Geschlechts übertrieben. Das auffallendste Stück des Anzuges des vornehmen Frauenzimmers ist der Faldesin, ein kurzer Rock, der über einen andern ziemlich weiten Reif- oder Fischbein-Rock nur bis etwas über die Wade herabgeht. Er ist gewöhnlich vom kostbarsten Zeuge, bald reich gestickt, bald vom theuersten Sammt u. dgl. Da dieß Kleid so weit ist und viele Falten enthält, so werden 15 und mehrere Ellen Zeug dazu erfordert; dennoch bedeckt es, wegen seiner Kürze, besonders beym Besteigen einer Anhöhe oder Treppe das Bein nicht einmal auf eine anständige Weise.

Das Frauenzimmer ist schön. Bey vieler natürlicher Farbe, feurigen Augen und den reichsten schwarzen bis zum Gürtel herabfallenden Haaren hat es dennoch die schädliche Gewohnheit, sich mit Arsenikkalk zu schminken. Es treibt hiebey den Aufwand mit Juwelen und Perlen erstaunlich weit. Von Letztern, sind die Damen deshalb besonders große Liebhaberinnen, weil sie bey ihrem schönen Colorit und dunklen Haaren eine treffliche Wirkung hervorbringen. Daher sieht man oftmals bürgerliche Frauen, deren gesammter Anzug über 20,000 Thaler werth ist. In keinem Lande halten die Damen so sehr auf schöne Arme, besonders aber auf einen schönen Fuß. Schon von der frühesten Kindheit an, zwängen sie, fast wie die Chinesen, den Fuß in den kleinsten Schuh; die Schuhe sind oft sehr

theuer, durch Stickerey in Silber und Gold steigt ein Paar mehrmals auf 10 Piaster. Jährliche Rechnungen von einigen hundert Thalern für Schuhe sind selbst unter der Mittelklasse nicht selten. Vornehmes oder sehr reiches Frauenzimmer erhöht diese Kosten aber unendlich durch Schnallen mit edlen Steinen, oft selbst mit Brillianten besetzt. Der Strumpf ist gewöhnlich von weisser Seide, um das Bein und dessen Schönheit desto deutlicher zu zeigen. Denn ein Spanier in Peru übersieht eher ein minder schönes Gesicht, als einen fehlerhaften Fuß.

Der Tanz ist daher auch eine der vorzüglichsten Ergötzlichkeiten; besonders da er die schönste Gelegenheit zur nähern Bekanntschaft und zur Intrigue an die Hand gibt. Klima, Wohlleben und Müssiggang bieten hier alles auf, zur sinnlichen Liebe. Der übermässige Aufwand des Frauenzimmers erschwert aber Jedem, der nicht zu den Opulenten gehört, die Ehe: deshalb findet man hier am häufigsten Winkel-Ehen und unterhaltene Mädchen; ja in einigen Städten von Peru sollen selbst die Geistlichen öffentlich ihre Kinder anerkennen.

Hoch kultiviren die Schönen von Peru den Geruch. Die wohlriechenden Blumen im Zimmer, und der Blumenstrauß machen bey ihnen einen wichtigen Punkt ihres Daseyns. Der Punchero de Flores, das Bouquet, welches den Busen zieren soll, erfordert ein eigenes Studium. Lima hat

eine eigene Strasse, Calle del Peligro, vormals wegen der Freudenmädchen berühmt, in welcher itzt der größte Blumenhandel die Damen und ihre Anbeter täglich versammelt. Gelbe Lilien, und Blüthen der kleinen Orangen-Aepfel, und Pfirsche, Hyacinthe, Rosen, Anemonen u. s. w. bilden hier mit der wohlriechenden Chirimoya auf das Künstlichste zusammen gestellt, Bouquets, die oftmals mit 3 Piaster bezahlt werden. Fügt man ihnen gar die treffliche, seltene Arirumа hinzu, dann steigt der Preis eines einzigen Blumenstrausses zuweilen auf 10 Piaster! Und dennoch befriedigt dieß noch die verwöhnte Peruanerinn nicht; sie bestreicht ihren Strauß mit Ambra oder übergießt ihn mit den stärksten wohlriechendsten Wassern!

Diese zu weit getriebene Sinnlichkeit des Frauenzimmers, wirkt auch auf das männliche Geschlecht. Lima hat eine Menge petit maitres, Jünglinge, weiblich in ihrem Gange und Betragen, mit fein gekräuselten Haarlocken, vom Kopf bis zum Fusse von Ambra duftend, ist ihr Tagesgeschäft nur Musik, Tanz, Putz und Intrigue. Eine solche Lebensart, vorzüglich aber der Aufwand des Frauenzimmers würde noch üblere Folgen haben, wenn nicht selbst der Adel sich durch Handel aufrecht erhielte; denn hier setzt ihn das Geschäft eines Kaufmannes, auf keine Weise herunter. Das Innere der Häuser entspricht indeß eben so wenig dem Anzuge der Einwohner, als der Aufwand ihrer Tafel;

beydes ist mäßig. Die Unterhaltung aber ist angenehm und lebhaft. Besonders zeigt sich das Frauenzimmer sehr geistreich, und erhöht diesen Werth durch Kenntniß der Musik, und oftmals durch eine schöne Stimme.

In der Nähe von Lima liegen die Handelshäfen Pisco und Ica. Weiter gegen Süden Arequipa, eine Seestadt mit 40,000 Einwohnern, die Hauptniederlage der europäischen und amerikanischen Waaren, dann die See- und Handelsstadt Arica.

Im Innern von Norden nach Süden, befinden sich die Städte Conchucos oder Atunconchucos mit einem Quecksilber-Bergwerke, desgleichen die Salpeter- und Schwefelgruben zu Chlancillin, Gualias, Huaras; Leon de Guanoco, eine wohlhabende Handelsstadt. Caxamarca, berühmt wegen seiner Bäder und wegen der Ruinen des Pallastes des letzten Yncas, Atahualpa. Tarma, Stadt mit 5000 Einwohnern, treibt einen bedeutenden Handel mit Getreide und Kaskarille. Atunkanxa, Huallah, Guamanga, am Vinoque.

Cusco, eine Stadt mit 26,000 Einwohnern der Sitz eines Erzbischofs und zweyer Universitäten, Sie war sonst die Hauptstadt des Reiches der Yncas, und ist zwischen zwey Bergen gelegen, wovon der

eine durch seine vielen Quellen die reiche Ebene trefflich bewässert. Der Fluß Yukay rieselt an dem zweyten Gebirge von minderer Höhe und erhebt die Anmuth des nach ihm genannten Thales. Schon zu Zeiten der Yncas war dieß Thal als der reizendste Fleck der Provinz von den Königen sehr geschätzt, und jezt haben der Erzbischof von Cusco, nebst einigen Grossen, fast ausschließlich ihre Landgüter darin. Cusco besitzt schön gebaute Kirchen und andere öffentliche Gebäude, hat auch fast eben die Grösse als Lima. Sie ist aber noch berühmter wegen der Ruinen der ehemaligen Festung der Yncas. Die Ueberbleibsel der Mauren sind Zeugen von der ausserordentlichen Anstrengung der alten Amerikaner, wodurch sie die ungeheuersten Steinmassen ohne mechanische Kenntniß beweglich machten. Hier war dann an eben der Stelle, wo sich jezt ein Dominikanerkloster befindet, jener wegen seiner Pracht und seiner Reichthümer so hochgeschätzte Tempel der Sonne. Die Monstranz soll jezt eben die Stelle einnehmen, wo man vormals ein ungeheures Bild der Sonne von dichtem Golde verehrte. Es bedeckte fast die eine ganze Wand des Tempels, welche wie die übrigen drey, selbst mit Gold überzogen war.

Noch tiefer, und zwar unter dem 23ten Grad der südlichen Breite, liegt die Provinz Chirhas y Tarija.

Diese von der Natur hochbeglückten Thäler sind bisher noch nicht bekannt gewesen, welches sie doch in sehr hohem Grade verdienen. Die Schilderung derselben beruht auf mehrfachen Reisen sachkundiger Männer, welche das Resultat ihrer Bemühungen in dem Mercurio Peruviano bekannt gemacht haben.

Diese Provinz stößt an Potosi, enthält an Flüssen den Toropaloa und den Tarija, welche dem la Plata zueilen. Sie enthält in den Departementen la Puna und Tarija folgende Kirchspiele.

Im Departement la Puna: Tolkna, mit Mais, Waizen, ziemlichem Waarentransport, und verschiedenen nicht mehr bebauten Goldbergwerken. Seine Einwohner sind Indianer und Mestizen.

Tupiza, mit ähnlichen Produkten, und den Gold- dann Silberbergwerken zu Chorone-Estarca u. s. w. wovon nebst dem Frachtfuhrengeschäfte die Einwohner leben. Hierunter sind viele Spanier.

Gran-Chocaya, mit wenig bearbeiteten Bergwerken, ohne Getreide, aber mit Schafen und Guanacos versehen.

Santiago de Cotagaita, mit Holzkohlenbrennereyen und Gütertransport. Hier wohnen hauptsächlich Mestizen.

Calcha, von ähnlichen Erwerbszweigen und dürftigerm Ackerbau. Die Bewohner sind aber durch die Holzbrennereyen und durch spanische Lederfabrikation in der Stadt Vitoche sehr wahlhabend geworden. Hier werden besonders viele Ziegen unterhalten.

Diese fünf Kirchspiele, nebst der Ortschaft Esmoraca, gewinnen jährlich zwischen 50 bis 60000 Mark Silber und ungefähr um 100,000 Piaster im Golde. Diesen Ertrag vertauschen sie gegen Nahrungsmittel an das Departement von Tarija, welches durch steile Gebirge von ihnen geschieden ist.

Das Departement Tarija ist es eigentlich, welches die bezaubernden Thäler enthält, deren Schönheit von keiner Gegend in den beyden Theilen Amerikas auch nur erreicht wird. Nebst allen nöthigen Produkten gedeiht hier der Kokosbaum und der Weinstock vortrefflich, so daß die Bewohner derselben sich nichts weiter wünschen können, als einigen Fleiß, um der ohnehin so äusserst bereitwilligen Natur noch reichlichere Gaben abzugewinnen.

Die besonderen Grenzen dieser des Besuches und der Niederlassung gleich vollkommen werthen Landschaft sind: gegen Norden die in Verfall gerathenen Städte Pilaya und Pispaya; gegen Süden die Gerichtsbarkeit von Juxui; gegen Westen die Ebenen der freyen Indianer, und gegen Osten der Fluß San Juan.

Sie enthält die weiteren Kirchspiele: San Bernardo, mit der Stadt gleichen Nahmens, welche sehr reizend in einer fruchtbaren, wohlbewässerten Ebene gelegen, mit einer Mutterkirche, und mehreren Klöstern versehen, und von Spaniern bewohnt ist. — Mais, Holz und Schweine sind die einzigen Produkte der vernachläßigten Gegend.

San Lorenzo von gleicher Beschaffenheit.

La Concepzion, mit den grossen Weinbergen von Angostura, Misericordia u. s. w., deren vorzüglicher Wein zum Theil ausgeführt wird.

Chabuaya, ein Kirchspiel, welches in die Gebiete Padagaya und Bermejo zerfällt, welch letzteres 20 Meilen im Umkreise hat. Das Klima in selbem ist feucht und warm; es paßt zur Viehzucht, Oel- und Zuckerrohrkultur; und zur Erzeugung mehrerer anderer Pflanzen und Produkte.

An Rindvieh werden hier 10,000 Stück ausgeführt; mit Sohlenleder wird starker Handel getrieben. An spanischen und Kolonialwaaren bedarf die Provinz für 60,000 Piaster.

Die Audienz von Chili.

Diese Audienz liegt zwischen dem Südmeere und den Pampas von Paraguay, Tucuman, Peru und Patagonien.

Der mildere westliche Theil dieser Audienz kann in jeder Rücksicht das amerikanische Italien genannt werden. Das ganze Land soll seinen Nahmen von dem Rufe einer dort einheimischen Drosselart erhalten haben, und sein Flächeninhalt sich auf 23,500 Quadratmeilen belaufen.

Die Andes treten hier auch in das Innere des Landes, und es zeigen sich von selben einzelne sehr hohe Berge mit ewigem Schnee bedeckt, und von noch nicht gemessener Höhe: als der Manflas, Longavi, Villarina. Ausser diesen zählt man 14 Vulkane. Den so häufigen Erdbeben sind nur die Provinzen Copiapo und Coquimbo nicht unterworfen, vielleicht weil sie von Höhlen und Kanälen untergraben sind, auf deren Daseyn man aus einem, dem Winde oder dem Laute des laufenden Wassers ähnlichen unterirdischen Geräusche schließt.

Aus diesen Gebirgen laufen der Südsee zu die Flüsse: Copiabo, Mappo, Tolten, Baldivia, Biobio und Maule, von welchen die letzteren beträchtliche Schiffe tragen.

Das Klima ist hier sehr mild und gesund. In den Andes herrscht strenge Kälte. Hitzige Fieber sind hier endemische Krankheiten.

Was die Produkte des Mineralreichs belangt, so finden sich besonders auf dem Gipfel des Descabezado, versteinerte Muscheln. Trefflicher Porzellänthon befindet sich in der Provinz Maule; ein schwarzer Thon, Argilla aterrima tinctoria, dient hier zum Färben und hat das tiefste Schwarz. Hier findet man vorzügliche Porphyrarten, viele Zinkkiese, ganze Amethistenhügel, aber wenig vorzügliche Rubine und Smaragde.

Weder an Salzen, noch Harzen und Steinkohlen fehlt es dem Lande. In den Provinzen Copiapo und Coquimbo ist sehr viel Kochsalz.

Diese Provinzen sind nebst einigen andern auch reichlich mit Eisen und Quecksilber versehen.

Zinn und Bley ist reichlich vorhanden, wird aber wenig gegraben. Das häufigste Metall des

Landes ist indeß das Kupfer, welches ziemlich goldhältig ist. Die Ausbeute an diesem Metall soll jährliche 130,000 Centner betragen.

Silber ist vorzüglich in den Provinzen Coquimbo, St. Jago, Acongagua und Copiapo vorhanden, und die reichsten dieser Minen sind jene von Uspallata und Gormaz bey der Hauptstadt.

Die Golderzeugung kann auf 30,000,000 Thaler jährlich gerechnet werden. Bey einer vollkommeneren bergmännischen Behandlung liesse sich ungemein viel an diesem edlen Metalle gewinnen, da es sich oft in schweren gediegenen Stücken anbietet. Zwischen dem Bobio und dem Archipelag von Chiloe hat man sehr reiche Goldminen entdeckt, mußte aber der kriegerischen Arauker wegen von selben abstehen.

An Pflanzen hat man hier 3000 neue Arten gefunden, worunter 10 Arten Färbepflanzen. Die europäischen Getreidearten geben hier 50, selbst 100fachen Ertrag. An Bäumen sind der 80 Fuß hohe Pehuen; die Cokospalme mit traubenweisen, ölreichen Früchten; ein neues Geschlecht von Weihrauchbäumen u. s. w. sind die dem Lande ganz eigenen Baumarten.

Was die Fauna des Landes betrifft, so bemerken wir den Tapir, ganz eigene Hirscharten, grosse Katzengattungen, den Mrabier, ein Mittelding von Hund und Bären, eine neue grosse Wasserratte, acht Arten Armadillen, von welchen Einige gespeiset werden, wilde Pferde zu vielen Tausenden; Pferde mit gespaltenen Hufe, einen schwarzhalsigen Schwan, den Flamant, einen Reiher von 5 Fuß Höhe, einem rothen Körper mit glänzend weissen Schwungfedern; einen ausserordentlich starken Kondor u. s. w.

Unter den Eingebohrnen verdient die Nation der Arauker eine besondere Erwähnung. Sie wohnen an den Kordilleren von Peru bis zur Magellansstraße hinab, und nennen sich Moluchen (Kriegmenschen). In der That sind sie auch äusserst tapfer und muthig, vermindern sich aber aus einem Hang zur Trunkenheit, den sie durch Chicu und unsere gebrannten Wasser befriedigen; dann durch die Kinderblattern. Ihre 4 ersten Oberhäupter heissen Toqui, und tragen ein schwarzes Marmorbeil, die Statthalter aber einen Stock mit einem silbernen Knopfe, zum Zeichen ihrer Würde.

Sowohl Reiterey als Fußvolk hat bey ihnen Schießgewehr, Trommeln und Pfeifen, und es ist in Waffenröcke und Helmhauben mit schönen Federn aus Ochsenfellen gekleidet. Daß sie von den Patagonen häufig bekriegt werden, macht sie mit

den Spaniern, die ihnen zuweilen Hülfe leisten, verträglich. Von ihren hölzernen Hütten ist zu bemerken, daß sie Thüren von Ochsenfellen haben. Die Ernte veranlaßt bey ihnen die größten Festlichkeiten, und sie sind überhaupt sehr gastfrey. Ueber den Kleidern tragen beyde Geschlechter blaue, oder auch gestreifte Ponchos, welche den Levitenröcken gleichen.

Was die Europäischen Abkömmlinge und ihre Kleidung betrifft, so sind die Frauenzimmer hier brünett, aber lebhaft, und wie la Peyrouse sagt, allzusehr gefällig. Sie tragen den peruanischen Faldellin, bunte Strümpfe, einen reichen Kopfputz und Mantillen. Das Schminken ist selbst bey den Bäuerinnen allgemein.

Die Männer tragen ebenfalls den Poncho (Pontscho), welcher oft 200 Pesos kostet. Auch die Bauern tragen ihn; und es ist zu bemerken, daß fast alle Männer gute Reiter sind, weshalb auch die Bauern zum Kriege sehr brauchbar und in Miliz-Compagnien getheilt sind. Die Reichen treiben mit Equipagen, die von Maulthieren gezogen werden, grossen Luxus, und lassen sich Neger mit silbernen Halsbändern in der Livree nachtreten. Der Geist der Libertinage herrscht unter allen Klassen und Ständen. Die Creolen des Landes werden ihrer Talente und deren Bildung wegen sehr gelobt.

Selbst unter den Indiern herrscht hier die spanische Sprache, aber noch hat das Land keine Buchdruckereyen.

Der geringe Handel Chiles ist äusserst auffallend. Man rechnet hier 20 aus Lima jährlich auslaufende Schiffe, die von Chile aus 224,000 Fanegas oder 35,840,000 Pfund Getreide, 5000 Arroben Wein, oder 256,000 Maaß, 5000 Fässer Fett, 1000 Centner geräuchertes Fleisch, 18,000 Zentner Talg, 50,000 Kordovanhäute, 30,000 Zentner Kupfer, 100,000 Brater, u. s. w. aus Chili und dem Archipel von Chiloe hohlen. Auch führt Chili mit Spanien selbst einigen Handel. Für Gold, Silber, Kupfer, Vicunnawolle übernimmt es nähmlich von selbem Tücher, Glaswaaren, Baumwolle, Zucker, Honig und verarbeitetes Silber.

Nach Paraguai sendet Chili 247,000 Arroben Wein und 33,000 Arroben Branntwein.

Nach der kirchlichen Eintheilung zerfällt Chili in die zwey grossen Theile San Jago, und Concepzion. Molina aber theilt das Land: in die Inseln und in das Land zwischen dem Meere und dem Gebirge gegen Westen und Osten.

Das ganze Land wird durch die königliche Audiencia regiert, an deren Spitze der Generalkapitán steht; seine Besoldung kann auf 20,000 Thaler gerechnet werden; vier königliche Räthe sind Glieder der Audienz, von welcher man an den hohen Rath von Indien appelliren kann.

St. Jago und Concepzion haben Intendanten, deren jeder 10,000 Thaler bezieht. Zuweilen ist die erstere Intendanz mit der Generalkapitánsstelle vereint, welche dann 30,000 Thaler erträgt.

Jede Stadt hat einen Magistrat, oder Cabildo.

Die Inseln: An Chilis nördlichster Westküste befinden sich die Coquimboschen Inseln, nähmlich Mugillon, Totoral und Pajara zu Coquimbo gehörig.

Südlicher von selben liegen: die Fernandez-Inseln. Die Hauptinsel Tierra, unter dem 34° 10′ südlicher Breite und dem 79° 37″ westlicher Länge, ist $3\frac{1}{2}$ geographische Meilen lang und $\frac{3}{4}$ breit. Sie ist nur theilweise gebirgig und nur ihr nördlicher Theil hat Fruchtbarkeit: Myrten, Santal- Palmbäume und einige Medizinalpflanzen, dann wenige Quadrupeden, aber viele Fische. Ausserdem ist die Insel durch gute Ankerplätze, worunter die Cumber-

ber-

berlandsbay, das milde Klima, treffliche Wasser und schmackhafte Vegetabilien für den Seefahrer ein sehr willkommener Ruhepunkt. An ihrem südwestlichen Ende befindet sich ein sonderbar gänzlich durchbohrter Felsen. Die Lesewelt verdankt dieser Insel eine ganze Romanengattung, nähmlich die der Robinsonaden, weil der Scote Alexander Selkirk, der im Jahre 1704 wegen einer Streitigkeit mit seinem englischen Schiffskapitän hier ausgesetzt wurde, nach seiner Rückkunft in Europa die Materiale zu dem Roman Robinson Crusoe lieferte, welcher nachher so viele Nachahmer fand.

Mahafuerra, 35 Seemeilen von der vorigen Insel entfernt, mit noch besseren Ankerplätzen, sehr gutem Wasser, aber von einem sehr düsteren Ansehen.

Der Archipel von Chiloe und jener von Chonos. Dieser Archipel enthält mehr als 82 Inseln, die vom 41° 20′ bis zum 46° der Breite hinablaufen.

Chiloe ist die Hauptinsel, von 30 Meilen in der Länge und einer abwechselnden Breite von 10 bis 4 Meilen. Sie enthält 78 Ortschaften: Chacao, der Sitz des Statthalters. Castro, eine Stadt, wo die übrige Regierung ihren Sitz hat,

und jährlich vier oder fünf Schiffe des Handels wegen einlaufen.

Das Land an dem Gebirge wird in das westliche und östliche Land getheilt. In ersterm findet man die Intendanz San Jago. Bemerkenswerthe Orte sind hier:

Valparaiso, unterm 30° 2′ 36″ der Breite und 304° 11′ 45″ der Länge, eine berühmte Hafenstadt, mit starkem Handel, milden Klima und bedeutender Bevölkerung. Die Befestigungen dieser Ortschaft, welche von der Regierung nur als ein Flecken betrachtet wird, liegen auf Hügeln, unweit der geräumigen Bay. Der Kirchen sind hier nebst jenen in der nahegelegenen Ortschaft Almandrez sechs. Von dem letzteren Orte geht gegen die Hauptstadt hin, eine Chaussee, in verödeter Landschaft, durch schmutzige Dörfer, von unthätigen Leuten bewohnt.

Coquimbo, am Flusse gleichen Nahmens, mit einem guten Hafen, aber minder einträglichem Handel.

St. Jago, die sehr ansehnliche Hauptstadt, von drey Vierteln einer geographischen Meile im Umfange, am Flusse Mapopo, mit engen Strassen, und einem sehr starken Steindamm gegen den oft austretenden Fluss. Hier residiren die hohen Lan-

desbehörden. Der grosse Marktplatz mit einem Springbrunnen, die Palläste der Audienccia, des Bischofs, die Domkirche, das Gebäude der Cassa de Moneda, das allgemeine Gefängniß, die neue Münze und mehrere Privatgebäude sind stattlich und in gutem Geschmack aufgeführt. Die Bevölkerung belief sich im Jahre 1795 auf 35,500 Menschen.

Die Intendanz Concepzion aber enthält:

Concepzion, die zweyte Stadt Chilis, mit einer sehr bequemen und sicheren Bay, in welcher die fruchtbare und reitzende Insel Quiquirina liegt. Die neue Hälfte derselben liegt am nördlichen Ufer des Bohio. In Concepzion hat ausser dem Intendanten der Mestre del Campo, die zweyte Militärperson des Königreichs ihren Sitz.

Valdivia, eine Stadt mit vielen Kirchen, welche von der Krone als der Schlüssel des Landes von Süden angesehen wird, weßhalb sie auf die Vertheidigungsanstalten derselben jährlich 36,000 Piaster aussetzt, und stets einen erfahrnen Offizier zum Kommandanten des Platzes ernennt, der leicht mit den kühnen Araukern in Fehde geräth.

Das östliche Land, oder die Provinz Cujo grenzt westlich an die Andes, östlich an den Pampas oder den Wüsten von Paraguay, nördlich

an Tucuman und südlich an Patagonien. Hier ist das Klima rauher als in Westchili; es hat die Flüsse Mendoza und Tunujan, dann die Seen Laguen oder Villarica, Nagelhuapi, aus welchem ein Fluß nach Patagonien läuft, ferner den Guanacalhe. Die Originalbewohner sind die grossen, hageren Guarpes. Orte sind:

Mendoza, die Hauptstadt unterm 33° 19' südlicher Breite und dem 308° 31' östlicher Länge, am Fusse der Andes in einer Ebene. Hier hat der Corregidor der Provinz seinen Sitz, auch befinden sich hier mehrere Klöster. Die grosse Silbermine von Upsalata in der Nähe, dann Wein und Getreidehandel machen die Stadt wohlhabend. Auf dem Wege von hier nach Punta besucht man als eine Seltenheit des Alterthums des Landes einen aufrechtstehenden Stein, der Riese genannt. In diese 150 Fuß hohe und 12 Fuß dicke Säule sind viele Zeichen oder Buchstaben eingehauen, die den chinesischen Schriftzügen gleichen sollen.

St. Juan und Punta sind Städte mit Kirchen und Klöstern von minderer Bedeutung. Leztere hat 200 Einwohner.

Das Reich Rio de la Plata.

Es besteht aus den Provinzen: 1) Las Charcas (Südperu mit den Unterabtheilungen Potosi und St. Cruz de la Sierra). 2) Tucuman (eigentlich ein Theil von Paraguay im weitern Sinne). 3) Spanisch-Paraguay (im engeren Sinne, denn das östliche Paraguay gehört den Portugiesen) mit den Unterabtheilungen Paraguay, Buenos Ayres und Rio de la Plata. Da wir Peru, wovon Südperu ein natürlicher Theil ist, bereits dargestellt haben, so beschränken wir hier unsere Nachrichten auf die Provinzen Paraguay und Tucuman im Ganzen, ohne jedoch bey der Topographie die vollständige Aufführung des Reiches Rio de la Plata, als Gesammtbegriff für diese Sekzionen, deshalb zu unterlassen.

Lage. Grenzen. Grösse.

Die grossen Provinzen Paraguay und Tucuman, mit einer Ausdehnung von mehr als 40,000 Quadratmeilen, liegen zwischen dem 20sten und 40sten ° südl. Breite, grenzen (Ostchili und Südperu dazu gerechnet) östlich an die portugiesischen Besitzungen, nördlich und westlich an Peru, südlich aber und südöstlich an Magellanien und das atlantische Meer. Tucuman liegt im Osten von Chili, Paraguay im Osten von Tucuman. Das ganze Reich Rio de la Plata (zwischen dem 10ten und

Landes ist indeß das Kupfer, welches ziemlich goldhältig ist. Die Ausbeute an diesem Metall soll jährliche 130,000 Centner betragen.

Silber ist vorzüglich in den Provinzen Coquimbo, St. Jago, Arongagua und Copiapo vorhanden, und die reichsten dieser Minen sind jene von Uspallata und Gormaz bey der Hauptstadt.

Die Golderzeugung kann auf 30,000,000 Thaler jährlich gerechnet werden. Bey einer vollkommeneren bergmännischen Behandlung liesse sich ungemein viel an diesem edlen Metalle gewinnen, da es sich oft in schweren gediegenen Stücken anbietet. Zwischen dem Bobio und dem Archipelag von Chiloe hat man sehr reiche Goldminen entdeckt, mußte aber der kriegerischen Arauker wegen von selben abstehen.

An Pflanzen hat man hier 3000 neue Arten gefunden, worunter 10 Arten Färbepflanzen. Die europäischen Getreidearten geben hier 50, selbst 100fachen Ertrag. An Bäumen sind der 80 Fuß hohe Pehuen; die Cokospalme mit traubenweisen, ölreichen Früchten; ein neues Geschlecht von Weihrauchbäumen u. s. w. sind die dem Lande ganz eigenen Baumarten.

Was die Fauna des Landes betrifft, so bemerken wir den Tapir, ganz eigne Hirscharten, grosse Katzengattungen, den Krabier, ein Mittelding von Hund und Bären, eine neue grosse Wasserratte, acht Arten Armadillen, von welchen Einige gespeiset werden, wilde Pferde zu vielen Tausenden; Pferde mit gespaltenem Hufe, einen schwarzhalsigen Schwan, den Flamant, einen Reiher von 5 Fuß Höhe, einem rothen Körper mit glänzend weissen Schwungfedern; einen ausserordentlich starken Kondor u. s. w.

Unter den Eingebohrnen verdient die Nation der Arauker eine besondere Erwähnung. Sie wohnen an den Kordilleren von Peru bis zur Magellansstraße hinab, und nennen sich Moluchen (Kriegmenschen). In der That sind sie auch äusserst tapfer und muthig, vermindern sich aber aus einem Hang zur Trunkenheit, den sie durch Chica und unsere gebrannten Wasser befriedigen; dann durch die Kinderblattern. Ihre 4 ersten Oberhäupter heissen Toqui, und tragen ein schwarzes Marmorbeil, die Statthalter aber einen Stock mit einem silbernen Knopfe, zum Zeichen ihrer Würde.

Sowohl Reiterey als Fußvolk hat bey ihnen Schießgewehr, Trommeln und Pfeifen, und es ist in Waffenröcke und Helmhauben mit schönen Federn aus Ochsenfellen gekleidet. Daß sie von den Patagonen häufig bekriegt werden, macht sie mit

den Spaniern, die ihnen zuweilen Hülfe leisten, verträglich. Von ihren hölzernen Hütten ist zu bemerken, daß sie Thüren von Ochsenfellen haben. Die Ernte veranlaßt bey ihnen die größten Festlichkeiten, und sie sind überhaupt sehr gastfrey. Ueber den Hemden tragen beyde Geschlechter blaue, oder auch gestreifte Ponchos, welche den Levitenröcken gleichen.

Was die Europäischen Abstämmlinge und ihre Kleidung betrift, so sind die Frauenzimmer hier hübsch, aber lebhaft, und wie la Pérouse sagt, allzusehr gefällig. Sie tragen den peruvianischen Faldellin, bunte Strümpfe, einen reichen Kopfputz und Mantillen. Das Schminken ist selbst bey den Bäuerinnen allgemein.

Die Männer tragen ebenfalls den Poncho (Pontscho), welcher oft 200 Pesos kostet. Auch die Bauern tragen ihn; und es ist zu bemerken, daß fast alle Männer gute Reiter sind, weßhalb auch die Männer zum Kriege sehr brauchbar und in Miliz-Compagnien getheilt sind. Die Reichen treiben mit Equipagen, die von Maulthieren gezogen werden, grossen Luxus, und lassen sich Neger mit silbernen Halsbändern in der Livree nachtreten. Der Geist der Libertinage herrscht unter allen Klassen und Ständen. Die Creolen des Landes werden ihrer Talente und deren [illegible] wegen sehr gelobt.

Selbst unter den Indiern herrscht hier die spanische Sprache, aber noch hat das Land keine Buchdruckereyen.

Der geringe Handel Chiles ist äusserst auffallend. Man rechnet hier 20 aus Lima jährlich auslaufende Schiffe, die von Chile aus 224,000 Fanegas oder 35,840,000 Pfund Getreide, 5090 Arroben Wein, oder 256,000 Maaß, 5090 Fässer Fett, 1000 Centnern geräuchertes Fleisch, 18,000 Zentner Talg, 50,000 Korduanhäute, 30,000 Zentner Kupfer, 100,000 Brater, u. s. w. aus Chili und dem Archipel von Chiloe hohlen. Auch führt Chili mit Spanien selbst einigen Handel. Für Gold, Silber, Kupfer, Vicunnawolle übernimmt es nähmlich von selbem Tücher, Glaswaaren, Baumwolle, Zucker, Honig und verarbeitetes Silber.

Nach Paraguai sendet Chili 247,000 Arroben Wein und 33,000 Arroben Branntwein.

Nach der kirchlichen Eintheilung zerfällt Chili in die zwey grossen Theile *San Jago*, und *Concepzion*. *Molina* aber theilt das Land: in die *Inseln* und in das *Land zwischen dem Meere und dem Gebirge* gegen Westen und Osten.

Das ganze Land wird durch die königliche Audiencia regiert, an deren Spitze der Generalkapitán steht; seine Besoldung kann auf 20,000 Thaler gerechnet werden; vier königliche Räthe sind Glieder der Audienz, von welcher man an den hohen Rath von Indien appelliren kann.

St. Jago und Concepzion haben Intendanten, deren jeder 10,000 Thaler bezieht. Zuweilen ist die erstere Intendanz mit der Generalkapitánsstelle vereint, welche dann 30,000 Thaler erträgt.

Jede Stadt hat einen Magistrat, oder Cabildo.

Die Inseln: An Chilis nördlichster Westküste befinden sich die Coquimboschen Inseln, nähmlich Mugillon, Totoral und Pajara zu Coquimbo gehörig.

Südlicher von selben liegen: die Fernandez-Inseln. Die Hauptinsel Tierra, unter dem 34° 10′ südlicher Breite und dem 79° 37″ westlicher Länge, ist $3\frac{1}{2}$ geographische Meilen lang und $\frac{1}{2}$ breit. Sie ist nur theilweise gebirgig und nur ihr nördlicher Theil hat Fruchtbarkeit: Myrten, Santal- Palmbäume und einige Medizinalpflanzen, dann wenige Quadrupeden, aber viele Fische. Ausserdem ist die Insel durch gute Ankerplätze, worunter die Cumber-

berlandsbay, das milde Klima, treffliche Wasser und schmackhafte Vegetabilien für den Seefahrer ein sehr willkommener Ruhepunkt. An ihrem südwestlichen Ende befindet sich ein sonderbar gänzlich durchbohrter Felsen. Die Lesewelt verdankt dieser Insel eine ganze Romanengattung, nähmlich die der Robinsonaden, weil der Scote Alexander Selkirk, der im Jahre 1704 wegen einer Streitigkeit mit seinem englischen Schiffskapitän hier ausgesetzt wurde, nach seiner Rückkunft in Europa die Materiale zu dem Roman Robinson Crusoe lieferte, welcher nachher so viele Nachahmer fand.

Mahafuerra, 35 Seemeilen von der vorigen Insel entfernt, mit noch besseren Ankerplätzen, sehr gutem Wasser, aber von einem sehr düsteren Ansehen.

Der Archipel von Chiloe und jener von Chonos. Dieser Archipel enthält mehr als 82 Inseln, die vom 41° 20′ bis zum 46° der Breite hinablaufen.

Chiloe ist die Hauptinsel, von 30 Meilen in der Länge und einer abwechselnden Breite von 10 bis 4 Meilen. Sie enthält 78 Ortschaften: Chacao, der Sitz des Statthalters. Castro, eine Stadt, wo die übrige Regierung ihren Sitz hat,

und jährlich vier oder fünf Schiffe des Handels wegen einlaufen.

Das Land an dem Gebirge wird in das westliche und östliche Land getheilt. In erstern findet man die Intendanz San Jago. Bemerkenswerthe Orte sind hier:

Valparaiso, unterm 30° 2′ 36″ der Breite und 304° 11′ 45″ der Länge, eine berühmte Hafenstadt, mit starkem Handel, milden Klima und bedeutender Bevölkerung. Die Befestigungen dieser Ortschaft, welche von der Regierung nur als ein Flecken betrachtet wird, liegen auf Hügeln, unweit der geräumigen Bay. Der Kirchen sind hier nebst jenen in der nahegelegenen Ortschaft Almandrez sechs. Von dem letzteren Orte geht gegen die Hauptstadt hin, eine Chaussee, in verödeter Landschaft, durch schmutzige Dörfer, von unthätigen Leuten bewohnt.

Coquimbo, am Flusse gleichen Nahmens, mit einem guten Hafen, aber minder einträglichem Handel.

St. Jago, die sehr ansehnliche Hauptstadt, von drey Vierteln einer geographischen Meile im Umfange, am Flusse Mapopo, mit engen Strassen, und einem sehr starken Steindamm gegen den oft austretenden Fluß. Hier residiren die hohen Lan-

desbehörden. Der grosse Marktplatz mit einem Springbrunnen, die Palläste der Audiencia, des Bischofs, die Domkirche, das Gebäude der Cassa de Moneda, das allgemeine Gefängniß, die neue Münze und mehrere Privatgebäude sind stattlich und in gutem Geschmack aufgeführt. Die Bevölkerung belief sich im Jahre 1795 auf 35,500 Menschen.

Die Intendanz Concepzion aber enthält:

Concepzion, die zweyte Stadt Chilis, mit einer sehr bequemen und sicheren Bay, in welcher die fruchtbare und reitzende Insel Quiquirina liegt. Die neue Hälfte derselben liegt am nördlichen Ufer des Bohio. In Concepzion hat ausser dem Intendanten der Mestre del Campo, die zweyte Militärperson des Königreichs ihren Sitz.

Valdivia, eine Stadt mit vielen Kirchen, welche von der Krone als der Schlüssel des Landes von Süden angesehen wird, weßhalb sie auf die Vertheidigungsanstalten derselben jährlich 36,000 Piaster aussetzt, und stets einen erfahrnen Offizier zum Kommandanten des Platzes ernennt, der leicht mit den kühnen Araukern in Fehde geräth.

Das östliche Land, oder die Provinz Cujo grenzt westlich an die Andes, östlich an den Pampas oder den Wüsten von Paraguay, nördlich

an Tucuman und südlich an Patagonien. Hier ist das Klima rauher als in Westchili; es hat die Flüsse Mendoza und Tumujan, dann die Seen Laquen oder Villarica, Nagelhuapi, aus welchem ein Fluß nach Patagonien läuft, ferner den Guanacalhe. Die Originalbewohner sind die grossen, hageren Guarpes. Orte sind:

Mendoza, die Hauptstadt unterm 33° 19' südlicher Breite und dem 308° 31' östlicher Länge, am Fusse der Andes in einer Ebene. Hier hat der Corregidor der Provinz seinen Sitz, auch befinden sich hier mehrere Klöster. Die grosse Silbermine von Upsalata in der Nähe, dann Wein und Getreidehandel machen die Stadt wohlhabend. Auf dem Wege von hier nach Punta besucht man als eine Seltenheit des Alterthums des Landes einen aufrechtstehenden Stein, der Riese genannt. In diese 150 Fuß hohe und 12 Fuß dicke Säule sind viele Zeichen oder Buchstaben eingehauen, die den chinesischen Schriftzügen gleichen sollen.

St. Juan und Punta sind Städte mit Kirchen und Klöstern von minderer Bedeutung. Letztere hat 200 Einwohner.

Das Reich Rio de la Plata.

Es besteht aus den Provinzen: 1) Las Charcas (Südperu mit den Unterabtheilungen Potosi und St. Cruz de la Sierra). 2) Tucuman (eigentlich ein Theil von Paraguay im weitern Sinne). 3) Spanisch-Paraguay (im engeren Sinne, denn das östliche Paraguay gehört den Portugiesen) mit den Unterabtheilungen Paraguay, Buenos Ayres und Rio de la Plata. Da wir Peru, wovon Südperu ein natürlicher Theil ist, bereits dargestellt haben, so beschränken wir hier unsere Nachrichten auf die Provinzen Paraguay und Tucuman im Ganzen, ohne jedoch bey der Topographie die vollständige Aufführung des Reiches Rio de la Plata, als Gesammtbegriff für diese Sekzionen, deshalb zu unterlassen.

Lage. Grenzen. Grösse.

Die grossen Provinzen Paraguay und Tucuman, mit einer Ausdehnung von mehr als 40,000 Quadratmeilen, liegen zwischen dem 20sten und 40sten ° südl. Breite, grenzen (Ostchili und Südperu dazu gerechnet) östlich an die portugiesischen Besitzungen, nördlich und westlich an Peru, südlich aber und südöstlich an Magellanien und das atlantische Meer. Tucuman liegt im Osten von Chili, Paraguay im Osten von Tucuman. Das ganze Reich Rio de la Plata (zwischen dem 10ten und

40sten ° südl. Breite) dürfte vielleicht über 70,000 Quadratmeilen Flächeninhalt haben.

Natürliche Beschaffenheit. Klima.

Paraguay zeigt, so wie Tucuman, dem Reisenden eine ausserordentliche Verschiedenheit von Boden und Klima. In einer Richtung unermeßliche Felder von 200 Meilen, ohne Baum, ohne Wasser, wenn der Himmel verschlossen bleibt; in einer andern steigen hohe Gebirge empor und ungeheure Waldungen verlieren sich ins Unabsehliche, wiederum zeigen sich Flächen, wo man das geringste Gestein vergebens suchte, da man hingegen in anderen Theilen auf festigten Boden wandernd, schroffe Steingebirge hervorragen sieht. Und wenn man von der einen Seite mehrere Tage in einem fortreiset, ohne sich eines Tropfen Wassers zu erfreuen, so hat man an der andern die stärksten Ströme zu überschiffen, über viele Flüsse zu setzen und die grösten Moräste und Seen zu überwältigen. So würde mithin ein Reisender Paraguay für eine grosse Ebene, der andere für ein Gebirgsland und ein dritter für ein waldigtes, von Seen und Flüssen getränktes Land ausgeben und jeder erzählte dennoch getreu, was er gesehen.

Auf der weiten Strecke von Areciva bis nach Tucuman sah Helms auf 100 Meilen keine Staude; eben dieß ist der Fall gegen die Cordilleren von

Chili hin; dennoch ist dieß kein ödes, todtes Land. Hier ist die Hitze in unserem Herbste unbeschreiblich groß; die Gegenden unweit Saladillo haben ein kaltes, rauhes Klima; achtzehn Meilen weiter gegen Cordova (in Tucuman) findet man gerade das Gegentheil. In dieser Weltgegend haben die Nordwinde eine Wirkung, welche jener in Europa völlig entgegengesetzt ist; da sie nähmlich die heisse Zone durchstreichen, bevor sie hieher gelangen, so bringen sie gleichsam Feuer auf ihren Flügeln in diese Ebenen, und Menschen und Vieh erstickende Orkane. Dagegen ist der Mittags- und Abendwind wegen der Nähe des Südpols aus der entgegengesetzten Ursache sehr kalt, indem er über die eisbedeckten Cordilleren weht und hiedurch den Grad der Sonnenhitze mildert.

Die Fruchtbarkeit, unweit Cordova, contrastirt sehr mit andern Theilen von Tucuman. So ist die Gegend um Rio dolce äusserst dürftig, hier fällt oft in sieben Monathen kein Regen, und alles müßte verdorren, wenn der Rio dolce nicht regelmässig aus seinen Ufern träte.

In den Gebirgen von Tarma fällt nur dreymahl Reif; der dritte ist der strengste und ihm folget jederzeit ein Gewitter mit Donner, Blitz und häufigen Regen. Ueberhaupt sind die Gewitter in Paraguay ausserordentlich häufig. Wenige Meilen von Cordova am Flusse Pucara hört man

oftmahls des Nachts ein heftiges Getöse, gleich Kanonenschüssen.

Die mehr nördlich gelegene Provinz Chaco (von Paraguay) geniesst einer trefflichen Temperatur. Die Hitze des Sommers ist nicht übermässig und die Kälte des Winters vermag nicht die stehenden Gewässer völlig mit Eis zu belegen. Die heftigen Orkane reinigen die Luft, ohne beträchtlich zu schaden. Die Vegetazion ist reich und die Fruchtbarkeit des Bodens so groß, daß der Weitzen 20fältige Frucht trägt. In dieser Provinz findet sich auch ein See, der dem todten Meere von Palästina ähnlich ist.

Gebirge. Gewässer. Produkte.

Seitenzweige der Cordilleren bis nach Tucuman, ein Gebirgsrücken voll edler Metalle, worunter auch das Silber-Bergwerk von Potosi, sind die vorzüglichsten Gebirge. Tucuman selbst ist größtentheils flach, und enthält ausgebrannte Vulkane. In Paraguay finden wir die Vorgebirge St. Maria, St. Anton, St. Andreas, Lobos. Auch sind daselbst, so wie in Tucuman, Goldbergwerke. Nur hauptsächlich nach Osten gegen Brasilien hin, sind diese Länder ausserordentlich bewässert. Die drey Hauptströme, die sich dort miteinander vereinigen, der Paraguay, die Parana und der Uraguay bilden zuletzt, so wie der Ma-

xanon ein wahres Meer von süssem Wasser, das unter dem Nahmen Rio de la Plata oder Silberfluß bekannt ist. Die beyden Vorgebirge, welche die Mündung dieses mächtigen Stromes bilden, St. Antonio in Westen und St. Maria in Osten, sind nicht weniger als 25½ deutsche Meilen von einander entfernt. Ja bey dem Pan d'Azukas mißt das ungeheure Wasserbecken quer über 40 deutsche Meilen. Die Fahrt quer über die Mündung und die Einfahrt in den Strom selbst sind wegen der grossen und zum Theil veränderlichen Sandbänke, die viele Meilen betragen, gefährlich. Die bedeutendsten derselben sind die englische Bank, und die Bank des Ortiz. Die Ebbe und Fluth steigt beym Südwinde auf 100 Seemeilen landeinwärts; dennoch bleibt das Wasser bis auf 60 Meilen vor der Mündung süß.

Der Hauptstrom, der den la Plata bildet, ist die Parana, die in den bisher noch unbekannt gebliebenen Alpen von Brasilien entspringt. Sie läuft von dort gegen Nordwesten und macht bey Quayra, einen bedeutenden Wasserfall, il salto grande genannt. Die Länge seiner Kaskaden soll 12 Meilen betragen, und das Toben dieser Fälle auf einer Weite von 4 Meilen hörbar seyn. Die Parana bildet und vernichtet Inseln in ihrem weitern Laufe, vorzüglich wenn sie im Dezember und Junius das Land überschwemmt. Ihr Hauptzweig, der Paraguay, von welchem die ganze Landschaft

ihren Nahmen führt, entspringt gleichfalls in den Gebirgen, welche sich an die brasilischen Alpen lehnen. Er läuft unter vielen Krümmungen völlig durch mehr als 14 Grade der Breite fort, bevor bey Corrientes sein Nahmen mit dem der Parana zusammenfließt und gehört mithin selbst ohne jenen Fluß, zu den größten Strömen der Erde.

Der Uraguay ist dann der dritte wichtigste Fluß dieser spanischen Besitzungen. Er entspringt unterm 27sten ° am Fusse der südlichen Gebirge von Brasilien und vereinigt sich unterm 31sten ° mit der Parana.

Es wäre ermüdend, die kleinen aus Westen in den Paraguay strömenden Flüsse aufzuführen, die die grosse Ebene von Chaco und Charcas bewässern. Der Pilcomayo, Vermejo, Saloado, Riodolce, Saladellefluß, ferner in Tucuman die kleinen Flüsse Primero, Secundo, Tercero, Quarto und Quinto verdienen angemerkt zu werden. Auch der See Titicacà, mit einer Länge von 60 Meilen und einer Tiefe von 70 bis 80 Klafter an einigen Orten, dann mit mehreren Inseln, und der sogenannte Teufelssee auf einem im tiefsten Walde gelegenen Gebirge, wahrscheinlich der Krater eines erloschenen Vulkans, muß bey dieser Gelegenheit noch erwähnt werden. Ueberdem gibt es hier zu Lande mehrere beträchtliche Sümpfe, z. B. den Xyraes.

Die erstaunliche Abwechslung von Klima und Boden bringt eine grosse Verschiedenheit an Naturprodukten hervor. Paraguay selbst ist, einige Goldbergwerke ausgenommen, arm an Metallen, da hingegen Tucuman mehrere und zum Theile reiche und edle Werke enthält. Helms fand unweit Cordova Bleyglanz, Malahit und Fahlerz. Für das ganze Gouvernement la Plata zählt er 110 Bergwerke, hierunter werden 30 auf Gold, 27 auf Silber, 7 auf Kupfer, 2 auf Zinn und 7 auf Bley gebaut.

Die Berühmtheit des Bergwerkes von Potosi, erheischt hier eine nähere Anführung. Die 4 Hauptadern dieses in Charcas gelegenen Werkes streichen von Norden nach Süden. In den ersten Zeiten blühete das gediegene Silber an mehreren Orten kammförmig über das Gebirge hervor; jetzt hingegen erfordert es tiefere Arbeiten und mühsamere Operazionen. Demungeachtet bestehen die Erzgefälle nur mehr in Pocherze. Helms erhielt aus einem Zentner davon 6 bis 8 Mark Silber. Nur die leichte Gewinnung des edlen Metalls macht Potosi gegenwärtig noch schätzbar, weniger die Reichhaltigkeit. Allein die Spanier gewinnen bey ihrer Behandlungsart des Erzes nur 5 Mark aus einem Zentr. Erz. Groß erscheint daher der Reichthum von Potosi, wenn man bedenkt, daß obgleich nur ungeschickt benützt, dennoch vom Jahre 1574 bis 1637 eine Ausbeute von 450 Millionen

Thaler gewonnen wurde. Der Aufwand, des bey dem Amalgamationsprozesse verbrauchten Quecksilbers betrug in 63 Jahren nicht weniger als 234,700 Zentr.; das dazu nöthige Salz ward aus den Minen von Yocalla, gleich neben denen von Potosi geholt. Von diesem Steinsalz wurden hier täglich gegen 15 Zentr. verbraucht. In jetzigen Zeiten arbeiten 13,000 Menschen an diesem Bergwerke und die königliche Münze von Potosi lieferte jährlich für Rechnung der Krone gegen 600,000 Mark an Silber und 2000 Mark Gold.

Wichtig für Spanien können aber auch die reichlich mit natürlichem Salpeter geschwängerten Felder werden und das allenthalben in Ueberfluß vorhandene Salz. Auch findet man Marienglas; benützt es zu Fensterscheiben und Laternen.

Nach dem Chinabaum, der nur an den Bergen wachset, eine Höhe von meistens 15 Fuß erreicht, ovale, vorne spitzige, und an einzelnen Stielen stehende Blätter, die blaugrauen Blumen aber in Büscheln an den Enden der Aeste trägt, und mehrere Arten mit Rinden von verschiedenem Werthe zählt, nach diesem Baume, der auch hier zu Hause ist, verdienet besonders die Algarova zuerst eine genauere Anzeige; denn sie ist die hauptsächlichste Nahrung der Nationen von Paraguay. Sie hat 2 Gattungen; die weisse und die schwarze.

Die Gestalt der Blätter, Blumen und Früchte sieht sich bey allen ziemlich gleich. Die Blätter bestehen gewöhnlich aus drey Paar grossen, glatten, ovalen Lappen, welche mit einem kurzen Stiele an dem gemeinschaftlichen Hauptstiele festsitzen. Die Blumen wachsen in langen, einfachen, traubenförmigen Büscheln, und sind röthlich oder purpurn, die der weissen Algarova aber gelblich. Der Baum ist groß und stark, der der weissen liefert sogar Holz zum Schiffsbau. — Aus diesem geschmeidigen und dabey sehr festen Holze von violetter Farbe werden fast alle Kiele und Seitenwände der Schiffe gezimmert, die den Paraguay befahren. Die Frucht, oder vielmehr die Schoten, welche in Abtheilungen die braunen Kerne, den Saamen enthalten, sind eine Spanne lang, zollbreit, und haben ein weißliches, zart behäutetes, sehr schmackhaftes Fleisch. Man genießt sie theils roh, theils zerstossen. Die Einwohner von Paraguay bereiten daraus einen gegohrnen Trank oder Chica, der die verlornen Kräfte schnell ersetzt, die Beschwerden der Brust lindert, und man erstaunt, wie geschwind die schwächsten, elendesten Körper sich dadurch wieder ersetzen. Selbst die Pferde und das Rindvieh gedeiht trefflich beym Johannisbrode. Daher steht denn diese Frucht dort in der höchsten Achtung. „Wenn nur erst die Algarova reift, sagen die Abiponer, dann werd' ich schon wieder zunehmen." Auch zählen sie ihre Jahre nach dem Blühen des Baumes. Statt zu fragen, wie alt man sey, sagen sie: „Wie oft hat dir die Alga-

rova geblüht?" Die schwarze Algarova trägt eine kleinere, bräunere Schote mit röthlichen Flecken, ist viel süsser, hat aber roh genossen, etwas Zusammenziehendes; man bereitet daraus Brod, Patay genannt, und bedient sich ihrer auch als Arzneymittel.

Eine dritte Art Algarova gibt zwar kein Nahrungsmittel, dient aber zum Schwarzfärben und aus ihrer Rinde träuft ein Gummi, gleich dem arabischen. Eine vierte Sorte der Algarova gibt einen trefflichen, schweißtreibenden Trank.

Der Baum Caa wächst hauptsächlich in den grossen Wäldern Mbavera von Paraguay, an den Flüssen Mondey und Acanay, gegen 200 Stunden von der Hauptstadt, unter dem 25° der Breite, auf einem leimichten, nassen Boden, wie das Rohr. Der Gestalt nach kommen diese Bäume mit den Pomeranzenbäumen überein, doch übertreffen sie, diese an Grösse und Dicke. Auch die Blätter sind jenen der Orangenbäume ähnlich, nur etwas weicher. Die Blüthe ist klein, weiß, fünfblättricht und dem Kamm einer Traube ähnlich. Der reife Saamen hat mit dem amerikanischen Pfeffer Aehnlichkeit, ist aber in einer Schaale eingeschlossen. Die Blätter dieses Baumes sind durchgehends unter dem Nahmen des Paraguaythees berühmt und machen einen Handelsartikel von erstaunlichem Werthe aus. Die Theesammlung

selbst erfordert mehrere Monathe. Sie wird gewöhnlich von einer Anzahl Spanier, die mit Ochsen, Pferden und Maulthieren versehen sind, unternommen. Man schneidet die Zweige mit starken Messern von den Bäumen und hängt sie über ein gelindes Feuer; sie platzen mit einem Geräusche wie Schießpulver. Die auf diese Art gerösteten Blätter und kleinsten Zweige zerstampft man mit Hölzern zu Staub. Dieß gibt den weniger mühsam bereiteten Thee Yerba de Palos, nach andern Caagnazu genannt. Er ist auch der wohlfeilste. Der Thee Caamiri oder das kleine Kraut, besteht hingegen bloß aus den genau gesäuberten und gerösteten Blättern und kostet doppelt so viel. Man erhöht seinen köstlichen Geruch durch einen Zusatz der zerriebenen Blätter oder auch der Rinde des Baumes Quabyramiri. Dieses Staudengewächs, unseren Wachholderbüscheln ähnlich, trägt eine mispelartige, wohlschmeckende Frucht. Auf seinen Zweigen setzen die Ameisen ein Wachs ab, weisser als Schnee, aber aus kleinen Körnern bestehend, die einen balsamischen Wohlgeruch verbreiten.

Der Verbrauch des Paraguay-Thees (genannt von Maté, dem Gefässe, woraus man ihn trinkt) ist erstaunlich groß. Ganz Peru, Chili und Paraguay trinkt diesen Nektar der neuen Welt. Viele tausend Menschen sammlen und bereiten, viele tausend Maulthiere verbreiten ihn durch ganz Südamerika. Allein bey den schlechten Wegen, bey dem

mühseligen Einsammeln gehen viele Maulthiere verlohren, müssen viele Menschen ernährt werden. Daher gewinnen mehr die Kaufleute, als diejenigen, welche den Thee sammeln lassen. Der Paraguaythee ist jedoch in Europa nicht einzuführen, weil er in Kurzem seinen Geruch, seine Würze und Kraft verlieren soll.

Die Frucht Quembe wächst an einer Liane, aus welcher Stricke und sogar Schiffstaue verfertiget werden. Sie hat die Form einer Melone von mehr als 6 Zoll Länge und wiegt zuweilen 2 Pfund. Die äussere Haut ist gelblich, warzig und mit schwarzen Punkten bestreut. Das Fleisch ist saftig, ungemein süß und sitzt um einen holzigten Stengel, wie etwa der Mais. Sie enthält aber eine Menge kleiner, unmerklicher Stacheln, die man nur erst beym Essen unangenehm gewahr wird. Man darf sie daher nicht lange kauen. Diese Frucht ist angenehm und gesund; es ist unglaublich, wie sehr sie einen durch langes Gehen ermüdeten, schweißtriefenden Menschen erquickt. Der Copaivabalsam wird durch tiefes Einschneiden in die Rinde eines grossen Baumes, von schönem, rothen, festen Holze gewonnen. In 3 Stunden erhält man gegen 12 Pfund dieses hellen, weissen Balsams, der nicht nur äussere Wunden, sondern auch die Ruhr, und andere Beschwerden heilt, und als Firniß von Mahlern gebraucht wird.

Der

Der Anguay gibt hartes, röthliches wohlriechendes Holz, und herrlichen Balsam; der Abatitimbaby schönes, goldgelbes Harz; die Molle schönes Holz, Blätter zum Ledergerben dienlich, wohlriechenden Weihrauch, und eine Frucht, lieblicher als die Algaroba. Auf den Anhöhen wächst der Mbocayay; er trägt Trauben von eßbaren Datteln, woraus man gleichfalls ein Oel preßt, das dem Olivenöl fast gleich zu schätzen ist. Auch erzeugt er Fäden, die stärker als Hanf, den Wilden zu Sehnen ihrer Bogen dienen. Der Quebracho (Axtbrecher), hat ein so hartes Holz, daß die Axt an ihm zerspringt, wenn er nicht im grünen Zustande gefällt wird. Er gibt theils ein buxartiges, theils ein herrlich gemarmortes, porphyrähnliches Holz.

Uebrigens gewinnt man noch aus dem Pflanzenreiche hier Landes: Mais, Obst, Wein, Baumwolle, Indigo, Südfrüchte, Wachs, Honig, Pataten, Zucker, Pfirschbäume, Rhabarber, Vanille, Cochenille, Tabak, viele Holzarten, Sassaparil, Jalappa, Sassafras, Tamarinde, Cacao, Drachenblut rc. Auch enthält es vortreffliche Viehweiden.

Die belebtere Welt dieser Länder ist unerschöpflich. Sie kömmt indeß ziemlich mit der von Peru und Brasilien überein. Das Hornvieh, welches

von einigen wenigen Thieren abstammt, die die Spanier bald nach der Entdeckung des Landes, dahin führten, ist dort von der Grösse des ungarischen, dabey vielfärbig, trägt aber, da es wild geworden, den Kopf hoch und trotzig. Um die Mitte des eben verflossenen Jahrhunderts, war ihre Menge so erstaunlich groß, daß die Reisenden ihren Weg in den grossen Savannen sich nur vermittelst eigener voraus gesandter Reiter durch sie bahnen konnten. Dazumal galt ein Ochse 5 gute Groschen. Man fängt dieß Hornvieh, indem man den Ochsen einen Riemen über die Hörner, während ein Anderer den zweyten Riemen um die Hinterfüsse wirft, ihm sodann auf den Rücken springt, und durch einen Stich in den Hals tödtet. Die Haut wird am meisten geschätzt, und eine kostet 6 Gld.; weniger die übrigen Theile des Thieres; doch dient das Fleisch der ärmern Classe zur Nahrung. Es gibt einzelne Meyereyen, die auf 100,000 Stück Vieh zählen. Der Flecken Yapeyu am Uraguay besaß allein 500,000 und die Mission S. Michael noch mehr. Wie viele aber werden heimlich geschlachtet, oder von feindlichen Indiern erlegt, oder von reissenden Thieren getödtet! Wie ungeheuer ist der Verbrauch, da jeder der geringsten Volksklasse sich einer Ochsenhaut statt eines Bettes bedient, und diese zum Einpacken der meisten Handelswaaren benützt wird.

Der Reichthum an Pferden steht hier dem an Hornvieh nicht nach. Er stammt von den ersten 7

Pferden ab, die die Spanier herüberführten. Sie kommen zwar ihren spanischen Ahnen nicht gleich, können sich indeß mit den meisten europäischen Sorten messen, obgleich sie schlecht gepflegt werden, und größtentheils wild sind. Die Anzahl der letzten übersteigt allen Glauben. Die ganze weite Ebene von Rio de la Plata (sagt Dobrizhofer) auf 200 Meilen weit rings umher, ist ganz mit wilden, umherirrenden Pferden bedeckt. Hievon kann jeder so viel nehmen, als er will. In wenig Tagen bringen etliche Reiter viel tausend Pferde nach Hause.

Jede Klasse der Einwohner bedient sich der Pferde nicht bloß zu Reisen, Spazier-Ritten, und Kirchgängen, sondern auch zum Holz- und Wasserhohlen, zum Kornaustretten, und Mühlgehen. Viele indianische Nationen leben fast beständig auf den Pferden, nähren sich auch von ihrem Fleische; die Spanier schlachten jährlich eine Menge Stuten, nur allein um das Fett zum Gerben der Hirschhäute zu benutzen. Auch an Maulthieren sind Paraguay und Tucuman erstaunlich reich, indem sie nur allein nach Peru jährlich 80,000 Stück verhandeln. Daher halten dann einige Meyereyen grosse Heerden von Eseln, deren man auch im wilden Zustande sehr viele findet.

Endlich hat auch das Land einen Ueberfluß an Wollvieh, welches gleichfalls vom spanischen herstammt. Sie sind zwar ein wenig ausgeartet, ersetzen

aber dieß durch ihre unzählbare Menge. Der Verbrauch des Fleisches ist bey der Gefräßigkeit der Indianer sehr groß, und die Wolle dient fast lediglich zu ihren Kleidungen.

Auch unsere Hunde haben sich in Paraguay so vermehrt, daß sie den Rindviehhandel stark beeinträchtigen.

Die eingebornen wilden Thiere sind hier im Ganzen nicht verschieden von denen, die wir schon bey Peru angeführt haben. Der Tiger ist auch hier das gefährlichste, und der Tapir oder Anta das größte wilde Thier. Löwen, Füchse, Elennthiere, Hirschen, Rehe von der Größe der unsrigen; eine Menge amerikanischer Affen, Cavien, Stinkthiere, Ameisenfresser, Armadilles, welche Fleisch fressen. Der Maulwurf Ytipara, der ein starkes schaudererregendes Getöse unter der Erde verursacht; Strauße, Rebhühner, Papageye, Fische, Krokodille, Wallfische, sind hier ebenfalls zu Hause; kurz die Masse von Thieren ist hier so erstaunlich, daß einige Arten, worunter auch Ratten und Kröten, selbst den Menschen verdrängen. Die schädlichsten Thiere sind aber die ungeheuren Schwärme von Heuschrecken, die Fliegen, die Blutigel, die Holzböcke, vor allem aber die Ameisen, welche gleich den Termiten sich pyramidenartige

Häuser aufführen und Menschenwohnungen, ja sogar Kirchen, unterminiren.

Einwohner.

1) Der Originalbewohner, der Amerikaner. Auch hier, wie in dem schönsten Theile der nördlichen neuen Welt zeigt sich das traurigste Schauspiel für den Beobachter. Eine kaum bestimmbare Anzahl einzelner Menschenstämme oder Familien, ohne festes Obdach, ohne eigne Sicherheit, feindlich gegen einander, ja gegen die gesammte Natur, lebt oft mitten unter den herrlichsten, so reichlich ihnen dargebotenen Gaben in Dürftigkeit, reibt sich unter einander selbst auf, und verschmachtet umringt von unerschöpflicher Fülle. Nur allein in Chaco leben ein halbhundert wilder Volksstämme, welche alle ganz verschiedene Sprachen reden. Und was für Sprachen! In jener der Abiponer kommen einzelne Worte von 20 Buchstaben vor. Und wie mögen die Sprachen von Völkern klingen, die sich Gotocoguediguis oder Lichagotegodegius nennen?

Es ist höchst merkwürdig, wie sich selbst noch jetzt die indischen Nationen dieses ungeheuren Gouvernements gleichsam durch eigene Wahl in zwey Abtheilungen von einander unterscheiden. Es gibt nemlich berittene und unberittene Nationen. Von ersteren sind am bedeutendsten die Abiponer, Macobies, Tobas, Mbayas, Amokobis, Quay-

kuras, Quenoas und Charruas (eine Abtheilung der letzten). Unter den unberittenen Nationen sind die Guaranies, Lules, Ysistines, Homoampas, Vilelas, Chunepies, Yook, Ocoles, Pazaines, Mataquayes, wie auch die vielen Waldbewohner, von welchen die Quajaki besonders merkwürdig sind. Die berittenen Nationen übertreffen aber die unberittenen sowohl an Leibesstärke als an Lebensdauer. Es gibt Nationen dieser Länder, die sich zu beyden Abtheilungen rechnen liessen; dahin gehören die längs den Flüssen Paraguay und Parana hausenden Payaguas, eines der wildesten Raubvölker.

Sie waren vormals mehr auf dem Wasser als auf dem Lande zu Hause; sie nahmen mit ihren grossen Kähnen bedeutende Schiffe der Spanier. Im Schwimmen, Tauchen, Schiffen und Fischen besitzen sie eine kaum glaubliche Geschicklichkeit. Ihre Kriegskähne, welche 40 Mann fassen, höhlten sie ehemals nur allein durchs Feuer und eine steinerne Axt aus, und fuhren auf 400 Meilen von Assumption südwärts in die grosse Parana gegen die Spanier; raubten, mordeten und brannten in ihren Kolonien Alles nieder. Ihre Furchtbarkeit erhöhen sie noch durch gräßliche Zierrathen. In die durchbohrte Unterlippe stecken sie lange Stäbchen von Holz oder glänzendem Metall, die bis zur Brust herab reichen. An das eine Ohr binden sie einen grossen Geyerflügel; den Haaren geben sie einen blutrothen Glanz. Um den

Hals, die Arme und Beine tragen sie Schnüre von grossen Glaskügeln und bemahlen den ganzen Körper mit allerley Farben. Die Weiber bedecken sich sehr anständig mit künstlich gewebten wollenen Zeugen; die Männer gehen nackt; doch sind sie durch die Spanier jetzt in eine Mission vereinigt, und zum Christenthum und einem ruhigen Leben gebracht worden.

Die Guaranier sind die zahlreichste Nation in Paraguay. Sie wohnen größtentheils in grossen Flecken zwischen und an den Ufern der Parana, des Paraguay und Uraguay. Auch sie sind zum Christenthum übergegangen und zugleich den Spaniern, die sich ohne ihre Hilfe nie hätten im Lande behaupten können, mit entschiedener Treue ergeben. In ihren Kriegen bedienen sie sich der Pferde, treiben aber sonst Ackerbau und Viehzucht. Ihre Volksmenge mag sich auf 150,000 Menschen in 30 Ortschaften belaufen. Ihre Sprache ist sehr ausgebreitet, da viele von ihnen noch als Heiden herumstreifen. Auch die Chiriguaner, ein zahlreicher Stamm, der gegenwärtig gegen die Cordilleren hin, ruhig in 5 Dorfschaften lebt, redet guaranisch, und ist zum Christenthum bekehrt worden.

Zu den volkreichen Nationen gehören auch die Guanas, Guajacuras, und Chiquiten. Erstere wohnen in Chaco und sind ein gutmüthiges Volk, die anderen sind aber noch jetzt den Spaniern furchtbar, und beherrschen die Guanas. Die Chiquiten

leben zwischen dem 16 u. 23° s. B., sind groß und wohl gebaut, haben ein längliches Gesicht, gehen fast gänzlich unbedeckt; nur die Caziken tragen eine kurze Weste und die Weiber einen kleinen Schurz. Sie sind wegen ihrer niedrigen Wohnungen berühmt; da diese die Gestalt eines Backofens haben und eine so enge Oeffnung, daß sie hineinschlüpfen müssen, so haben sie davon ihren Namen erhalten. Für öffentliche Zusammenkünfte errichten sie indeß eigene grosse Häuser. Die Weiber werden zwar nicht wie Sklaven behandelt, besorgen aber dennoch die ganze Haushaltung. An den Tänzen nehmen sie Theil, schliessen aber einen eigenen Kreis um die tanzenden Männer. Zur Musik hiebey werden zwey Flöten von jungen Chiquiten geblasen. Ein grosser Theil von ihnen ist jetzt getauft. Im Jahre 1767 enthielten ihre 10 Ortschaften 24000 Seelen.

Unter den berittenen Nationen gehört eine der ersten Stellen den Abiponern, von welchen wir die umständlichsten Nachrichten haben. Wenn gleich an keinen festen Wohnsitz gebunden, stellen sie dennoch ihre Streifzüge nur innerhalb gewisser Grenzen zwischen dem Rio Vermajo, St. Fe, der Parana und Cordoba an. Diese Nation zeichnet sich durch einen vorzüglich hohen Wuchs aus, und man findet unter ihnen Modelle des schönsten männlichen Körperbaues. Ihre Physiognomie ist einnehmend und regelmässig, die Nase gebogen und gut gebildet, das Auge schwarz, aber klein, die Farbe bräunlich; das

andere Geschlecht jedoch ist viel weisser. Das Haar ist, wie bey allen hiesigen Nationen dick, kohlschwarz und lang. Das Barthaar hingegen äusserst dünn gesäet; dennoch reissen auch dieses eigene Frauen aus, und sie dulden überhaupt kein Haar am Leibe, selbst jenes an der Stirne reissen sie weg und scheeren das übrige rund; nur die christlichen tragen einen Zopf. Den Wittwen wird das Haupthaar gänzlich abgeschoren, als ein Zeichen der Trauer. Dafür tragen sie sodann eine von schwarzen und grünen Fäden gewebte Kappe bis zu einer zweyten Verheurathung.

Die Abiponer sind sehr stark, gewandt und dauerhaft. Die stete Bewegung erlaubt ihnen nie fett zu werden; alles ist bey ihnen Sehne und Muskel. Oft reiten sie mehrere Wochen auf ihrem Sattel vom härtesten Leder, ohne Steigbügel und werden nie wund; ja bey anhaltendem Reiten wird das Pferd selbst wund, der Reiter nicht. Nach dem längsten Ritte werfen sie sich auf den feuchten Boden nieder, bringen darauf die Nacht, ja oftmals viele Tage in heftigen Regen zu, ohne zu erkranken. Sie schwimmen über die größten Flüsse; selbst in den Wellen der grossen Parana sieht man von ihnen oft nur die Köpfe über dem Wasser, und hiebey plaudern und scherzen sie mit einander. Durch anhaltende Uebung bringen sie es früh zu einer erstaunlichen Gefühllosigkeit gegen jeden physischen Schmerz.

Bey ihrem Reiten zeigen sogar neunzigjährige Greise die größte Gewandheit; schwingen sich ohne Steigbügel aufs wildeste Pferd, stehen darauf aufrecht, um den Feind auszuspähen und erdulden jede Beschwerde mit leichtem Muthe. Ebenfalls besitzen sie grosse Behendigkeit und die schärfsten Sinne; ihr Wohlbefinden dauert bis ins höchste Alter; selbst die Aeltesten nehmen noch ihre weissen Zähne und oftmals ihr schwarzes Haar mit ins Grab.

Diese treffliche Leibeskonstitution verdankt aber der Abiponer seiner ganzen Lebensweise und Erziehung. Keine Art von Ausschweifung in der Wollust ist ihm bekannt; auch heurathet er nie vor etlichen zwanzig Jahren und bleibt seiner, auch weniger jungen, keuschen Gattin aufs Strengste getreu; so erzeugen Starke wiederum Starke.

Sogar im Aeussern bezeugen sie die größte Schamhaftigkeit. Nie wird man junge Mädchen mit Jünglingen nur zusammen finden. Beyde Geschlechter sind von früher Jugend gewohnt, sich fast täglich zu baden. Da hat jedes einen eigenen, unverletzlichen Bade-Platz. Die Mutter tränkt ihr Kind selbst, badet es sofort nach der Geburt in kaltem Wasser, schlägt es nachlässig in altes Zeug, oder in eine Otterhaut und läßt es frey auf dem Boden umherkriechen. Keine Windeln, keine enge Kleidung beschränken den freyen Gebrauch der Glieder, oder erschweren die Funkzionen der inneren Theile.

Auf ihren Zügen zu Pferde, denn die Weiber reiten eben so wie die Männer, legt die Mutter das Kind in einen Sack von wilder Schweinshaut, der zur Seite des Pferdes neben jungen Hünden und Kürbissen herabhängt. Bey dem häufigen Baden übt sich die Mutter zugleich im Schwimmen, drückt mit der einen Hand den Säugling an die Brust, und rudert mit der andern. Erreicht das Kind nur einige Grösse, so wirft sie es in den Fluß und lehrt es hiebey selbst schwimmen. Kaum über die erste Zeit hinaus, sieht man schon die Knaben mit ihren kleinen Gewehren, Bogen und Pfeil, auf Vögel und andere kleine Thiere Jagd machen, wie auch nach dem Ziele schiessen. Sodann fangen sie bereits an, sich aufs Pferd zu schwingen, und Wettrennen unter einander zu halten. Bey dieser Erziehung ist ihre Nahrung sehr einfach. Wasser der Flüsse und Moräste, ist ihr Getränk; frisches Wildpret, Vögel und Fische, höchstens etwas geröstet, nie gekocht, ihre Speise. Doch sind sie im Zustande der Ruhe nicht immer so mässig.

Seine Wohnung findet dieser starke Mensch aller Orten selbst noch leichter als seine Nahrung. Eine Decke von Binsen bildet das Haus. Zwey Stangen stecken in der Erde; hieran befestigt er die Decke, und schlägt sie bey übler Witterung zwey bis dreymahl zusammen. Um dieses leichtfügige Gezelt wird in schlimmer Jahrszeit ein Graben gezogen, worin sich das abfliessende Wasser sammeln kann. Die

Pferde werden völlig frey auf die Weide geschickt; um sie aber bequem wieder zu finden, gesellt man ihnen eine sehr zahme Stutte mit einem Glöckchen am Halse zu.

Sind ihre Häuser einfach, so sind es ihre Fahrzeuge noch mehr. Eine starke, haarigte, unzugerichtete Ochsenhaut, wird an den vier Seiten etwa vier Spannen hoch aufgestülpt, und durch Riemen in solcher Stellung so lange aufrecht erhalten, bis sie diese Form dauerhaft annimmt. Auf dem Boden dieser Pelotas, wie die Spanier sie nennen, legt man das Gepäck; in der Mitte steht der Eigenthümer, um das Gleichgewicht zu erhalten. Ein Schwimmer faßt einen an die Haut gebundenen Strick zwischen die Zähne und zieht, indem er über den Fluß mit seinen Armen hinüber rudert, das einfache Fahrzeug nebst der Ladung ans jenseitige Ufer.

Die Kleidung und der ganze Hausrath des Abiponers ist eben so einfach. Ein viereckiges Zeug oder bey kälterer Witterung zusammen genähte Otterfelle werden über die Schulter geworfen und zuweilen noch darüber ein weiter Mantel, der unterm Halse zusammengeknöpft ist. Ein solches einfaches Gewand ist aus Wolle von den Weibern gewebt und mit verschiedenen Farben bemahlt. Schuhe, Strümpfe und Beinkleider sind ihnen unbekannt. Auch der Kopf ist gewöhnlich unbedeckt, doch tragen einige auf langen Reisen eine rothe wollene Binde. In den

letztern Zeiten haben sie indeß angefangen, unsere Hüte zu schätzen. Die Kleidung der Weiber weicht nicht sehr von der männlichen ab, nur ist alles nach der Verschiedenheit ihres Körpers etwas anders eingerichtet. Ihr eigentlicher Putz besteht in Figuren, die sie der Haut einätzen, also in Tatowiren, daher sind sie bunt wie Türkische Tapeten an Armen und Beinen.

Ihr Hausrath, der so wie die Garderobe, die Arbeit ihrer fleissigen Weiber ist, besteht aus einigen erdenen, gebrannten und bemahlten Töpfen; auch führt jede Abiponerinn auf der Reise, eine Art hölzernen Spaten mit sich, deren man sich zum Ausgraben der Wurzeln, und in der Noth selbst als Waffe bedient. Auf ihren Zügen fehlt es nie an einer Menge Hunde, die gleichsam die ganze Caravane erhalten; sie treiben das Wildpret und die Strauße auf, deren Kopf und Eingeweide ihren Unterhalt ausmacht. Der Abiponer fühlt den Werth dieser Thiere, und behandelt sie auch darnach.

Die gegenwärtig durch innere Zwiste, Kriege mit den Spaniern, Kinderblattern, und die Gewohnheit der Weiber, ihre Frucht zu tödten, bis zur Unbedeutendheit herabgesunkene Nation der Abiponen, der es übrigens an Geistes-Anlagen keinesweges gebricht, ist in drey Unterabtheilungen oder Stämme getheilt; in die Rikahe (sie leben auf offenem Felde), in die Nakaigetergehe (die hauptsäch-

sich in Wäldern wohnen) und in die Yaaukanigga (welche eine eigene Nation bildeten, aber durch die Spanier fast gänzlich aufgerieben wurden.) Sie sind den Spaniern noch gefährlich, und wären furchtbar, wenn nicht viele durch die Missionäre getauft, eine ruhigere Lebensart in Pflanzstädten gewählt hätten.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Hauptnation von Paraguay, die Guaranier, durch die Jesuiten vielartige Fertigkeiten in den Künsten erlangt haben. Ihre Fähigkeiten wurden so weit ausgebildet, daß man in den Ortschaften derselben geschickte Tonkünstler, Instrumentenmacher, Mahler, Bildhauer 2c. antraf. Sie lernten fertig Schreiben, sie druckten und gossen sich hiezu die Lettern selbst. Auch zeigten sie ein ausserordentliches Gedächtniß. Erfindungskraft, Genie scheint ihnen jedoch fremd. Tiefere Denkkraft oder nur Anstrengungen im Nachdenken, ist gleichfalls nicht ihre Sache. Religion darf man ihnen keine zutrauen; denn um die Zukunft kümmern sie sich nicht, und der Begriff einer speziellen Vorsicht ist ihnen sogar zuwider. Dennoch aber herrscht bey diesen Indianern viel Aberglauben. Die Abiponier halten die Plejaden für das Bild ihrer Vorfahren. Da nun dieses nördlichere Gestirn im südlichen Amerika einige Monathe nicht sichtbar ist, so sagen sie: ihr Großvater sey krank. Sie fürchten seinen Tod und feyern daher seine Wiedererscheinung durch ein eigenes Plejadenfest. Sie haben Schwarzkünstlerinnen, glauben an

Wahrsagereyen, schreiben selbst Naturerscheinungen der Wirkung von Zauberern zu, u. dgl.

Zwar haben die Missionairs sehr vieles dazu beygetragen, den vielartigen Aberglauben dieser Volksstämme zu vermindern und die Schwarzkünstler zu vertreiben, dennoch sind ihnen stets noch viele lächerliche Gebräuche übrig. Der Vater ist z. B. für jede Unpäßlichkeit seines neugebornen Kindes verantwortlich; denn man glaubt, daß jedes Ungemach, das ihm zustößt, auch dem Kinde schade.

Aus dem Freudenfeste bey der Geburt eines Sohnes ihres Kaziken sollte man schliessen, daß die Nation der Abiponer nur erbliche Oberherren anerkenne; dieß ist der Fall bey den Guaraniern, aber nur selten bey den Abiponern. Zwar geben sie zu Zeiten dem Sohne die Stelle des Vaters, im Fall er ein vorzüglicher Krieger ist, allein oft wählen sie ihre Oberhäupter aus einer ganz andern Familie. Dennoch haben sie einen Adel, und halten selbst viel auf adeliche Abkunft. Seit der Bekanntschaft mit den Spaniern, tituliren sich ihre Vornehmen Capitan, und wissen sich viel auf diesen Titel. Selbst Frauen, ja alte, ganz verarmte Weiber hört man mit vielem Stolze sagen: Aym Capita, ich bin vom Adel. Dieß ist aber desto sonderbarer, je weniger im Grunde dieser Adel und selbst die Regenten in Ansehen stehen. Ihren Befehlen oder Entscheidungen bey Zwistigkeiten, gehorcht

das Volk nicht; es folgt aber wohl ihren Eingebungen.

Die Caziken (bey den Guaraniern Abarubicha, bey den Abiponern Nalareyrát) sind eigentlich nur zum Kriege gewählte Anführer. Der tapferste und freygebigste Capitain, hat daher die meisten Leute. Da diese Nationen die Spanier als unrechtmässige Besitzer ihrer Länder ansehen, so befinden sie sich fast beständig mit den Europäern im Kriege. Ihre Hauptfehde besteht jedoch nur im Ueberfall von Kolonien und Städten, im Raube des Viehs, Ermordung oder Gefangennehmung der Einwohner. So stark und rüstig gebaut aber auch der Abiponer ist, so ist er doch furchtsam; er unternimmt nie einen öffentlichen Zug. Fast alles wird wo möglich bey Nacht vorbereitet, und geschieht in der Morgendämmerung, jedoch niemals ohne die Stärke des Feindes, genau ausgekundschaftet zu haben.

So wie bey den nördlichen Wilden wird auch hier der Krieg nur bey Gelagen, daher gewöhnlich im Rausche beschlossen. Pünktlich halten sie indeß Alles, was sie bey ihrem Trinken zusagten. Sie kommen an dem festgesetzten Tage (meistens nach dem Mondenlaufe bestimmt), genau zusammen. Jeder Abiponer führt, um abwechseln zu können, drey Pferde mit sich, aber niemals Proviant oder

Waf-

Waffen. Der Ueberfluß des Wildes und der Vögel bietet ihnen aller Orten sichere Nahrung.

Eine Lanze von 5 bis 6 Ellen, aus dem eisenharten Holze [illegible], sauber geründet und an beyden Enden stark gespitzt; ein fast gerader Bogen von beynahe 6 Fuß mit einer starken Sehne von Fuchsdärmen oder starken Palmfäden, nebst befiederten, aber niemals vergifteten Pfeilen, mit einer Spitze bald von Eisen bald von Knochen, sind ihre hauptsächlichsten Waffen. Die Stärke des Bogens nöthigt Viele, sich einer Art hölzerner Handschuhe zum Bogenspannen zu bedienen. Um Vögel lebendig zu erhalten, brauchen sie Pfeile mit hölzernen Kugeln an der Spitze. Stehen zwischen ihnen und den Gegnern Zweige, so schießen sie ihre Pfeile in einem Bogen. Auf ähnliche Weise setzen sie hölzerne Gebäude in Brand, indem sie die Spitze des Pfeiles mit brennender Baumwolle versehen.

Verschiedene der dortigen Völker, bedienen sich auch der Schleuder, andre hingegen führen weit gefährlichere Waffen. Sie bestehen aus drey starken runden Steinen, die in einer ledernen Schlinge fest gemacht sind. Mit eben so grosser Geschicklichkeit und Genauigkeit als Stärke, schleudern sie diese gegen ihren Gegner, und zerschmettern ihm hiemit den Kopf oder die Glieder; ja sie tödten hiemit auf einen Wurf einen starken, wilden Ochsen. Auch die Spanier reiten hier selten, ohne ein solches furcht-

dares Geschoß am Pferde herabhängen zu lassen, sie nennen sie las bolas.

Bevor sie den Feind angreifen, streichen sie ihr Gesicht mit mehrern Farben an, setzen, um sich ein furchtbares Ansehen zu geben, Kronen von Federn, ja ganze Hirschgeweihe auf; aus Erfahrung weiß man aber, daß gerade die Furchtsamsten sich am schrecklichsten ausstaffieren. Die Caziken tragen auch ausser den Kriegszeiten eine rothe, mit Metallstücken besetzte Kopfbinde.

Es ist kaum glaublich, wie sehr diese Wilden unser Feuergewehr fürchten. Oft haben wenige Spanier ganze Horden streifender Abiponer nur allein dadurch abgehalten, daß sie ruhig ihr Gewehr, bald gegen den einen, bald gegen den andern richteten, ohne zu feuern. Haben diese Indianer jedoch einmal die Oberhand gewonnen, dann würgen und rauben sie in der ersten Wuth, was sich ihnen darbietet, skalpiren auch wie die Nord-Amerikaner, und bringen die Kopfhäute in ihre Heymath. Dennoch führen sie viele Gefangene, besonders junge Leute mit sich fort; behandeln sie sehr gütig, und nehmen sie gleichsam in ihre Familien auf; ja sie entziehen sich selbst manches, um ihren Gefangenen nichts abgehen zu lassen. Daher werden ihnen diese so zugethan, daß sie gegen ihre eigenen Landsleute, die Spanier, grausamer wüthen, als die Indier selbst.

Die Siege werden durch grosse Trinkgelage gefeyert, wobey es nicht ganz ungewöhnlich ist, sie aus den Hirnschädeln der Erschlagenen, ihren Meth oder den gegohrenen Saft von Johannisbrod und Mais, trinken zu sehen.

Ist ein Cazike gestorben, so trauern alle Männer durch Abschneiden des langen Haupthaares und feyerliche Todtenmahle; die Weiber aber erheben ein Klaggeschrey. Man darf unter ihnen nie den Nahmen eines jüngst Verstorbenen nennen. Sie wickeln übrigens ihre Leichen in eine Ochsenhaut und begraben sie in den Wäldern. Bey den Gräbern der [illegible] erstechen sie einige Pferde, und stellen diese nebst verschiedenen Lanzen um das Grab, setzen auch, wie bey dem Grabe jedes andern Abiponers, einen Topf daneben. Alles dieß ist aber eine Anspielung auf die Zukunft, im Fall nähmlich der Verstorbene in jener Welt trinken, reiten oder jagen wollte.

Die Nation der Mbayas senkt ihre Todten in grossen erdenen Gefäßen in der Stellung des ungebohrnen Kindes in die Erde.

Im südlichen Tucuman befinden sich ausser diesen Nationen noch zwey andere Volksstämme, die Malutscher und Pueltscher, von denen uns nähere Nachrichten fehlen.

[illegible] Der Fremde, [illegible]. Kaum wird es nothwendig seyn, über die in Paraguay, und Tucuman angesiedelten Europäer und Neger, mit ihren Descendenten etwas zu sagen, da diese Länder mit Peru und Chili auf ähnlichen Fuß eingerichtet sind. Indessen findet sich, oder vielmehr es fand sich vormals bis 1768 hier eine Anordnung, wodurch sie sich von den übrigen Colonien der Spanier in Südamerika auszeichneten.

Seit mehr als zwey Jahrhunderten hatte nämlich die Gesellschaft der Jesuiten sich dieses Land vorzugsweise zu ihren Missionen gewählt. Sie hatten dort eine grosse Anzahl Missionen oder Flecken angebaut, worin die getauften oder wenigstens von ihnen unterrichteten Indianer wohnten. Diese Ortschaften waren oft wichtiger als die Städte der Statthalter. Sie erstreckten sich über alle Gouvernements von la Plata. Nur allein in dem eigentlichen Paraguay lebten in dreyßig Missionen 141,252 Guaranier; und diese Provinz hieß daher vorzugsweise Terra Missionum, Doctrinas.

Unstreitig (sagt Zimmermann) war es die auffallende Wirkung, die die Lehre und Behandlungsmethode der Jesuiten auf die rohen Nationen hervorbrachte, wodurch die spanische Regierung veranlaßt wurde, diesen Vätern so große Vorrechte dort zuzugestehen. Jede Mission hatte, wie die Ortschaften im Mutterlande, ihren Gouvernador,

ihren Regidoren und Alcalden. Der Gobernador wird von den Indianern selbst gewählt, und von dem Pfarrer (Jesuiten) bestätigt. Diese Wahlen geschahen mit gleichen Feyerlichkeiten in den Kirchen; so wurden auch die Unterbedienten dort von den Indiern gewählt; allein alle diese durften ohne Zuziehung und Billigung des Pfarrers kein Vergehen bestrafen. Grosse Verbrechen, z. B. Morde, kamen, was merkwürdig genug ist, fast gar nicht vor, und es ist unläugbar, daß die Behandlung der Indier durch die Jesuiten hieran einen so löblichen Antheil hatte. Sie behandelten diese rohen Menschen mit vieler Sanftmuth; sie brachten ihnen, nachdem sie die dortigen schweren Sprachen erlernt hatten, Menschlichkeit und selbst einen hohen Grad von Gutmüthigkeit und Uneigennützigkeit bey. Die meisten Vergehungen wurden durch Gefängniß oder Fasten bestraft, und es war ein äusserst seltner Fall, daß man körperliche Strafe, nehmlich einige Peitschenhiebe, nothwendig fand. Der Geistliche hielt stets vor der Bestrafung eine Rede voll Sanftmuth, wodurch der Verbrecher sich von der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit der Strafe selbst überzeugt fühlte. Daher küßten ihm die Indier sogar nach der Bestrafung noch die Hände, daß man sie so schonend behandelt habe. Von diesen Strafen waren aber selbst ihre Alcalden, Corregidoren nicht ausgenommen. Sie zeichneten sich vor den übrigen Indiern nur durch bessere Kleidung aus, womit sie die Väter beym Antritt ihres Amtes beschenkt hatten.

In allen Ortschaften waren Schulen, wo die Knaben lesen und schreiben lernten; sie erhielten Unterricht in der Mahlerey und Musik, lernten auch Latein; in Beyden brachten sie es oft ziemlich weit. Ebenfalls sah man daselbst Werkstätte für viele Handwerker, z. B. Zimmerleute, Maurer, Schlösser, Tuchmacher, Bildschnitzer, u. dgl. Diese arbeiteten täglich unter Aufsicht eines Coadjutors, und die schönen Kirchen, die Altäre, die Orgeln nebst allen Verzierungen sind die Werke der, aus diesen Anstalten hervorgegangenen Indier.

Unter der Aufsicht der beyden Geistlichen, denn jede Ortschaft hatte einen Pfarrer und einen Vicar, bauten die Indianer das Land; sie bauten Waizen, Reis, Mais, Baumwolle; etwas Zucker und Indigo, viel Tabak, und besonders den Paraguay-Thee. Einige Pfarrer pflanzten auch in ihren Gärten Nopaleen (Cactus Opuntia), besetzten sie mit Cochenillenwürmern, und zogen daraus eine beträchtliche Quantität dieses Produkts. Das andere Geschlecht lernte nähen, stricken, und spann die ihm wöchentlich zugetheilte Baumwolle. Die Jesuiten fingen ihren Tag schon Morgens um 5 Uhr an, hielten, nachdem sie eine Stunde mit ihrer Privatandacht zugebracht hatten, die Messe, und arbeiteten sodann mit den Corregidoren, um sich von Allem zu unterrichten, besuchten sodann die Schulen und Werkstätten. Das Volk ging um 8 Uhr an seine Arbeit, und die Corregidoren hielten die-

bey genaue Aufsicht. Um halb 6 Uhr Nachmittags kam es zusammen zum Gebet, küßte den Vätern kindlich die Hände, und erhielt dagegen von ihnen eine Unze Paraguay-Thee und vier Pfund Rindfleisch für jede Familie von acht Menschen. Der Sonntag blieb für den Gottesdienst und für Volksvergnügungen.

Die Indier hatten in soweit kein Privateigenthum, auch bedurften sie dessen nicht; denn sie erhielten alle Nothwendigkeiten des Lebens, und selbst ihre Häuser waren gut eingerichtet und mit Hausrath wohl versehen. Das Ganze machte hier eine grosse Familie aus, wovon die Jesuiten Vorsteher oder Väter waren. Auch fanden sich eigene Häuser (Boateria), worin Arme und Abgelebte, so wie auch schwache Weibspersonen versorgt wurden. Das Volk mußte für diese Häuser eigene Äcker bearbeiten.

In besondern Magazinen bewahrten die Väter Munition und andere Waffen, Pulver und Blei. Es übten zuweilen ihre Zöglinge militärisch, um sie in der Noth gegen die wilden Nationen, die sie überfielen, aufführen zu können. Ferner waren bedeutende Waarenlager, vorzüglich von europäischen Eisenwaaren, von Glas und andern häuslichen Bedürfnissen, so wie von Rosenkränzen, heiligen Bildern u. d. gl. Der Wein ward besonders aus Chili gezogen; doch gibt es auch hin und wie-

der, z. B. bey Cordova, Rioja in Tucuman einigen Weinbau.

Die Jesuiten hatten nun den wichtigen Handel mit dem Paraguay-Thee von weit über einer Million Thalern in Händen, so wie den Handel mit den vielen tausend Ochsenhäuten, (die ganze Summe des dort lebenden Hornviehs wird über zwey Millionen geschätzt); ferner standen ihnen 150,000 Maulthiere und Pferde, so wie auch die Baumwolle zum Umsatz zu Gebote. Man rechnete, daß aus jeder Missionsortschaft 2000 Aroben (zu 25 Pfund) jährlich ausgeführt wurden.

Dieß war der wahre Zustand des sogenannten Reiches der Jesuiten in Paraguay. Noch jetzt haben sich Ueberreste ihres wohlthätigen Einflusses auf Land und Menschen erhalten. Der unpartheyische Beobachter, nicht achtend der Stimme der Leidenschaften, bedauert die Unterbrechung oder vielmehr die Vernichtung einer Bildungsanstalt, welche nicht nur für Spanien selbst, sondern für die ganze Menschheit so reiche Vortheile gewährte. Und wahrscheinlich ist der erträgliche Zustand dieser spanischen Kolonie noch gegenwärtig das Resultat der Bemühungen eines Ordens, der sich vorzüglich hier von einer schönen Seite zeigte. — Wir verweisen auch übrigens in Ansehung des Zustandes von La Plata auf die skizzirten Nachrichten von Peru, welche sich auch hier anwenden lassen, und fügen nur die

[illegible] daß der gegenwärtige Populationsstand des spanischen Südamerika [illegible] Menschen betrage, wovon auf Peru [illegible] gerechnet werden.

Eintheilung und Topographie.

Das Reich Rio de la Plata zerfällt in die Provinzen: Rio de la Plata, Buenos Ayres, Paraguay, Tucuman, Potosi, St. Cruz de la Sierra und die Gebiete von St. Juan und Mendoza. Sie sind in den drey Haupttheilen enthalten, welche hier folgen.

1.) Südperu. Wo die Städte: St. Cruz de la Sierra, Sitz eines Bischofs; Plata oder Chuquisaca, volkreiche Hauptstadt der Provinz Charcas am Cachimayoflusse, Sitz einer Audienz und einer Universität. Potosi mit [illegible] Einwohnern, und sehr ergiebigen früher geschilderten Silberbergwerken. Oruro.

2.) Tucuman. Hier bemerken wir die Städte Cordova (oder Cordoua) del Tucuman, nicht weit vom Fluße Segundo, mit [illegible] Einwohnern, worunter 4000 Negersklaven, [illegible] freye Creolen und Europäer, unter welchen letztern sehr wohlhabende Handelsleute sind; der Sitz eines Bischofs, hat 5 Mönchs- und 2 Nonnenklöster, 2 Colegios, deren eines mit dem Titel Universität,

unterhält Handel mit Maulthieren; verfertiget wollene Decken. St. Jago del Estero, am Flusse Dolce, mit einem prächtigen, nun unbewohnten Jesuitenkollegium, liefert wollene Teppiche. Miguel, ein Städtchen, handelt mit Maulthieren und Zugstieren; hat einige Nahrung auch von Karrenfabrikazion. Salta del Tucuman, auch San Felipe el Real genannt, eine Stadt, in welcher der Sitz des Gouverneurs ist, mit 9000 Einwohnern, jährlichen grossen Viehmärkten, Maulthier- und Pferdhandel nach Peru. Das Städtchen Jujui treibt starken Rindviehhandel. In dessen Nähe befindet sich ein ausgestorbener Vulkan. Die Stadt Tucuman selbst ist unbedeutend.

3.) Spanisch-Paraguay mit der Bay von Barragan. Diese Abtheilung zerfällt in die Provinzen Paraguay, Rio de la Plata und Buenos Ayres.

Paraguay nebst der Landschaft Chaco, wo die Hauptstadt La Assumption am Paraguay liegt. Sie hat einen guten Ankerplatz, wodurch der Handel sehr erleichtert wird, ist übrigens schlecht gebaut, hat krumme Gassen, und [illegible] Menschen, Spanier, Neger und Mulatten. Dennoch war hier ein Collegium der Jesuiten, und befindet sich jetzt ein Bischof und eine Audienz. Die meisten Spanier leben ausserhalb der Stadt auf grossen, viehreichen Meyereyen. Viele Einwohner

sind durch den Speditionshandel von Buenos-Ayres nach Potosi vermittelt. Charcas, der Sitz eines Statthalters und eines Erzbischofs. Die Stadt Corrientes in der Gabel des Parana und Paraguay ist durch diese Lage im Besitze des trefflichsten Handels mit Thee und Brennholz aus den grossen Waldungen. Montevideo, 40 Stunden über der östlichen Mündung des la Plata, hat einen sehr guten Hafen, eine Festung und einen eigenen Gouverneur.

Rio de la Plata (Silberfluss) am Nieder-Platafluss, wo die Städte: St. Fe, am Flusse Plata, treibt nicht unbedeutenden Handel, besonders mit Paraguaythee, Monte Video, eine Festung mit einem vortrefflichen Hafen für kleine Schiffe, am Rio de la Plata, treibt starken Handel mit verschiedenen Landesprodukten, vornähmlich mit Rindshäuten.

Buenos Ayres (d. i. gesunde Luft), an beyden Seiten des Rio de la Plata, am atlantischen Meere, wo die Stadt Buenos Ayres oder Nostra Sennora de Buenos Ayres, am Ausflusse des Plataflusses, nächst Lima die zweyte Stadt in Spanisch-Südamerika, Hauptstadt und Residenz des Vicekönigs, Haupthandelsplatz mit 3000 Häusern und 40,000 Einwohnern, der Sitz eines Bischofs, einer Akademie, hat eine mathematische Schule (Escuela de Geometria.

Perspectiva, Arquitectura, y [illegible] Escuela de Dibuxo); auch patriotischen Verein zur Beförderung des Ackerbaues, viele Klöster für beyderley Geschlecht; einen vortrefflichen [illegible], eine mittelmässig befestigte Citadelle, treibt guten Handlung, hat wachsende Industrie. Um die Stadt sind schöne Landhäuser und Fruchtgärten erst neulich angelegt. Die Kolonie St. Sagramento am La Plata, Aufenthalt sehr reicher Kaufleute, mit einem verschütteten Hafen.

Gewöhnlich rechnet man auch zu den Spanischen Besitzungen:

Magellanien oder Patagonien.

Nahme. Lage. Grenzen. Größe.

Es ist die südliche Halbinsel von Amerika, über welche die Spanier die Herrschaft zu haben behaupten; ohne daß jedoch die Eingebohrnen etwas davon wissen. Dieses Gebiet ist durch den Rio Negro vom Königreiche la Plata, gegen Westen von Chile, gegen Südwest und auf den übrigen Seiten vom Meere begrenzt. Es liegt zwischen dem 38sten und dem 52sten Grade der südlichen Breite, und hat von seinen Bewohnern, einem alten Gegenstande der Aufmerksamkeit in Europa, dann von Magelhan, seinem Entdecker im Jahre 1520, den Nahmen erhalten, und sein Flächeninhalt bet-

trägt mehr als 3000 Quadratmeilen. Eine 35 Meilen breite, sich stark krümmende, von Magelhan entdeckte und nach ihm benannte Meerenge, die durch viele Klippen und Sandbänke der Schiffahrt gefährlich wird, trennt Patagonien von der Insel del Fuego.

Klima, Boden, Bewässerung, Produkte.

Hohe, beschneyte Gebirge, der Anfang (oder das Ende) der Anden, breiten sich in nördlicher und nordöstlicher Richtung durch das Land aus. Mehrere Gegenden sind dürre Sandflächen, vornähmlich nach der Ostküste zu. In andern Strichen würde der Boden fruchtbar seyn, wär' er nur angebaut. Moräste und Sümpfe nehmen die Stellen des Fruchtlandes ein. Im Ganzen ist es also ein ödes, unwirthbares Land, einen grossen Theil des Jahres hindurch, vornähmlich im Süden, mit Schnee und Eis bedeckt. Die Luft ist rauh, der Winter sehr kalt, der Himmel selten heiter, die Küsten neblich und das Toben der Stürme gräßlich. Eine zur Beschaffenheit des Klimas des südlichsten Theils von Amerika gehörige Erscheinung ist das Südlicht, welches sich so glänzend und farbenreich als das Nordlicht zeigt.

Die hieher gehörigen Flüsse sind der Rio Negro und der Gallego, der aus dem See Co-

ragnape hervorgehen soll, er ergießt sich, wie man aus den Berichten entnehmen kann, in das atlantische Meer. Im Lande sind mehrere Salzseen, so wie es überhaupt reich an natürlichem Salpeter ist. Gegen Süden sind verschiedene Gebirge, worunter ein Vulkan.

Obgleich die Vegetazion in diesen Gegenden von Erstorbenheit zeugt, so ist das Land doch nicht ganz ohne Abwechselung und Fruchtbarkeit. In den Thälern gibt es gute Viehweiden, kleine Waldungen; auch gedeiht nebst mehreren antiscorbutischen Kräutern hier der Zimmtbaum, welcher statt 50 nur 20 Fuß in Patagonien erreicht. Die Südpolarbirke erreicht 30 bis 40 Fuß. Falconer erzählt hier von einer Fichte, die von dem Gipfel bis gegen die Wurzel hin mit geraden Linien bezeichnet sey, welche man nur nach der Länge des Baumes mit Keilen einzutreiben brauche, um den Baum in starke Bretter zu trennen, die sogar in nicht geringem Grade glatt seyen. Diese Fichte findet sich vorzüglich im Lande der Huilliches, eines patagonischen Stammes, unweit der Andes und man verführt von selber zur Bay St. Mathias viel Schiffbauholz.

Wildes Hornvieh, Guanaken, Hasen und Füchse verschiedener Art, Muffeten oder Stinkthiere, deren Felle von den Patagonen zu Kleidungsstücken verwendet werden, Condoro

Adler, Geyer, Eulen, Tauben, Enten, Fasane und Rebhühner findet man auch.

Einwohner.

Die Puelches und Cunches, welche in Patagonien herumstreifen, nebst den Huilliches, den Moluchen, finden sich bey Chili und Paraguay geschildert, wo sie eigentlich zu Hause sind.

Hier kömmt vorzüglich die Nazion der Tehuelhets zu betrachten, welche unter dem Nahmen der Patagonen in Europa bekannt sind, von den Spaniern aber Seranos genannt werden. Während einige Weltumsegler das Erstaunen Europas zu fesseln wußten, indem sie aus diesen Menschen eine kolossale Riesennazion von 9 bis 12 Fuß Höhe machten, so suchten wieder andere uns diese Nazion als einen äusserst gewöhnlichen Menschenschlag darzustellen.

Allein Falconers, Byrons, Duclos Guyot's, de la Girandais verschiedene Aussagen lassen sich dahin vereinigen, daß die Patagonen wirklich ein ungewöhnlich grosser Menschenschlag seyen, von welchem natürlicher Weise mehrere einzelne Individuen sich der eigentlichen Riesengröße nähern, oder sie besitzen, als es bey uns gewöhnlich seyn kann. Die Disposition einiger eu-

[illegible], Arquitectura, y [illegible] de Dibuxo); auch patriotische Vereine zur Beförderung des Ackerbaues, viele Klöster für beyderley Geschlecht; einen vortrefflichen [illegible], eine [illegible] regelmäßig befestigte Citadelle, treibt gute Handlung, hat wachsende Industrie. Um die Stadt sind schöne Landhäuser und Fruchtgärten erst neulich angelegt. Die Kolonie St. Sacramento am Rio de la Plata, Aufenthalt sehr reicher Kaufleute, mit einem verschütteten Hafen.

Gewöhnlich rechnet man auch zu den Spanischen Besitzungen:

Magellanien oder Patagonien.

Nahme. Lage. Grenzen. Größe.

Es ist die südliche Halbinsel von Amerika, über welche die Spanier die Herrschaft zu haben behaupten; ohne daß jedoch die Eingebohrnen etwas davon wissen. Dieses Gebiet ist durch den Rio Negro vom Königreiche la Plata, gegen Westen von Chile, gegen Südwest und auf den übrigen Seiten vom Meere begrenzt. Es liegt zwischen dem 38sten und dem 52sten Grade der südlichen Breite, und hat von seinen Bewohnern, einem alten Gegenstande der Aufmerksamkeit in Europa, dann von Magelhan, seinem Entdecker im Jahre 1520, den Nahmen erhalten, und sein Flächeninhalt bet

trägt mehr als 8000 Quadratmeilen. Eine 35 Meilen breite, sich stark krümmende, von Magelhan entdeckte und nach ihm benannte Meerenge, die durch viele Klippen und Sandbänke der Schiffahrt gefährlich wird, trennt Patagonien von der Insel del Fuego.

Klima, Boden, Bewässerung, Produkte.

Hohe, beschneyte Gebirge, der Anfang (oder das Ende) der Anden, breiten sich in nördlicher und nordöstlicher Richtung durch das Land aus. Mehrere Gegenden sind dürre Sandflächen, vornähmlich nach der Ostküste zu. In andern Strichen würde der Boden fruchtbar seyn, wär' er nur angebaut. Moräste und Sümpfe nehmen die Stellen des Fruchtlandes ein. Im Ganzen ist es also ein ödes, unwirthbares Land, einen grossen Theil des Jahres hindurch, vornähmlich im Süden, mit Schnee und Eis bedeckt. Die Luft ist rauh, der Winter sehr kalt, der Himmel selten heiter, die Küsten neblich und das Tohen der Stürme gräßlich. Eine zur Beschaffenheit des Klimas des südlichsten Theils von Amerika gehörige Erscheinung ist das Südlicht, welches sich so glänzend und farbenreich, als das Nordlicht zeigt.

Die hieher gehörigen Flüsse sind der Rio Negro und der Gallego, der aus dem See Co-

sagnape hervorgehen soll, er ergießt sich, soviel man aus den Berichten entnehmen kann, in das atlantische Meer. Im Lande sind mehrere Salzseen, so wie es überhaupt reich an natürlichem Salpeter ist. Gegen Süden sind verschiedene Gebirge, worunter ein Vulkan.

Obgleich die Vegetation in diesen Gegenden von Erstorbenheit zeugt, so ist das Land doch nicht ganz ohne Abwechselung und Fruchtbarkeit. In den Thälern gibt es gute Viehweiden, kleine Waldungen; auch gedeiht nebst mehreren antiscorbutischen Kräutern hier der Zimmtbaum, welcher statt 50 nur 20 Fuß in Patagonien erreicht. Die Südpolarbirke erreicht 30 bis 40 Fuß. Falconer erzählt hier von einer Fichte, die von dem Gipfel bis gegen die Wurzel hin mit geraden Linien bezeichnet sey, welche man nur nach den Länge des Baumes mit Keilen einzutreiben brauche, um den Baum in starke Bretter zu trennen, die sogar in nicht geringem Grade glatt seyen. Diese Fichte findet sich vorzüglich im Lande der Huilliches, eines patagonischen Stammes, unweit der Andes und man verführt von selber zur Bay St. Mathias viel Schiffbauholz.

Wildes Hornvieh, Guanaken, Haasen und Füchse verschiedener Art, Muffeten oder Stinkthiere, deren Felle von den Patagonen zu Kleidungsstücken verwendet werden, Condoro

Adler, Geyer, Eulen, Tauben, Enten, Hasene und Rebhühner findet man auch.

Einwohner.

Die Puelches und Cunches, welche in Patagonien herumstreifen, nebst den Huilliches, den Moluches, finden sich bey Chili und Paraguay geschildert, wo sie eigentlich zu Hause sind.

Hier kömmt vorzüglich die Nazion der Tehuelhets zu betrachten, welche unter dem Nahmen der Patagonen in Europa bekannt sind, von den Spaniern aber Serranos genannt werden. Während einige Weltumsegler das Erstaunen Europas zu fesseln wußten, indem sie aus diesen Menschen eine kolossale Riesennazion von 9 bis 12 Fuß Höhe machten, so suchten wieder andere uns diese Nazion als einen äusserst gewöhnlichen Menschenschlag darzustellen.

Allein Falconers, Byrons, Duclos Guyot's, de la Giraudais verschiedene Aussagen lassen sich dahin vereinigen, daß die Patagonen wirklich ein ungewöhnlich grosser Menschenschlag seyen, von welchem natürlicher Weise mehrere einzelne Individuen sich der eigentlichen Riesengrösse nähern, oder sie besitzen, als es bey uns gewöhnlich seyn kann. Die Disposition einiger eu-

ropäischen Vollständigkeit zu einer bestimmten Körperlänge ist einmahl vorhanden; warum sollte sie nicht unter denselben Graden, wenn auch einer andern Breite Statt haben? Nimmt man noch dazu, daß Amerika in einiger Entfernung vom Aequator gegen jeden Pol hin verhältnißmässig weit kälter ist, als es der Fall bey der alten Welt ist; ferner, die die einfachere, mit gesunderer Bewegung und beständigerer Ruhe verbundene Lebensart der dortigen Menschen, dann ihre körperlichen Uebungen, die ungeschwächt sich fortpflanzende Mannskraft derselben, und wahrscheinlich auch der spätere Eintritt in das eheliche Leben, welcher bey kriegerischen Sitten fast immer sich einfindet; nimmt man alle diese Umstände an: so werden wir allerdings schon a priori jene Urtheile übereilt finden müssen, welche die Patagonen vom Riesenvolke zu einem Menschenschlage der gewöhnlichsten Grösse herabwürdigen wollten.

In der That ist es auch von bekannten Personen aus eigner Erfahrung behauptet, von keinem aber widersprochen worden, daß Europäer von einer Höhe über sechs Fuß sich gegen Patagonen — die aber vielleicht ausgewählte Leute waren — klein fanden. Allerdings war die ausserordentliche Grösse dieser Menschen hieran Ursache; allein nur Einige von ihnen durften um einen einzigen Zoll höher seyn, als diese Europäer, und die letztern würden zu diesem Geständnisse gezwungen. Denn die Pata-

tago-

tagonen haben überhaupt bey ihrer Grösse stämmige Körper, grosse Köpfe und mächtige Glieder, ein Umstand, der sehr leicht eine optische Täuschung bewirkt. Nur muß man nicht anfangen zu glauben, daß es jeder Nazion geben könne, die grösser gebaut sey, als alle heutigen: man darf sich nur an jene alten Teutschen erinnern, von welchen Tacitus spricht; auch müssen entfernte Stubengelehrte sich nicht so lächerlich machen, mehrfachen Augenzeugen keine Autorität beymessen zu wollen, oder so stumpfsinnig seyn, um in den verschiedenen Berichten nicht die vorhandenen Annäherungen aufzuspühren, und deren Vereinigungspunkte festzusetzen. — Was indeß jene kleinen Personen betrifft, die man in patagonischer Gesellschaft gesehen hat, oder will gesehen haben, so sind diese Leute entweder Ausnahmen oder es waren Pescherähs, in deren Land auch die Patagonen zuweilen hinabkommen, und dadurch Gegenbesuche veranlassen.

Nunmehr wissen wir denn bestimmt, daß die Patagonen hochstämmig, sehr breitschulterig, dickköpfig und breitbackig sind. Auch ihr Mund ist groß, ihre Nase eingedrückt, und ihr Haar schwarz. Einige haben dünne Schnurbärte und ihr ganzer Körper ist erzfarb.

Alle Patagonen beyder Geschlechter sind gute Reiter, und es ist bewundernswerth, daß ihre Pferde im Stande sind, sie so schnell zu tragen.

Sie geniessen ausser anderen Produkten des Landes und des Meeres auch Ratten und essen rohes Fleisch.

Die Männer kleiden sich in Mäntel von allerley Thierfellen, die mittelst eines Gürtels am Leibe festgehalten werden. Die Frauen tragen eine Schürze von Leder. Die Füsse werden mit Halbstiefeln bedeckt, an welchen ein spitzes Horn den Sporn vertritt. Sie haben viele Hunde, welche, wenn die Herren von den Pferden steigen, selbe am Zaume halten und bewachen.

Färbung der Haut, Glaskorallen, Armbänder von gelbem Metall, machen bey ihnen den Putz aus. Sie haben zweifelsohne Oberhäupter. Man sah ein Familienhaupt über 66 Personen, welches den Titel Pacha Chui führte, und sich durch eine Mütze mit hohen Federn unterschied. Auch sah man eine sehr grosse Frau, welche sich durch metallene Armbänder auszeichnete, von zahlreichem Gefolge sehr geehrt war, und also vermuthen läßt, daß auch die Weiber hier regierungsfähig sind.

Die Hauptwaffe besteht in der Kugelschleuder (Laqui); sie wird von Riemen gebildet, die zwey runde Steine netzförmig einfassen. Dieses Waffenstück ist der spanischen Kavallerie selbst auf 400 Schritte lästig. Noch sind Lanzen, Keulen und Bogen bey ihnen übliche Waffenstücke, und Falko-

vor behauptet, daß sie sich vergifteter Pfeile bedienen, welche dem, den sie nur leicht verwunden, binnen zwey Monathen den Tod an der Auszehrung verursachen.

Die Todten werden in weit entfernten Begräbnissen verwahret, und auf selben ihre Waffen aufgestellt. Die ganze Küste vom Camaronenflusse bis zum 52sten Grad der Breite ist mit solchen Begräbnissen besetzt. Feyerliche Gesänge, leises Murmeln und das Hinaufdeuten zum Himmel, hat den Beweis gegeben, daß sie eine Religion haben, allein die Sonne verehren sie nicht. — Einzelne patagonische Stämme sind: die Pueltscher, Payuencher, Thuelcher (Patagonier), Sanguelches, Mulucher und Arauconer. An der Meerenge haben die Spanier einige Ortschaften, nähmlich: Ciudad del Rey und Philippe.

Bemerkenswerth sind übrigens hier noch die Bayen Sin fondo oder St. Mathias, de Penas, Camarones, St. George, St. Julian; und die Vorgebirge: Cap Redondo, Blanco, Deseado, Barneras, Virgin, Marie, Corso, und Trinidad.

Die Falklands-Inseln.

Sie heissen auch Malouinen- oder Pepys-Inseln. Es sind deren 2 grosse und viele kleine.

Man findet auf ihnen wohl allerley Kräuter, aber keine Bäume, auch keine vierfüssigen Thiere; dagegen ist die Menge der Gänse, Aenten, Schnepfen, Fische und glatten Seelöwen in diesen Gewässern unbeschreiblich groß. Da es nicht der Mühe werth ist, den Besitz dieser Inseln, deren Inneres größtentheils mit steilen, unfruchtbaren Felsen bedeckt ist, zu behaupten, so haben die Engländer, ihre 1765 an einem sehr grossen, vortrefflichen Hafen angelegte Colonie Port Egmont, jedoch mit Vorbehalt ihres Rechtes, wieder verlassen; allein die Spanier, welche diese Inseln als ihr Eigenthum betrachten, haben die, von den Franzosen angelegte und ihnen abgekaufte Niederlassung Port Soledad noch besetzt, und diese Colonisten sind, ausser einigen Wallfischfängern, die einzigen Bewohner dieser Inseln.

Das Königreich Brasilien, oder das portugiesische Südamerika.

Name, Lage, Grenzen, Grösse.

Der erste Endecker dieses Landes Pedro Alvarez Cabral richtete hier zum Zeichen seiner Besitznahme für die Krone Portugal im Jahre 1500 ein Kreuz auf, und benannte das Land hiernach Santa Cruz; aber König Emanuel änderte diesen Namen nachmals in den von Brasilien um, welcher Name von dem Worte Brazas, Feuerglut, herstammt: weil man aus diesem Lande das Holz des Baumes Ibiribitanga brachte, welches eine prächtige, dazumal noch sehr seltene rothe Farbe giebt.

Brasiliens Gebiet beläuft sich auf die muthmaßliche Grösse von 100,000 Quadratmeilen und es liegt zwischen dem 1. und dem 34. Grad der Breite, dann dem 310 und 343 der Länge. Nach dem Traktat von St. Ildefonso im Jahre 1778 beginnen die Grenzen dieses besonders heute zu Tage

merkwürdigen Landes bey dem 34. Grade 50 Minuten im Süden bey der Punta de Castillos, gehen durch den See Marino am Parana bis Uraguay hin, erheben sich an diesem Flusse in etwas, laufen zwischen ihm und dem Platastrom bis zum See Xarayes hin, folgen dem Flusse Ytenas bis zu seiner Vereinigung mit dem Palo und erstrecken sich bis zur Mündung des Yahuaray bey St. Paul de Omaguas auf dem Amazon. Nördlich von diesem Flusse dehnt sich die Grenze von Jca bis zum Flusse Yupatra, und endlich bis zu den Gebirgen, deren Wässer sich in den Holländischen Theil Gujanas hinabsenken.

Klima, Boden, Gewässer.

In der Nähe der morastigen Gestade des Amazonenstromes ist das Klima feucht; dasselbe gilt von der Insel St. Katharina, wo aber die Menge aromatischer Pflanzen die nachtheilige Einwirkung der mit Morastdünsten beladenen Ostwinde mindert. Derselbe Fall ist auch bey mehreren Theilen im Inneren von Brasilien.

Hauptsächlich hängt es also bey diesem Lande von weiterer Kultur, Zunahme der Bevölkerung und Sorgfalt der Regierung ab, um das Land in jeder Hinsicht gedeihlich für die menschliche Gesundheit zu machen.

Die Seeküste von Para bis Olinda ist schon jetzt ziemlich gesund, vortreflich aber ist das Klima in Maranhao, bey Minasgeraes, Villa rica und St. Paul. In den nur gemäßigt feuchten und schattigen Gegenden bedeckt ein reizendes Grün, fast das ganze Jahr hindurch, die Oberfläche der Erde; es herrscht ein ewiger Frühling, und die Bäume tragen zu gleicher Zeit Blüthen, grüne und reife Früchte der edelsten Gattung. Uebrigens zerfällt hier das Jahr in die nasse und in die trockne Zeit. Fieber, Katarrhe, Dissenterie, gefährliche Augenschmerzen und Hautkrankheiten, welche letztere aber hauptsächlich von der Unreinlichkeit der Portugiesen rühren, dann die heftigen Stiche der Muskitos, die aber in rein gehaltenen Wohnungen sich wenig erzeugen würden, sind die Plagen des Landes.

Sehr verschieden ist der Boden in diesem ungeheuren Landstriche. Ihn hat die Natur zu einem wahren Paradiese geschaffen. Wohin sich das Auge wendet, begegnet es Merkmalen der größten Fruchtbarkeit, Leben und Anmuth. Unzählige Bäche, dickes Gehölze, ansehnliche Gebirge kühlen die Sommerhitze zur mäßigen Wärme des Frühlings ab. Uns ungewöhnliche Pflanzen und unbekannte Blumen bedecken und verschönern die Erde, die in jeder Jahreszeit trägt; man geht auf gewürzhaft duftenden Kräutern, und bewundert die fast immer mit Früchten beschwerten Bäume und die Felder, reich

an eßbaren Gewächsen. Die Ströme sind voll Fischen, die Berge, Ebenen und Wälder mit Thieren, das Innere der Erde mit Gold und andern Metallen und edlem Gestein angefüllt. Die Ansichten der dortigen Gegenden sind eben so schön, als angenehm das Klima ist, obgleich die meisten Landstriche mit dicken Waldungen bedeckt sind.

Der nördliche Theil von Brasilien ist eine große, niedrige, mit Wildnissen bedeckte Ebene, hat sehr veränderliche Winde, starke Regengüsse und jährliche Ueberschwemmungen, die das Land zum See verwandeln. Der südliche Theil hat eine höhere Lage, gemässigte und gesunde Luft, verschiedene Zweige der Cordilleren, des Hauptgebirges von Amerika, ziehen sich durch die Landschaften in mancherley Richtungen, vornemlich aber von Süden nach Norden, trennen sie auch von den Spanischen Besitzungen und bilden mehrere Vorgebirge, worunter Cap Maguare, Cuma, Palmeras, St. Rocco, St. Augustin, St. Miguel, St. Thome, Frio, Pedro. Die inneren Landstriche, die man bey weitem noch nicht hinlänglich kennt, abgerechnet, sind die übrigen meistens fruchtbar. Nördlich sind fast nur die Küsten angebaut, südlicher ist man tiefer ins Land eingedrungen.

Unter den Flüssen bemerken wir den schon aufgeführten Maranhao (Marañon, Amazonenstrom), der von dem ungeheuern Bergrücken der An-

[illegible] [illegible] in das atlantiſche Meer eilt, den [illegible], [illegible] Yapura, Negro, Parima oder Branco [illegible] im Norden, den Rio Madera. Der Topayos, welcher aus der Zentralfläche des ſüdlichen [illegible], Campos Pareſis, nach einem 300 Meilen langen Laufe in den Amazon ſich ergießt; der Toscantin, welcher 500 Meilen lang und gleich dem Amazonenſtrom 12 bis 13 Meilen breit iſt, ein Strom, der einer der majeſtätiſcheſten Flüſſe iſt, und mit hohen [illegible] in mehreren Katarakten herabſtürzt; [illegible]nga, de la Plata, Francisco, welcher in das atlantiſche Meer fällt, und ganz zu einem Handelskanal für die Zukunft geeignet ſcheint; [illegible] im Süden. Die Küſten beſpühlt das Pacifiſche Meer; unter den Bayen, welche es bildet, ſind die vorzüglichſten: die Allerheiligen-Bay (Bahia de todos los Santos), und die St. Vincents- oder Santos-Bay.

Naturprodukte.

An Menge und Mannichfaltigkeit der Produkte kömmt ſo leicht kein Land dieſem gleich. Man gewinnt Mais, europäiſches Getreide, Maniok und Yamswurzeln, Reis, Tabak, Kaffee, Cacao, Vanille, Safran, Waſſermelonen, Ananas, Pomeranzen, Citronen, Baumwolle, Indigo, Saſſaparille, Zuckerrohr, Moncou, Fieberrinde (China), Braſilien- oder Fernambukholz

(wie Färbestoff, der hier ein Regale ausmacht): Es giebt hier grosse Fichtenwälder; viele Bäume geben theils eßbare Früchte, wie z. B. der Hinrabaum, der Mangaba, dessen Knospen gegessen werden, dessen Früchte Wein, und die Blüthen Milch geben; der Mattchy oder Balsam, wie der Kopaiva, der Sabarriba; theils wohlriechende Harze, wie der Icicga; theils auch Farbestoffe, wie z. B. der Janipha; oder Schiffbauholz, treffliches Obst und Holz zu Geschirren. Die Jeguitingnacu-Pflanze trägt eine Art Erdbeere, aus welcher Seife bereitet wird. Die rauhen Blätter des Ambaiba-Baumes braucht man zum Glätten. Auch Giftbäume vegetiren hier z. B. der immer grüne Araè, der beym Umhauen stinkt, und eine kastanienartige giftige Frucht trägt, aus welcher jedoch die Brasilianer sich Schellen zum Schmucke verfertigen. Man findet auch vegetabilische Gegengifte.

Europäische Gewächse, als: Hanf, Steckrüben, Bohnen rc. kommen gut und fleißig fort. Verschiedene Arten von Rohr und Schilf sind von besondrer Güte und Brauchbarkeit.

Eben so mannichfaltig ist das Thierreich. Im Inneren des Landes hat man keine zahmen Thiere; aber in den europäischen Niederlassungen ist die Pferde-, Rind-, Schaaf- und Schweinezucht

ziemlich ansehnlich. Man setzt jährlich 4 [illegible] Stück Ochsenhäute an Ausländer ab.

Das größte einheimische Landthier ist der Tapir oder Anta. Das Tajassu oder das Nabelschwein enthält auf dem Rücken einen Beutel, der eine zähe, nach Bisam riechende Materie enthält. Savien oder After-Haasen, ein Mittelding zwischen Kaninchen und Mäusen, Ameisenbären, Affen, wilde Katzen, Armadillen und verschiedene Pelzthiere sind häufig. Eine Art kleine Kaimans ist unschädlich. Luchse, Jaguars, Hunde findet man in grosser Menge. Eidechsen, Kröten und Schlangen leben in den niedrigen, sumpfigen Gegenden in grosser Anzahl, besonders letztere, von welchen viele giftig sind. Die Einwohner können sich nicht genug vor ihnen hüten, denn sie verlassen ihre Moräste und besuchen die Felder, schleichen sich auch wohl in die Häuser und Betten. Auch Riesenschlangen gibt es hier. Unschädlich ist jene, die von ihrem Geschrey Bom genannt wird.

Das Heer der Vögel und Fische ist unbeschreiblich groß. Brasilien hat die schönsten Papageyen, als: den von seinem Geschrey sogenannten Ara, mit prächtigem rothen, blauen und goldfarbenen Gefieder; den kurzgeschwänzten grünen, und den langgeschwänzten gelben Perriche, den grünen Criß, die gelbe Amazone u. m. Der Vogel Tukan,

von der Grösse einer Taube, mit einem Zoll langen Schnabel, und einer Zunge, die wie eine Feder mit Kiel und Bart gestaltet ist; der Savacou, eine Reiherart, der Curasso, der Faisan, die schön befiederten Perlhühner, der Colibri sind gleichfalls hier zu Hause. Die Indianer essen keine Vogeleyer, weil sie glauben, mit dem Ey zugleich einen Vogel zu verzehren, welches sie für eine Verschwendung halten. Daher die starke Vermehrung der Vögel. Schildkröten und Bienen werden häufig angetroffen.

In den Provinzen Goyazes, Matto Grosso und Minas Geraes sind Goldbergwerke, deren Ausbeute heut zu Tage noch auf 5,312,500 Livres jährlich berechnet wird. Man findet ferner Silber, Eisen, Zinn, Bley, Quecksilber, Spiesglas, Schwefel, Krystall und Alaun, aber man benutzt diese Producte nicht gehörig. Desto mehr die Diamantgruben, deren Ausbeute sich jährlich auf 3,432,000 Livres beläuft. Andere Edelsteine, als: Amethyste, Topase, Chrysolithe u. m., werden auch gefunden.

Landwirthschaft, Handel, Gewerbe.

Die Kultur des Bodens hat sich in den neueren Zeiten ansehnlich vermehrt, und schon bis jetzt eine jährliche Einfuhr von 20,000 Negern erfordert,

[illegible] sehr gut behandelt werden. [illegible] blüht der Reisbau ausserordentlich, so daß Brasilien nicht blos an diesem Artikel nichts weiter aus Nord-Amerika bezieht, sondern daß es sich sogar im Stande sieht, dem Auslande Reis abzulassen.

Die Zuckerausfuhr beläuft sich jährlich auf 1,500,000 Quintals, die an Kattun auf 500,000. Allein der Weinbau wurde des Zuckers wegen bisher vernachlässigt, obgleich mehrere Gegenden hiezu ausserordentlich geeignet wären. Die Hitze, sagt man, soll im Allgemeinen allzuheftig seyn, um in dem Saft der Trauben die nöthige Gährung hervorzubringen. Allein diesem Hindernisse könnte allerdings durch Kunst abgeholfen werden.

Die Gerbereyen gedeihen hier durch vorzügliche Lohe, und da ein äusserst grosser Ueberfluß an Hornvieh vorhanden ist, so kam Brasilien in dem Besitz einer beträchtlichen Ausfuhr an Häuten.

Sehr vernachlässigt hat man dagegen bisher den Umstand, daß die ganze Küste von Wallfischen wimmelt, und man kam nicht einmal dahin, den für den Verbrauch des Landes erforderlichen Thran selbst zu gewinnen. Allein eine Gesellschaft von Kaufleuten hat den Plan entworfen, sich zum Wallfischfange zu vereinigen, welches nicht blos zur Ersparung des brasilianischen Geldes gereichen kön-

[illegible] auch eine vortheilhafte Ausfuhr gewähren wird. *)

Bisher hat die Portugiesische Regierung, um Brasilien in einer Abhängigkeit vom Mutterlande zu erhalten, daselbst die Manufakturen nicht sehr begünstigt. Anders verhält es sich aber seit der Uebersiedlung des Lissaboner-Hofes nach Rio Janeiro, und bald wird Brasilien durch den Besitz manigfaltiger Fabriken und Manufakturen auch in Handelsrücksicht in eine weit selbstständigere Lage kommen, als es mit dem Mutterlande der Fall war.

Den lebhaftesten Binnenhandel treibt Bahia. Nach den südlichen Theilen der Küste, hauptsächlich nach dem Rio Grande hat ein, wenn gleich nachlässig betriebener, doch sehr ausgebreiteter und einträglicher Handel statt. Ungefähr 40 Schiffe, jedes zu 250 Tonnen, beschäftigen sich damit, bringen aber mit der Hin- und Herreise auf einer Strecke von 300 geographischen Meilen, zwey ganze Jahre zu. Sie nehmen aus Bahia Rum, Zucker, Töpfergeschirr, Europäische und hierunter vorzüglich Englische und Teutsche Waaren mit sich; welche sie größtentheils durch Schleichhandel an die Spanier

*) Kapitan Thomas Lindley behauptet dieß in seinem im Jahre 1805 erschienenen Narrative of a Voyage to Brasil.

zu Maldonado und Montevideo gegen Silber umsetzen. Während dieses Verkehrs beschäftiget sich die Schiffsmannschaft mit dem Einladen von gedörrtem Rindfleisch und Ochsenhäuten, die von dem Vieh an Paraguays Grenzen kommen. Bey der Rückkunft wird diese Ladung im Kleinen an Bord verkauft, wodurch die Schiffe noch mehrere Zeit unnütz verlieren.

Höchst beträchtlich ist auch Bahias Handel auf der Allerheiligen Bay, welcher nach den an selber liegenden, und den benachbarten inländischen Gegenden getrieben wird.

Es fehlte übrigens schon vor der Ankunft des Hofes in den Hauptorten keines Weges an geschickten Handwerkern und selbst Künstlern.

Einwohner.

Dieses von der Natur so glänzend ausgestattete Reich, erschien anfangs der Portugiesischen Regierung in einem so nachtheiligen Lichte, daß es sogar als ein Verbannungsort für Verbrecher angesehen wurde. Nachdem aber einige speculative Juden, Zuckerrohr von Madeira nach Brasilien verpflanzt hatten, und ihre Bemühung reichlich belohnt worden war, da erst wurde Portugal aufmerksam, und die Regierung schickte Jesuiten nach Brasilien, die Eingebohrnen den Kolonien geneigt zu machen.

die Gruben entsprechen vollkommen ihrer Erwartung und die neuen Pflanzstädte gediehen. Die Einwohner derselben sind: Portugiesen, die etwa ein Sechstheil der ganzen Summe ausmachen; Juden, Neger, Mulatten und Indianer, die seit 1755 das Bürgerrecht und die Freyheiten der übrigen Colonisten erhalten haben, ja sogar, geistliche Würden ausgenommen, Aemter und Ehrenstellen bekommen können.

Die Anzahl aller Bewohner Brasiliens wird auf drey Millionen angesetzt, wovon der fünfte Theil einer Portugiesischen Abkunft, der Rest aber ein Gemengsel von Negern, Mulatten und Mestizen ist. Hierzu kömmt noch eine Anzahl von 16000 Menschen, welche mit Einschluß von Militär, die königliche Familie, neuerlich hieher begleitet hat. Im Innern ziehen noch viele freye indianische Völkerschaften herum, welche man durch Missionen, die im Ganzen eine viel bessere Ansicht als die spanischen gewähren, allmählig zu kultiviren sucht. Landesreligion ist die katholische. Handwerksfleiß, Wissenschaften und Künste haben wenig Fortgang. Der Handel beschäftigt die Einwohner vorzüglich.

Die Eingebohrnen (Ureinwohner) des Amazonenlandes, welches eigentlich nur mehr in der Idee existirt, wie wir bey Darstellung der Topographie sehen werden, sind wohl gebildet, groß, stark,

ge=

gesund und entbehren nichts zu ihrer Glückseligkeit. Ihre Künste helfen ihren Bedürfnissen ab; ihre einfachen Speisen machen ihnen alle Arzneyen überflüssig; ihre lebhaften Vergnügungen verletzen doch nicht den Anstand und jedermann ist frey; denn die Oberhäupter in ihren Dörfern haben keine Gewalt über Eigenthum und Personen, geben nur Rathschläge, erhalten die Ordnung und führen das Volk im Kriege an. Ob daher diese Völker durch die europäische Kultur viel gewinnen werden, läßt sich leicht ermessen.

Unter den freyen Völkerschaften bemerken wir: die Tupinamber, Tapuyer, Uetataer, Barbaren, Oheguacen und Gulmour, Chiquitos und Moxos-Indianer. Einige dieser Völker kleiden sich anständig in Thierhäuten, andre gehen nackt und bemahlen sich den Leib; einige halten platte Nasen für schön, und drücken sie daher den Kindern ein. Alle lieben bunte, glänzende Federn als den größten, und fast einzigen Putz. Gegen Fremde sowohl als Einheimische betragen sie sich freundlich; Kriegsgefangene aber verzehren sie. Einige leben in Wäldern zerstreut, andere in Flecken, selbst mitten unter den Colonisten. Sie sind im Allgemeinen groß, wohlgebildet, sehr stark und gesund, immer frohen Muthes, und erreichen gewöhnlich ein hohes Alter. Sie haben zum Essen und Trinken besondere Stunden; keines von beyden geschieht zu gleicher Tageszeit. Wenn sie bey Tische

sind, ruhen alle andern Geschäfte, selbst ihre Leidenschaften, die aber nach aufgehobener Tafel desto stärker erwachen. Bey ihren Festen, die oft mehrere Tage unter Tänzen und andern Vergnügungen gefeyert werden, lieben die Männer starke Getränke. Jeder leert den Becher auf einen Zug, und man hört nicht eher auf, bis der Vorrath erschöpft ist. Unsere Indianer zeigen nicht selten mehr Herzensgüte, als ein cultivirter Europäer. Sie leben friedlich mit einander. Kein Dritter mischt sich in die Händel zweyer Andern, wird aber in diesen Kämpfen einer hart verwundet oder gar getödtet, so suchen die Verwandten diese Unbilden zu rächen. Gastfreyheit übt jeder. Niemand schließt sich von der willigen Aufnahme eines Fremden aus. Die Frauen bewillkommen ihn schmeichelnd, und waschen ihm auch wohl die Füsse; man bewirthet ihn aufs Beste, und sorgt für seine Liegerstatt nach Kräften. Gegen Freunde und Bundsgenossen zeigen sie wahre, biedre Freundschaft, und in Krankheiten verpflegen sie einander mit wahrer Sorgfalt. Völker von solchem Charakter sind keine Menschenfresser; man kann sicher unter ihnen reisen, ohne Mißtrauen bey ihnen schlafen. Aber ihre größte Leidenschaft ist Rache. Ihretwegen führen sie oft blutige Kriege; denn sie geben nie Pardon. Mit Federn geschmückt, mit 3 Ellen langen und verhältnißmässig dicken Keulen, mit Bogen und Pfeilen und Schilde bewaffnet, ziehen öfters Haufen von 6000 Mann gegen den Feind. Die Weiber tragen den Proviant

mit. Wer die mehresten Feinde erlegt oder gefangen hat, ist der geschickteste, der angesehenste, und qualificirt sich also zum Anführer. Ein verworrenes Getöse von Hörnern und beinernen Flöten ist ihre Feldmusik. Ihre Hauptabsicht geht immer dahin, Gefangene zu machen. Deßhalb suchen sie den Feind in seinen Wohnungen des Nachts zu überfallen, Feuer anzulegen, und die erste daraus entstehende Bestürzung zu benutzen. Müssen sie sich aber im offenen Felde schlagen, so geschieht es auch mit Wuth und Raserey. Die Kriegsgefangenen werden verzehrt, nicht die Gebliebenen. Um jene desto schmackhafter zu machen, mästet man sie. Ist der Gefangene fett genug, so beginnt das Fest, wozu die Nachbarn eingeladen sind, mit Tänzen, Gesingen und Trinken. Der Gefangene nimmt Theil daran, und ist munter und fröhlich, ob er gleich weiß, daß sein Ende herannaht. Nachdem man ihn durch mehrere Dörfer geführt hat, um ihn von Jedem mißhandeln zu lassen, welches er aber mit Steinwürfen erwiedern darf, tödtet man ihn, und verzehrt nach mehreren Ceremonien das Fleisch.

Diese Völker haben weder Fürsten noch Abstuffungen unter sich; nur die Alten werden allgemein verehrt. Sie ermuntern zum Kriege, machen auch wohl den Feldzug als Rathgeber mit. Von Religion wissen die Brasilier nichts; destomehr aber vom Aberglauben, in welchem ihre Wahrsager, die zugleich Aerzte sind, sie bestärken. Sie glauben

z. B. daß ein gewisser Nachtvogel, der sehr klägliche Töne hören läßt, ein Bothe ihrer verstorbenen Väter sey; daher nehmen sie es übel, wenn man sie im Anhören dieser Töne stören will.

Die Uctacaer beschreibt man als ein so rohes und wildes Volk, daß sie nicht einmal Fremde, die mit ihnen handeln wollen, unter sich dulden. Sie sollen gewöhnlich schmutzig, und durch einen wilden Blick, so wie durch Verunstaltung des Gesichts und Leibes fürchterlich aussehen. Ihr Haß gegen die Herrschaft der Portugiesen ist unauslöschbar; diese sind dann auch darum mißtrauisch und feindselig gegen sie, und mögen manches von ihren Gegnern übertrieben haben.

Staatsregierung, Einkünfte und Kriegsmacht.

Ein Vizekönig und 18 Gouverneure leiteten die Regierung des Landes, jedoch hatte der Erstere bloß in militärischer Hinsicht eine Obergewalt über seine Kollegen in der Regierung. Nunmehr aber führt der Prinz Regent im Nahmen seiner sehr alten und geisteskranken Königinn Mutter die Oberleitung der Reichsgeschäfte. Unter ihm und den hohen Kollegien, die ihm aus Portugal gefolgt sind, wird noch die Gerechtigkeitspflege durch 2 oberste Gerichtshöfe (Relacoes) in Bahia und in Rio-Janeiro besorgt. Diesen sind die Obergerichte zu

Para, Maranhao, Pernambuco, Goyacas, Bahia, Minas Geraes, Matogrosso und St. Paul untergeben. Unter diesen aber stehen wieder 24 Ouvidorien.

Was die königlichen Einkünfte betrifft, so gehört der sonst der Geistlichkeit bewilligte Zehnte der Krone, welche selbe besoldet; ferner fällt ihr ein zehnprozentiger Einfuhrszoll von etwa 7 Millionen Konventionsgeld und eine Diamanten-Ausbeute von 2½ Millionen anheim. Hiezu kömmt der Prägeschatz und das Transportrecht der königlichen Schiffe von ein und einer halben Million, dann der Ertrag der Steuern, der Pachtungen, der Monopole mit Färbeholz, Tabak, Salz, so daß man den ganzen Gesammtbetrag dieser Einkünfte auf die Summe von 16 Millionen ansetzen kann. Andere aber rechnen die königliche Einnahme auf 10 Millionen Konventionsgeld. Allein da der Ertrag der meisten dieser Quellen äusserst geheim gehalten wird, so ist man nicht im Stande für den statistischen Calcul gut zu sagen; im Gegentheil darf man annehmen, daß jede Berechnung immer noch auf eine viel geringere Summe hinausläuft, als der wirkliche Ertrag.

Die Militärmacht in Brasilien mag sich auf 16 bis 20,000 Mann belaufen; denn die Garnison der Hauptstadt Rio Janeiro allein betrug im J. 1792 schon 10,000 Mann. Doch ist zu bemerken

daß dieses Militär in einem dürftigen Zustande lebt. Der Gehalt des Kommandanten eines Ge- [illegible] es beträgt nur 363 Thaler jährlich, bey einem Forts ohne Garnison die Hälfte. Ein blauer Rock, dann kottunene Kamaschen unterscheiden den dienstthuenden Soldaten, der außer dem Dienste sich beliebig kleidet. Die Subordination ist sehr nachlässig. In dieser Truppenmacht sind seit der Verlegung des portugiesischen Thrones mehrere Reformen getroffen, und so ist die gegenwärtige königlich Brasilische Heeresmacht in einem für Amerika wahrhaft ansehnlichen Zustande.

Topographie.

Die politische Eintheilung der Besitzungen der Krone Portugal in Amerika, welche unter dem Namen Brasilien in ein ungeheures Ganzes vereinigt sind, muß nach Correa's da Serra authentischen Angaben folgendermaßen festgesetzt werden:

Gouvernements vom ersten Range: 1) Rio Janeiro am Amazonenflusse; 2) Para; 3) Maranhao; 4) Pernambuco; 5) Bahia auf der Ostküste; 6) Santo Paulo; 7) Matogrosso; 8) Goyaz; 9) Minas Geraes im Innern. Gouvernements vom zweyten Range: 10) Ceara; 11) Paraiba. Untergeordnete Gouvernements: 12) Rio Grande; 13) St. Catharina unter Rio Janeiro; 14) Spi-

rito Santo; 15) Sergippe unter Bahia; 16) Piauhy; 17) Rio Negro unter Maranhao; 18) Macapa; 19) Rio Grande do Norte unter Para.

Im Gouvernement Rio Janeiro ist einer besonderen, getreuversinnlichenden Darstellung würdig: Rio Enero, Rio Janeiro oder Santo Sebastiano, die Hauptstadt und zugleich die erste Handelsstadt des ganzen Reiches, die nunmehrige Residenz der königlichen Familie, der hohen Reichskollegien, des Gouverneurs, welcher sonst den Titel eines Vizekönigs führte, und der Gouvernementsbehörden unter dem $23\frac{1}{2}$ Grade der südlichen Breite und dem 335sten der westlichen Länge, unfern vom Vorgebirge Frio.

Zwey hohe, glänzende Granitfelsen, an grüne smaragdische Gestade grenzend, bilden den Eingang in den Hafen der Stadt und diese ganze Einfassung ist mit Forts und Batterien besetzt.

Eine stark befestigte Insel theilt die Einfahrt und es zeigt sich ein ungeheures, mit unzähligen, üppigen Eilanden versehenes Wasserbecken, das von majestätischen Gebirgen mit herrlichen Kaskaden amphitheatralisch umgeben ist.

Nun erscheint die Stadt aber selbst auf einem geräumigen Vorgebirge liegend. Drey Seiten der-

selben sind gegen den Hafen gekehrt, die vierte aber wird durch hohe Hügel geschützt, auf deren bewaldeten Gipfeln sich Kastelle und befestigte Klöster erheben. Das wichtigste Fort aber ist jenes auf einem 80 Fuß hohen Felsen, der auf der Ilha dos Cobras (Schlangeninsel) steht. Bey demselben befindet sich eine Werfte und ein Arsenal, dann ein Kay zum Heben und Kalfatern der Schiffe. Diesem Fort gegenüber steht ein wohlverschanztes Benediktinerkloster. Ueberhaupt beschützen 7 Forts den Eingang.

Nähert man sich nun der Stadt selbst, so zeigt sich ein prächtiger steinerner Kay mit hohen Treppen an beyden Enden. — Hier schifft man sich aus, und gelangt nun auf den regelmässigen, schönen, viereckigten Platz, der an den beyden Seiten mit ziemlich wohlgebauten Häusern, im Hintergrunde aber mit dem ganz einfachen Königspallaste geziert ist. Alle diese Gebäude sind von schimmerndem Granit aufgeführt, so auch der vierwinklichte Obelisk, der auf der Mitteltreppe des Aufgangs zur Stadt sich erhebt, und unablässig auf allen vier Seiten Ströme von klarem Wasser ausgießt, womit der niedere Theil der Stadt und die Schiffe des Hafens sich versehen. Alle Brunnen der Stadt erhalten ihr Wasser von dem Gipfel eines nahen Gebirges, auf welchem Wasserleitungen und Kanäle, von Bergquellen kommend, zusammen laufen.



J. Blaschke sc.

Der Aquæduct zu Rio Janeiro.

Dieser grosse Aquädukt, ein wahrhaft herrliches Werk, von welchem wir eine Abbildung mittheilen, besteht aus einer gedoppelten Reihe aufgemauerten Arkaden, wo aneinander hängende, steinerne Rinnen das Wasser der Gebirge über ein reizendes Thal zu einem grossen Behälter aus Stein leiten. Dieses eben so kostspielige, als für die Stadt wohlthätige und verschönernde Werk verdankt man dem Vizekönig Don Luis von Vasconcellos, dessen Nahme an diesem prächtigen Monumente eingehauen ist. *)

Mehrere Häuser dieser Stadt sind gut gebaut; sie haben meist zwey Stockwerke, deren höheres längs der ganzen Facade durch hölzerne Balkone entstellt wird, die nebst den stark vergitterten Fenstern unangenehm auffallen. Die Strassen laufen ziemlich gerade, einige derselben sind ausserordentlich breit, die meisten aber eng. Die Hauptstrassen sind mit breitem, glänzendem Granit gepflastert, und

---

*) Barrow behauptet — man sehe seine Reise nach Cochinchina — daß blosse Röhren auf oder unter der Erde bey geringeren Kosten dieselben Dienste gethan haben würden, welche der kostspielige Aquädukt leistet. Allein George Staunton bemerkt mit Recht, daß nicht bloß der Nutzen, sondern auch Verschönerung und Pracht bey öffentlichen Bauführungen zu bezwecken komme.

mit Absonderungen für die Fußgeher versehen. Ausser dem angeführten königlichen Pallaste sind noch die Münze, das Gefängniß, die königlichen Stallungen und das Opernhaus, nebst reich geschmückten Kirchen als die ausgezeichnetsten Gebäude anzuführen. Wenige Bewohnungen ausgenommen, sind die Wände der Zimmer bloß weiß.

In dieser Stadt hat man wohl Büchersammlungen; allein hierunter befinden sich weder philosophische noch ästhetische, sondern einzig chemische, theologische und medizinische Schriften. Ueber Brasilien gibt kein Buch Aufschlüsse.

Die Anzahl der Einwohner beläuft sich mit Inbegriff der Sklaven auf 60,000 Menschen. Hierzu kömmt noch der durch die grosse Uebersiedlung erhaltene Zuwachs an Einwohnern.

Personen vom Mittelstande fahren in Kutschen mit Maulthieren, die von höherem Rang entweder in plumpen Cabrioleten mit zwey Pferden, oder sie lassen sich auf Betten aus Kattun auf 12 bis 14 Fuß hohen Bambus von ihren Negern tragen. Man nennt diese Betten Serpentinen, und schmückt sie oft mit Frangen und Stickereyen, auch verbirgt man sich in selben nach Belieben hinter Vorhänge.

Ausgezeichnete Personen des weiblichen Geschlechts tragen rothe Mäntel, die farbigen und die schwarzen Weibspersonen [illegible] nur schwarze Mäntel mit blauen Röcken tragen. Diamanten an Kopf und Arm, Paternoster mit Perlen und aus Korallen, dann kostbare Amulete machen einen Theil des weiblichen Putzes aus. Das schöne Geschlecht äussert hier viele Gefälligkeit. Aus den Fenstern, auf [illegible] lächeln, winken sie dem Fremden zu und werfen nach ihm mit Blumen.

Ihre schwarzen Augen sind vom leidenschaftlichen Ausdrucke, ihre Farbe blaß, das lange schwarze Haar wird mit starkduftenden Blumen behängt. Bald [illegible] sie den [illegible] [illegible] in einem Grade schlaffer Wohlbeleibtheit. Der häusliche Anzug besteht aus einem Leibchen von feinem Musseline und einem Rock mit Falbalas. Sie tragen nicht immer Strümpfe und bedienen sich bey Besuchen gerne der [illegible].

Selten gehen die Männer ohne Degen und gefülltem Hut aus, auch tragen sie an den Schuhen ungeheure goldene oder silberne Schnallen, an den Kniebändern, aber brasilianische Diamanten oder Topase.

An den Bewohnern Rios wird im Allgemeinen Indolenz, Aberglaube, Neid, Schläfrigkeit und Ceremonieensucht getadelt; sie versammeln sich

ohne eine Gesellschaft zu bilden, und ziehen sich durch ihre Unreinlichkeit die beschwerlichsten Hautkrankheiten und die nächtliche Plage der Muskitos zu.

Der Passao publico oder öffentliche Garten ist ein sehr angenehmer, mit schönen Pavillons versehener Lustort. Hier erheitert man sich durch Musik, Feuerwerke und gesellschaftliche Soupers, oft bis in die tiefe Nacht. — Leichenbegängnisse und Prozessionen werden mit grosser Pracht gefeyert.

Die Preise der Lebensmittel sind wohlfeil, aber keine Gasthöfe sorgen für die Aufnahme des Fremden, der also an ein bestimmtes Haus empfohlen seyn muß, wenn er nicht in schlechten [illegible] Schenken wohnen will, die man an einem Stück Kattun erkennt.

Aeusserst blühend ist hier der Handel. Die Flotte und die Reichthümer des ganzen Reiches kommen in dem Hafen dieser Stadt, als dem Zentralpunkt, zusammen. Die Schätze von edlen Steinen werden hier niedergelegt, taxirt und in so weit es gestattet wird, von den sehr zahlreichen Juwelieren verarbeitet.

Zu diesem Gouvernement gehört noch die Insel St. Catalina, eine äusserst fruchtbare und höchst angenehme Insel mit der Stadt Nostra Sen-

hora del Destero auf einer Landzunge mit 3000 Einwohnern.

Das nördliche Gouvernement Para längst dem Tocantin und dem Amazonenstrome hin. Es enthält das Land der Amazonen oder der Missionen.

Diese ungeheure, wenig bekannte Landschaft ist nur von einigen wilden Horden bewohnt, und wird durch die von Entfernung zu Entfernung stehenden Forts der Portugiesen in einer Art von Abhängigkeit erhalten. Die vorzüglichsten dieser Forts heißen Macapa, Pauxis und Rio Negro. Unter Anführung der darin vertheilten Missionäre suchen die Indianer in den Wäldern längs der Flüsse, Cacao, Vanille, Sassaparille, Copaivaöhl und Schildkröten, welche Waaren sodann roh nach Belem gebracht werden.

Die bedeutendsten Orte sind: Para, unfern von der Mündung des Tocantin, mit einem trefflichen Hafen und starken Handel.

Belem, das ist, Bethlehem, an einem Arme des Maranon, die Hauptstadt des Gouvernements, mit 9000 Einwohnern, einem guten Hafen und ansehnlichen Handel.

[illegible] angebaut werden. Die Insel Marajo, von der Grösse der Insel [illegible], könnte mit Zuckerrohr ganz besetzt werden.

Das Gouvernement Maragnan, zwischen dem vorigen und jenem von Seara, im Norden des Reiches, ist ein [illegible]; seine Küsten sind mit Klippen und Sandbänken besetzt, welche die Annäherung gefährlich machen. Gegen die Mündung des Amazon laufen [illegible] der hin.

Hierzu gehört, die durch ihre Lage sehr wohl beschützte Insel Maragnan. Sie besitzt ein gesundes Klima, frische Quellen, einen reichen Fischfang und Wälder voll nützlicher Baumarten. Ihre weiteren Erträgnisse sind: Zucker, Färbeholz, der beste Kattun und Kocon von Amerika, ein sehr starker Pfeffer, Gummi, das zum Firniss zu gebrauchen ist, ein Oehl, dem Arabischen an Güte gleich, dann grauer Ambra.

Der Hauptort ist: St. Luis de Maragnan, im Jahre 1612 von den Franzosen erbaut, mit einem guten Hafen und 10,000 Einwohnern.

Das Gouvernement Pernambuco, zwischen dem vorigen und jenem von Bahia an der See liegend, wird nur fehlerhaft Fernambuc genannt. Zucker in sehr ansehnlicher Menge und

der größte Theil des nach Europa gehenden Holzes sind die Haupterzeugnisse der Statthalterschaft. — Hier war es übrigens, wo die Neger im ersten Viertheile des siebzehnten Jahrhunderts ihren Herren in die Wälder entflohen, eine Stadt gründeten, die sie Palma, sich selbst aber Palmaresen nannten, worauf sie aber nach einer sechzigjährigen Freyheit von den Portugiesen wieder bezwungen, theils getödtet und theils nach verschiedenen entfernten Gegenden hin verkauft wurden. *)

Die Hauptstadt dieses Gouvernements ist Olinda de Pernambuco, mit mehr als 20,000 Menschen, der Sitz des Statthalters, eines Bischofs, mit dem Hafen Ressiso, Magazinen und trefflichen Degenklingenfabriken. In der Nähe des Hafens hatten die Holländer ihren Hauptort, Moritzstadt erbaut.

Noch gehört zu diesem Gouvernement: Fernando do Noronha, eine Insel von 5 bis 6 Meilen im Umfange, ist sehr schön und angenehm,

*) Hierüber lese man nach: Rocca Pitta America Portugueza oder Auszüge hiervon in Lindley's Narrative of a Voyage to Brasil oder auch die angeführte Uebersetzung der Reise Barrow's nach Cochinchina, wo man die interessante Darstellung der Geschichte dieser Republik finden wird.

äusserst fruchtbar und zur Hervorbringung der edelsten Produkte aller Art geeignet. Ueberdieß hat die Insel militärischfeste Umgebungen, ferner verschiedene Forts, in welche mehrere Truppencorps der Portugiesen vertheilt sind. Von den zwey Häfen der Insel ist der nördlichere der bessere.

Das Gouvernement Bahia. Diese Provinz ist die kleinste, aber sie ist dennoch die fruchtbarste, bevölkertste und reichste in ganz Brasilien. Sie liegt an der Ostküste und zwar zwischen den Gouvernements Pernambuc und Rio Janeiro.

Das Gebiet von Porto Seguro, welches ein Bestandtheil dieses Gouvernements ist, hat grossen Reichthum an Bauholz. Gummi- und Oehlbäume sind hier so häufig, daß die Einwohner die Verschwendung so weit treiben, selbe geradezu abzuschneiden, um den kostbaren Saft zu gewinnen. Würde die Regierung diesem Unfug Einhalt thun, und auf bessere Kultur der Oehlbäume bestehen, so müßte hiedurch die Oehlausfuhr sehr gewinnen, und wahrscheinlich dürften dann die Einwohner nicht länger bey solchen Naturreichthümern Bettler bleiben.

Die Provinz dos Ilheos, ein weiterer Bestandtheil dieser Statthalterschaft, ist reich an Zucker

und

und Maniok. Ein See in selber enthält grosse Lamantiken.

Vorzüglich wichtig und bemerkenswerth sind in dieser Statthalterschaft:

San Salvador oder Bahia, eine sehr beträchtliche und dem Range nach die zweyte Stadt im Reiche. Sie erhebt sich rechts auf einem Felsen an der prächtigen Bucht de todos los Santos oder Allerheiligenbay, in welche die ansehnlichen, meist schiffbaren Ströme Paraguassu, Sergippe, Jaguaripe, Matuim, Pagoamerim und Parasa sich ergiessen.

Diese Bay wird durch eine Landzunge und durch die kostbare Insel Itaporica gebildet, sie hat einen Umfang von 36 geographischen Meilen und auf dem eigentlichen Ankerplatze am Strande von Tapagippe könnten die Schiffe aller Reiche in schönster Ordnung und vor jedem Winde gesichert liegen. Bey dieser Grösse ist ihr ruhiger Wasserspiegel von der schönsten und fruchtbarsten Gegend umgeben, und man kann sich bey ihrem bezaubernden Anblicke des Gedankens nicht erwehren, daß sie von der Natur zum allgemeinen Handelsplatz der Welt bestimmt sey.

Von der Stadt selbst läuft nur eine einzige Strasse längs dem Ufer hin, ihre übrigen Theile aber erheben sich auf den Rücken eines hohen steilen

Hügels. Der Unebenheit des Bodens und mehrerer Plantagen wegen, welche die Stadt enthält, nimmt sie einen beträchtlichen Raum ein.

Die Gebäude sind antik und dem Verfall nahe. Das letztere gilt hauptsächlich von der grossen Domkirche, welche nebst dem zu einfachen Wohngebäude des hier residirenden Erzbischofs auf dem Gipfel des Hügels die reizendsten Ansichten anbietet. Das geschmackvollste Gebäude der Stadt ist die reichgeschmückte grosse Kirche der ehemaligen Jesuiten, von welcher wir bemerken, daß in selber alles Holzwerk mit Schildpatt eingelegt ist. Das ehemalige grosse Jesuitenkollegium ist nun in ein bequemes Hospital verwandelt. Die in Verworrenheit gerathene Bibliothek ist den Fremden verschlossen, sie enthält aber kostbare Handschriften über die Entdeckungen der Jesuiten im Innern Amerika's. Von der Menge der übrigen Kirchen und reich ausgestatteten Klöster führen wir die modern gebaute Kirche der Karmeliten und ihr überaus reiches Kloster an.

Die Strassen sind eng, elend gepflastert und sehr unreinlich, besonders auf ihren Rückseiten. Das Haus des Obergouverneurs, der Münzhof, das Amtshaus, der Obergerichtshof, (Casa de Relacoes) und das Rathhaus sind unbedeutende Gebäude. In dem sehr festen und stark verwahrten Gefängnißhause steigt man durch Fallthüren in die Kerker hinab. Staats- und Religionsverbrecher sind hier in

6 Quadrat Fuß grossen Zellen verwahrt, welche mit keinem Fenster, aber an einem Ring an der Mauer, mit einer schweren Kette versehen sind. Aus Beschränktheit des Raumes, aus Mangel an Luft, dann auch aus gänzlich vernachlässigter Reinlichkeit müssen in dem kleinen, an das Gefängniß stossenden Hospital jährlich über hundert Menschen höchst unverzeihlicher Weise zu Grunde gehen. Die Verwicklungen des Privatinteresses, welches die ohnehin verzweifelte Lage der Sträflinge zur Goldquelle zu machen weiß, die irrige Verwechslung der grösseren oder minderen Strafbarkeit dieser Büssenden, die Sorglosigkeit der vom einmal bezahlten Aerzte, die selbst mit den Heilmitteln, ihrer Preise wegen, wuchern, endlich der Mangel einer Kontrole jener Personen, deren Obsorge die Verwahrten und die Sträflinge anvertraut sind; dieß ist das Aggregat der Umstände, welche den freylich im Durchschnitt der Strafe würdigen Theil in unverdiente Leiden versetzt. —

Einige von der höheren Klasse der Bewohner San Salvadors, besitzen von aussen ziemlich hübsche, und von innen gefällig eingerichtete Wohnungen. Die geräumigen, oft auch von aussen nicht schlecht gebauten Wohnorte geringerer Privatpersonen, haben ein plumpes unreinliches Innere. Zwey Strassen etwa ausgenommen, sind Häuser mit hölzernen Gitterläden statt der Fenster, Häuschen und Hütten so durcheinander gemengt, daß der Bewohner

Europäischer Hauptstädte nicht ohne hohes Mißfallen auf sie den Blick werfen kann.

Eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Batterien beschützt die Stadt. Das sogenannte Seefort (do Mar) macht die hauptsächlichste Vertheidigung der Stadt aus.

Dieses Fort besteht aus einem von den Holländern im siebzehnten Jahrhunderte erhöhten und verbesserten Thurm, welchen sie mit einer niedrigeren Batterie umgaben. Beyde sind mit 45, grössentheils äusserst schweren Kanonen besetzt. Der Thurm selbst ist so mit wohl gekitteten und abhängigen Steinplatten versehen, daß das Regenwasser sich sammeln und in eine Zisterne fallen muß, aus welcher die Besatzung sich nach einigen Zubereitungen das hinreichende Wasser verschafft. — In der Nähe liegt die Philippsbatterie, und zwischen beyden Befestigungen legen sich die Schiffe gewöhnlich vor Anker. Andere Schutzwerke sind: das kleine alte und mit einem Leuchtthurme versehene Kastell St. Antonio de Barro, dann das Kloster St. Diego, ein rundes Bollwerk, ferner am Ende der Stadt gegen das Meer hin eine Batterie von 18 schweren Kanonen. Ausser dem sind noch in den verschiedenen Theilen der Bay fünf andere angebracht.

Die Vertheidigung der Landseite beruht auf drey Forts, worunter auf der Südseite das Fort St.

Pedro von vollständiger, aber verwahrloster Befestigung und weitläufigen Aussenwerken. Die Forts Barbalho, und Antonio do Carmo, welches letztere ein Viereck ist, beschützen die Stadt gegen Norden. — Allein bis zur Uebersiedlungsepoche des Königshauses waren alle diese Befestigungen — so viel man weiß — nicht mit jener Anzahl Kanonen versehen, für welche ein bestimmter Raum vorhanden ist. Die bisherige Garnison bestand aus 5000 Mann, worunter Mulatten und Freyneger, und sie war einem Feldmarschall untergeordnet, der wieder unter dem Gouverneur stand. Diese Truppen haben eine sehr geringe Löhnung, aber zur Bewaffnung treffliche Englische Probeflinten.

Auf der Schiffswerfte kann nur ein Linienschiff erbaut werden, und dieser Bau wurde bisher schläfrig betrieben. Es ist aber nicht zu zweifeln, daß Brasilien unter den Augen seiner Herrscherfamilie, auf bessere Anstalten zu einem ausgedehnteren und thätiger betriebenen Schiffsbau, in Bahia vordenken wird, zumal die ausserordentlich weite Bay, dann die Leichtigkeit der Holzbeyschaffungen, ein solches Unternehmen im höchsten Grade begünstigt. Schon im Jahre 1803 wurden zu Tapagipe, nahe an der Stadt in verschiedenen Privatwerften, wohlgeformte Kauffartheyschiffe jeder Größe schnell vollendet.

Die Anzahl der Einwohner darf man auf wenigstens achtzigtausend, theils Weisse, theils Mulatten und theils Schwarze ansetzen.

Sehr bedeutend ist der Handel dieser Stadt. Wir haben davon zum Theil, in dem allgemeinen Artikel über den Handel des ganzen Reiches, gesprochen. Als Einzelnheiten Bahias müssen wir aber hier noch anführen, daß den Einwohnern dieser Stadt die Einfuhr der Negersklaven, hauptsächlich für die Diamantengruben, dann von Wachs und Goldstaub der afrikanischen Inseln, als besondere Vergünstigung zusteht. Bahia ist ein Stapelplatz für die Baumwolle und für Zuckerbranntwein. Bey grösserer Handelsfreyheit, allmähliger Beschränkung der Kronmonopole, muß der Gewerbfleiß und die Ausdehnung des Handels dieser Stadt ungemein steigen; ihr Schleichhandel aber wird selbst zum augenblicklichen Vortheile der Regierung sich vermindern. Hier fehlt es keineswegs an geschickten Arbeitern in Handwerken und Kunstgewerben.

An Fleisch ist hier grosser Mangel, an gutem fehlt es gänzlich, weil der Landmann noch nicht gehörig ermuntert ist, grosse Sorgfalt auf die Viehzucht zu wenden, welche unter dieser heissen, entkräftenden Sonne, eine weit grössere Sorgfalt erheischt, als in gemässigten Gegenden. Eigentliche Gasthäuser fehlen hier gänzlich, die Schenken erkennt man an dreyfärbigen Flaggen. Diese Häuser und

ke für den Kaffeeschank bestimmten, sind höchst elend. An Bettlern ist eine fürchterliche Anzahl vorhanden, obgleich es so leicht wäre, ihnen ganze Landstriche zur Kultur des Innern anzuweisen. Sehr [illegible], aber auch unverschämt sind hier die Negersklaven, weil sie ihre Wichtigkeit fühlen.

Die Personen des männlichen Geschlechtes beobachten im Anzuge die nähmlichen Gewohnheiten, wie sie bey uns herrschen, nur daß dort mehrere Anlässe zur Gala mit Degen sind. Schuhe- und Beinkleidschnallen von massivem Gold sind hier sehr gewöhnlich. Zu Hause aber ist die Kleidung äusserst leicht, und sie beschränkt sich oft auf die Unterkleider und das Hemd. Allgemein herrschend, aber sonderbar erscheinend, ist die Gewohnheit, die Nägel am Daumen und am Zeigefinger gleich den Sinesen lange anwachsen zu lassen und sodann sie scharf zuzuspitzen. Den Männern nützt diese Gewohnheit zum Losschneiden der Fasern von den Tabaksblättern, und wie sie glauben, zur Erhöhung des Verdienstes ihres Guitarrespieles. Auch die Frauenzimmer haben diese Sitte, welche überhaupt für das Merkmaal eines Standes gilt, der über alle Mühen der Beschäftigung erhebt.

Die Beschaffenheit des Bodens verursacht hier eine Menge von Sänften, welche die Anzahl der Karriolen bey Weitem übersteigt. Frauenzimmer kann man hier nur in Sänften, Karriolen oder an

den Fenstern und unter den Hausthüren sehen. Die religiösen Feyerlichkeiten sind auch hier äusserst prächtig und versinnlichend. Auffallend dürfte der Umstand erscheinen, daß bey den Festen der Mutter Jesu zur Ehre, in den Kirchen neben ihrem Wildnisse, jenes des Prinzen Regenten aufgestellt ist. *)

Porto Seguro (der sichere Hafen), wird durch einen paralell mit dem festen Lande in die See vorspringenden natürlichen Felsendamm gebildet. Auf der einen Seite wird er durch eine üppige Landschaft, auf der andern aber durch einen steilen Hügel beschränkt, auf dessen Rücken die Stadt erbaut ist.

Die Strassen dieser Stadt sind breit, gerade, die Häuser nur ein Stockwerk hoch, mit Lehm ausgemauert, übertüncht und von unreinlichem Ansehen. Das vierecke Stadthaus mit dem grossen Gefängnisse, das Haus des Civil- Untergouverneurs und einige wenige Privathäuser unterscheiden sich durch ihre Grösse. Die Fenster haben sämmtlich nur Gitter von gespaltenem Rohr.

Die einfache, alte Kirche hat Glasfenster, und eine neue ist aus Werksteinen und rothen Backstei-

*) Diesen Umstand erzählt John Turnbull in seiner Reise um die Welt.

ten aufgeführt. In der Nähe ist ein Dorf, von 400 hüttenähnlichen Häusern und 3000 von Salmenfischerey lebenden Einwohnern.

Die Vornehmen bewohnen einen grossen Theil des Jahres hindurch ihre nahe gelegenen Landgüter, wo Plantagen von Zucker und Maniok die Hauptsache sind. An Milch ist grosser Mangel. Man lebt hier in grosser Unthätigkeit.

Belmont, am Rio Grande, eine aufblühende Niederlassung.

Santa Cruz, ein Flecken, der Hauptort eines Bezirks, mit einem Hafen von zwölf Fuß Tiefe.

Carevellos, eine lebhafte, volkreiche, ziemlich wohlgebaute Stadt am Flusse gleichen Nahmens, der Hauptmarkt für das Maniokmehl, welches nach Rio Janeiro, Bahia und Pernambuco geführt wird. Auch werden hier, und zwar mitunter für Porto Seguro, allerley kleinere Fahrzeuge in Menge gebaut.

Das Gouvernement Santo Paulo enthält die Hauptstadt gleichen Nahmens; ferner die Städte: Angra dos Reies, Santos.

Die Gouvernements Matogrosso, Goyaz und Minas Geraes werden die der Minen genannt, weil daselbst die meisten Goldwäschereyen sind. Sie sind größtentheils, ungeachtet ihrer erhöhten Lage flach; Ackerbau und Viehzucht muß hier trefflich gedeihen, und die Gesundheit der Menschen gelangt hier zu einer höheren Blüthe, während auf den Küsten, besonders ober dem Gouvernement Rio Janeiro, zerstöhrende Fieber wüthen. Man darf daher hoffen, daß diese wohlbewässerten Landschaften der künftige Sitz zahlreicher und glücklicher Pflanzer seyn werden.

In dem zuerst genannten ist Villa bella de Cuyaba, und das Fort Braganza; in dem zweyten Villa boa, und im letztgenannten Gouvernement Villa ricca de Mariana, eine beträchtliche Stadt.

Die wenig bekannten Gouvernements Ceara und Paraiba besitzen Felsenkristall, Hanf und Färbeholz. Die Fläche Piauhy liefert viele Ochsen und Pferde, hat Alaun- Vitriol- und Schwefelminen.

Hierauf beschränken sich nun alle Daten, welche wir, mühesam genug, über die Topographie Brasiliens in den verschiedensten Quellen aufzufinden vermochten. Vielleicht können in der Folge bey dem dermahligen freundschaftlichen Verhältnisse Por-

tugalls mit England neue englische Reiseberichte benutzt werden. Auch lassen uns die Herren von Humboldt, Sieber, u. a. für die Zukunft wichtige Aufschlüsse über das Innere dieses Reiches erwarten. Noch müssen wir bemerken, daß wir Raynals größtentheils vom Jahre 1780 herrührende Berechnungen und Angaben über Brasilien nicht benützten, theils, weil sie schon zu alte, theils aber, weil sie — nach Lindleys bestimmter Versicherung, ungeachtet ihres Details, völlig grundlos sind.

Französisches Südamerika.

Es besteht in einem Landstriche von Guayana oder Guiana, zwischen dem Maronifluſſe im Norden und dem Fluſſe Ariwari und Rio branco im Süden; getrennt von dem portugiesischen Antheil durch den Ariwari, und von dem batavischen durch den Maronifluß. Es wird auch France equinoxiale genannt.

Das französische Guiana ſieht in seinem Inneren dem holländischen, welches weiter unten ausführlicher folgt, ähnlich. Es besteht noch jetzt (sagt Pitou) aus undurchdringlichen Waldungen, Savannen, Abgründen, unabsehbaren Teichen, die durch Schwärme von Insekten, ungeheuren Schlangen, Tygern und Kaimans belebt sind. Hier ist treffliches Land, allein der Boden gibt tödtliche Dünste, welche den vergiften, der ihn zu bearbeiten versucht. Man athmet eine zwischen den hohen Wäldern zusammengepreßte Luft, die den Ankömmling durch ihren Hauch tödtet. Obgleich von

mehreren Flüssen, dem Sinamary, Cayenne, Approuague, Maroni und Oyapok durchschnitten; entspringen doch nur die beyden letztern aus der großen Gebirgskette, welche eine Fortsetzung der Cordilleras ausmacht.

Es befinden sich hier im Lande die Militärposten Oyapok, Approuague, Kourou und Sinnamary, alle jedoch in einem traurigen Zustande.

Der Hauptort der ganzen Kolonie ist Cayenne, auf einer Insel gelegen. Schon der Eingang in diese Stadt ist schauerlich abschreckend, er gleicht dem Eintritte in ein Gefängniß. Das Ganze ist äusserst schlecht angelegt, die Wohnungen haben ein trauriges Ansehen, und nur die des Gouverneurs, des Intendanten und die Kasernen verdienen Häuser genannt zu werden, alle anderen sind elende Baraken von Holz und Lehm. Die ungepflasterten Strassen sind äusserst eng und die unnützen Festungswerke tragen nur bey, die ohnehin nicht geringe Ungesundheit des Orts durch Sperrung des Luftzuges zu vermehren. Der unmäßige Gebrauch des Tafia ist so allgemein, daß man bey jedem Schritte auf Soldaten, Bürger, freye Neger und Sklaven stößt, welche betrunken sind. Die Armuth ist hier von auffallender Allgemeinheit. Die Kirchen, Justiz und Polizey ist in Verfall und es herrscht hier nur Willkühr und Regellosigkeit. Das Klima

ist feucht und heiß, daher die Elephantiasis eine allgemeine Krankheit *). Die Neustadt hat ein freundlicheres Ansehen, als die Altstadt, aber ein Haus von zwey Etagen ist auch hier ein Pallast. Die Hütten werden von farbigen, äusserst trägen und dürftigen Menschen bewohnt; denn es gibt hier alle Nüancen von weissen Menschen bis zum Neger hinab. Die Reichen handeln die Negerinnen völlig wie Waaren ein, und diese treiben ihren Handel dagegen mit alle dem, was sie von ihren Liebhabern erhalten.

Die Indianer, sagt Pitou, haben die Wildheit der Negervölker Arabiens. Den Neger charakterisirt Faulheit, Beschränktheit und Zerstörungssucht des afrikanischen Wilden. Die Abarten dieser Racen verbinden mit den klimatischen Fehlern die Thorheiten ihrer Väter. Der Creole ist schwächlich und artet dem Neger nach, unter dessen Aufsicht er aufwächst. Kaum können sie laufen, so gewöhnen sie sich, eine weisse Erde zu essen, die sie bleich und aufgedunsen macht, die ihren Appetit und ihre Gesundheit zerstört. Daher ihre Langweiligkeit, der Mangel an Geisteskraft, und die unsinnigsten Launen. Bald behandeln sie ihre Neger wie Hausthiere, bald hätscheln sie sie, wie die

*) So erklärt sich Malouet, ancien Administrateur des Colonies de la Marine, in seiner zu Paris 1802 erschienenen Collection de Memoires etc. sur la Guiane Française et Hollandaise.

geliebtesten Kinder; denn höchste Liebe und bitterster Haß wechseln bey diesen Menschen mit der Schnelligkeit des Blitzes ab.

Diese Schwachheiten wissen die schönen Negerinnen trefflich zu benutzen. Sie verstehen es, ihre Liebhaber durch Juwelen und andere Geschenke zu Grunde zu richten, ja sie selbst den Armen liebenswürdiger Europäerinnen zu entreissen. Dennoch sind sie weder hübsch, noch unterhaltend; höchste Schlüpfrigkeit ist ihr einziges Verdienst. Die Häuser stecken hier voll unnützer Sklavinnen und Kinder von allen Farben, und die Männer sind unverschämt genug, sich gern als Väter von viel[illegible]gen Bastarden umgeben zu sehen, die zugleich zu Wächtern oder Spionen gegen die rechtmäßige Ehefrau dienen und ihr unendlichen Kummer bringen.

Handel und Wandel ist hier schlecht. Die Ankömmlinge aus Europa bezahlen alles; ist lange kein Schiff aus Europa da gewesen, so herrscht Hungersnoth; die Lebensmittel sind, wie alles Uebrige fast doppelt so theuer, als in Frankreich.

Zucker und Kaffee sind die vorzüglichsten Produkte; überdieß hat man Kakao, Baumwolle, Indigo, Roukou, Reis, Tabak, Gewürznelken, Zimmt, europäische Hausthiere, vortreffliche Krabben, vielfache Fische, Holz.

Batavisches Südamerika, und Darstellung Gujanas im Allgemeinen.

Lage. Grenzen. Größe.

Dieses umfaßt einen bedeutenden Antheil von Gujana zwischen den spanischen und französischen Besitzungen, und wird noch eigentlicher von den Flüssen Pamaron und Maroni begrenzt. Es breitet sich vom 3ten zum 6ten Grad N. B. aus. Gujana selbst aber, nemlich der Inbegriff aller europäischen Besitzungen in diesem Lande, welches wir hier im Allgemeinen darstellen werden, ist ein Gebiet des heissen Erdstrichs, über 20,000 Quadratmeilen groß, im Osten vom Ocean, im Norden, Süden und Westen von drey der größten Ströme der neuen Welt, dem Orinoko, dem Maranon und Rio Negro eingefaßt, gleichsam eine Insel, die an Produktionskraft mit den fruchtbarsten Theilen der Erde wetteifert. Es ward im Jahre 1498 von Ojeda, einem Spanier, gemeinschaftlich mit Emerich Vespucci und de la Cosa entdeckt. Seit

1624

1624 haben sich hier die Franzosen, und ungefähr um dieselbe Zeit die Holländer niedergelassen.

Klima. Boden. Gewässer.

Obgleich man selbst in unsern Zeiten noch nicht tief in das Innere des Landes eingedrungen ist, und alle Etablissements so zu sagen nur Küstenländer sind, obgleich Klima und natürliche Beschaffenheit des Landes alles Weiterdringen ungemein erschwert, hat man doch schätzbare Nachrichten von dieser fruchtbaren Provinz gesammelt, welche durch Ausrotten der ungeheuern Wälder, Austrocknung und Beurbarung der Moräste, Reinigung und Zusammenleitung der Flüße ein wirkliches Eldorado werden könnte, wie es einst Raleigh umsonst in ihrem Innern aufsuchte.

Im Vergleiche mit Domingo kann man Surinam eine Silbergrube, letzteres eine Goldgrube nennen. Aber das Verdienst der Holländer, ihren Antheil Gujanas so hoch gebracht zu haben, ist sehr groß. Sie haben alle Mittel angewendet, welche die Chemie anbot, um den feuchten schlammigen Boden zum Ertrag von Kolonialprodukten tauglich zu machen, dennoch gedeiht hier der Indigo nicht.

In Gujana herrschen nur zwey Jahrszeiten, nähmlich die trockene und nasse. Diese theilt man indeß in vier, nähmlich in zwey nasse und trockene

Batavisches Südamerika, und Darstellung Gujanas im Allgemeinen.

Lage. Grenzen. Größe.

Dieses umfaßt einen bedeutenden Antheil von Gujana zwischen den spanischen und französischen Besitzungen, und wird noch eigentlicher von den Flüssen Pomaron und Maroni begrenzt. Es breitet sich vom 3ten zum 6ten Grad N. B. aus. Gujana selbst aber, nemlich der Inbegriff aller europäischen Besitzungen in diesem Lande, welches wir hier im Allgemeinen darstellen werden, ist ein Gebiet des heissen Erdstrichs, über 20,000 Quadratmeilen groß, im Osten vom Ocean, im Norden, Süden und Westen von drey der größten Ströme der neuen Welt, dem Orinoko, dem Maranon und Rio Negro eingefaßt, gleichsam eine Insel, die an Produktionskraft mit den fruchtbarsten Theilen der Erde wetteifert. Es ward im Jahre 1498 von Ojeda, einem Spanier, gemeinschaftlich mit Emerich Vespucci und de la Cosa entdeckt. Seit

1624

1624 haben sich hier die Franzosen, und ungefähr um dieselbe Zeit die Holländer niedergelassen.

Klima, Boden. Gewässer.

Obgleich man selbst in unsern Zeiten noch nicht tief in das Innere des Landes eingedrungen ist, und alle Etablissements so zu sagen nur Küstenländer sind, obgleich Klima und natürliche Beschaffenheit des Landes alles Weiterdringen ungemein erschwert, hat man doch schätzbare Nachrichten von dieser fruchtbaren Provinz gesammelt, welche durch Ausrotten der ungeheuern Wälder, Austrocknung und Beurbarung der Moräste, Reinigung und Zusammenleitung der Flüße ein wirkliches Eldorado werden könnte, wie es einst Raleigh umsonst in ihrem Innern aufsuchte.

Im Vergleiche mit Domingo kann man Surinam eine Silbergrube, letzteres eine Goldgrube nennen. Aber das Verdienst der Holländer, ihren Antheil Gujanas so hoch gebracht zu haben, ist sehr groß. Sie haben alle Mittel angewendet, welche die Chemie anbot, um den feuchten schlammigen Boden zum Ertrag von Kolonialprodukten tauglich zu machen, dennoch gedeiht hier der Indigo nicht.

In Gujana herrschen nur zwey Jahrszeiten, nähmlich die trockene und nasse. Diese theilt man indeß in vier, nähmlich in zwey nasse und trockene

Zeiten. Auf die kleinen Regen folgt nehmlich eine trockene oder vielmehr heiße Jahrszeit. Hierauf tritt der starke, anhaltende Regen von März bis zum Junius ein; diese Zeit ist dort unter dem Nahmen des Winters bekannt. Sodann folgt die kürzere trockene, aber heiße Jahrszeit. Indeß herrscht doch die Feuchtigkeit, und die Uebergänge von einer Veränderung zur andern, geschehen stets durch fürchterliche, wochenlange Donnerwetter, die häufig Menschen und Thiere tödten.

Einem so ungesunden Klima widerstehen kaum die Urbewohner; nach ihnen noch am besten die unter dem heissen Himmel gebohrnen Neger. Aber die Europäer leiden erstaunlich. Besonders ist die geringere, arbeitende Klasse der Fremdlinge, z. B. die Matrosen, den schrecklichsten Folgen der grossen Regen, wenn die Sonne Gujana fast lothrecht trifft, ausgesetzt.

Der Boden selbst zeigt indeß das trefflichste Erdreich nebst den schönsten Wiesen, und im tiefen Westen, zeigen sich grosse Gebirge, die Mütter so vieler jetzt schädlicher, bey mehrerer Cultur des Landes aber höchst vortheilhafter Gewässer.

Denn ausser den unter dem vorigen Abschnitte angeführten Flüssen, zählt Gujana noch viele andere; so den Orinoko, den Pamaron, den Essequebo, mit mehr als dreyßig Wasserfällen, den

Demeraryfluß, den Berbice, den Courantin, den Surinam u. m. a.

Naturprodukte.

Ungeachtet der Vernachläßigung dieser Provinz erzielt der Europäer grosse Reichthümer aus ihren mannichfaltigen, kostbaren Erzeugnissen.

Jene Stapelwaaren Westindiens, Zucker, Kaffee, Vanille, Kakao, Baumwolle, Indigo, Kassave, Roucou und anjezt mehrere dorthin geführte Gewürze Ostindiens, z. B. das Zimmt, die Nelke, geben hier alle den reichlichsten Ertrag; viele bringen selbst doppelte Erndten; die schönsten Früchte, Orangen, Citronen, Limonen, Kokus, Ananas, Pisang, Popayen, selbst der Wein gedeihen trefflich, nur unser Kernobst bekömmt dorten nicht.

Unübersehbar ist die ganze Flora von Gujana. So findet sich hier sowohl das Campecheholz, als der Färbebaum (Sunira tinctoria), das Eisenholz, die Pekea butinosa, sehr vorzüglich zum Schiffbau, das Letternholz, das schöne Atlasholz. Unter den Bäumen, die das Harz oder Gummi liefern, verdient derjenige besonders genannt zu werden, wovon wir das elastische Harz, Caoutchou erhalten. Dieser Baum (Hevea gujanensis) ist sehr hoch, hat aber nur eine

kleine Krone und an seinem Stamme keine Zweige. Das leichte, zähe, aber biegsame Holz, kann zu kleinen Masten verwendet werden. Seine Blätter sind jenen des Manioc ähnlich. Seine Frucht ist dreyeckig und enthält drey Saamenkörner, Mandeln, welche eßbar sind, und ein als Butter brauchbares Oel geben. Man macht in den Baum selbst viele Einschnitte, und überstreicht mit der daraus fliessenden Milch zuvor bereitete, beliebige Formen. Ist die Flüßigkeit erhärtet, dann erweicht man die Form in Wasser, oder zerschlägt sie. Auf die Weise erhält man dadurch nicht nur Flaschen, sondern sogar Stiefeln, welche dem Wasser undurchdringlich sind; die erstaunliche Elasticität dieses Harzes liefert Arm- und Halsbänder, Spritzen, Sonden und elastische Ringe. Auch gibt sein damit überzogenes Zeug, Leinwand oder Seide ein dem Wasser undurchdringliches Wachstuch. In neuesten Zeiten hat man es in Aether und verschiedenen Oelen wieder aufgelöset und die Luftballons damit überzogen.

Den Indianern dient dieses Harz zu Fackeln, und sie benützen auch zu gleichem Ende das Oel der Virola sebifera. Zu den vielen vegetabilischen Merkwürdigkeiten gehört noch besonders der Co u m i e r d e l a G u j a n a. Er liefert ein Harz, das von Ansehen und Geruch, wie auch in den übrigen Eigenschaften, völlig dem Ambra gleich kömmt.

In einem Lande, wo man sich nur auf wenige Stunden von den Küsten entfernen darf, um sofort unter der unerträglichsten Hitze in Morästen zu waten, wo der abgehärtete Krieger nicht ohne Lebensgefahr auf der Erde ruht, sondern um der Nässe und den Sumpfthieren zu entgehen, nur in erhöhten Hangematten unweit des Feuers schläft, da muß die Natur eine unermeßliche Menge Ungeziefer hervorwachsen lassen, denen der Morast und der feuchte Schatten wahres Vaterland ist, und die sich von ihnen ähnlichen Thieren, Gewürmen, Insekten, Amphibien oder von wässerigten Pflanzen ernähren.

Schmetterlinge, oft von der Grösse mittelmässiger Vögel, glänzen durch den blendendsten Lazur, (Papil. Menelaus; Teucer; Idomeneus u. a.), durch Spiegel, die das Auge täuschen, (Papil. Clio Psidii u. a.), durch Perlmutter und Gold (Papil. Leilus, Cupido). Selbst die Nacht wird durch lebendige Laternen beträchtlich erhellt, durch ein eigenes Geschlecht geflügelter Insekten, deren grosser, phosphoreszierender, helleuchtender Kopf, den Menschen im Dunkel wie eine Fackel leitet, da am Tage die schönen Flügel nicht weniger durch prächtig gefärbte Spiegel das Auge ergötzen. (Fulgora laternaria L.)

Dagegen erzeugen sich denn aber in dem dortigen Klima eine ungeheure Menge widriger Insekten,

die den Einwohner tausendfachen Leiden bey Tag und bey Nacht aussetzen. Spinnen von der Grösse einer Mannshand, die selbst kleine Vögel verzehren, sind durch ihre Bisse noch gefährlicher, als die vielen Skorpionen und Skolopendern. Die Zancuden, Mapeinen, Maringoings, und Muskiten, sind die nächtlichen Blutsauger, während dagegen vielartige Bremsen, Stechfliegen, Wespen und Bienen, ihn bey Tage mit ihren Stacheln ängstigen. Zugleich verheeren oft ganze Züge von Heuschrecken und Ameisen die Pflanzungen; die Termiten aber ganze Gebäude.

Die Summe der Amphibien ist in Gujana gleichfalls eben so zahlreich als ausserordentlich. Unter den Schlangen, wovon mehrere zu den giftigsten gehören, verdient hier die Wassermutter, Aboma oder Boiguacu eine besondere Anzeige. Sie ist von der Riesenschlange sowohl durch die Grösse, noch mehr aber durch zwey Krallen, wie der Sporn eines Hahnes, welche sich gegen das Ende des Leibes befinden, verschieden. Ihre Farbe ist auf dem Rücken grünlichschwarz, die Seiten sind gelbbraun, und beydes ist mit regelmässigen weissen Ringen schön gefleckt. Sie ist auf 30 Fuß lang, und hat die Dicke eines Menschen, übrigens völlig ohne Gift. Ihr Kopf ist breit und glatt, aber im Verhältniß zu ihrem Körper klein, der grosse Rachen hat eine doppelte Reihe Zähne, die hervorstehenden Augen sind glänzend, und der ganze Körper

ist mit Schildern, oder großen Schuppen bedeckt. Ihre schöne Haut wird zum Ausstopfen, das reichliche Fett aber als Heilmittel verwendet.

Ausser der Aboma zählt Fermin noch 80 verschiedene Arten von Schlangen auf Surinam, und ausser dem Alligator, der Leguane und dem Chamäleon noch 9 Arten Eidechsen. Das Geschlecht der Frösche enthält aber in Gujana die sonderbarsten Amphibien. Der übermässige Kopf der gehörnten Kröte wird schon durch den weiten Rachen gräßlich, noch weit mehr aber durch die Augenlieder. Diese erheben sich tutenförmig über das grosse wilde Auge, und bilden darüber beträchtliche hornförmige Spitzen. Der breite, warzige, stachlige Körper, ist dabey mit breiten braunen Linien überlaufen, und vermehrt das äusserst widrige Ansehen des ganzen Thieres. Die noch merkwürdigere Pipa brütet ihre Eyer und Jungen auf dem Rücken aus und läßt sich auch zähmen.

Unter der kaum aufzuzählenden Menge des Gefieders, vorzüglich der Papageyen, zeichnet sich durch seine ungemeine zahlreiche Verbreitung, das Geschlecht der Pipra aus. Die Psophia, ein dem Kraniche nahe kommendes Thier, zeichnet sich durch seine Stimme, noch mehr aber durch den Grad seiner Zähmung und Anhänglichkeit an den Menschen aus. Der Trompetenvogel (Psophia crepi-

tans L.) ist grösser und stärker gebaut als der Brachvogel. Den Körper trägt er aufrecht, läßt ihn auch häufig nur auf einem Beine ruhen. Gewöhnlich ist die Hauptfarbe schwarz, oft spielt sie ins Grünliche. Das Sonderbare besteht in dem trompetenähnlichen Tone seiner Stimme, die gleichsam aus dem Bauche herzukommen scheint.

Diese Vögel äussern eine ganz ausserordentliche Anhänglichkeit an den Menschen. Sie gehen nicht nur dreist in den Häusern umher, sie schmeicheln ihren Herrn und geben sogar bey seinem Wiedersehen, ein Freudengeschrey von sich. Sie folgen ihm sogar über die Strasse, verweilen vor dem Hause, in welches er hineingegangen ist, und warten bey Tische hinter, oder neben seinem Stuhle, um von ihm Brot, Fleisch und Fische zu erhalten.

Viele Merkwürdigkeiten der Ornithologie dieser Länder wären hier noch zu erwähnen, z. B. der schöne Sonnenreiher (Ardea Helias), der wegen seines trefflichen Gefieders, wegen des Bildes der Sonne, so sich im Innern der ausgebreiteten Flügel zeigt, und endlich wegen der steten Bewegung seines Körpers gleich auffallend ist. Alle die Merkwürdigkeiten der Natur dieses reichen Landes hier aufzuführen, verbietet uns der Raum; nur ein Individuum der dortigen Thierwelt, möge seiner Wichtigkeit wegen, und das in den Haushalt und

die Beschäftigungen der Einwohner besonders Angreift, hier noch einen Platz finden. Dieß ist der Manati oder Lamentin (Trichechus Manatus dentibus laniariis inclusis.) Dieß Thier verbindet gleichsam die Quadrupeden mit dem Wallfische. Es steht ihnen bereits näher als die Seehunde (Phoca). Bey diesen sind nämlich die Hinterbeine, obgleich nur kurz und am Leibe versteckt, dennoch wirklich vorhanden, die Vorderbeine nebst ihren Zehen aber deutlich, wie an den übrigen Quadrupeden. Beym Lamentin findet sich zwar das Vorderbein mit seinen vier Zehen und Nägeln, allein das Ganze ist von einer eigenen Haut beutelförmig umgeben, gleicht dadurch einigermaßen einer kurzen, breiten Schaufel und dient trefflich als Ruder; vom Hinterbeine hingegen findet sich keine Spur. Der Schwanz ist ziemlich breit aber kurz, und wie Daubenton sagt, biberähnlich. Der starke Kopf hat einige Aehnlichkeit mit dem eines Bullenbeissers, besonders durch die herabhängenden Ohren. Die Augen sind klein, die äussern Ohren fehlen gänzlich, es ist nur eine Gehöröffnung vorhanden; dennoch hört das Thier scharf. Es hat nur Backenzähne; seine einzige Nahrung sind Seegewächse, süsses Wasser sein Getränk, daher findet man ihn gewöhnlich an den Mündungen der Flüsse. Die breite, platte Schnauze hat weite Nasenlöcher, und ist mit starken Borsten besetzt. Sein Laut kömmt dem eines Ochsen ähnlich, so wie sein tonnenförmiger Leib auch die

Dicke eines Ochsen hat. Seine Länge beträgt oft 16 Fuß, sein Gewicht 5 bis 800 Pf. Sein Naturell ist sanft, und macht ihn selbst einer Art von Zähmung fähig. Aus dem Wasser herauszugehen erlaubt ihm seine Bildung nicht. Es säugt übrigens seine beyden Jungen wie der Wallfisch, und soll monogamisch seyn. Da es oftmals schlafend den Kopf über dem Wasser empor hält, so wird dieser Umstand von den Einwohnern Gujanas sehr häufig zum Fang desselben benutzt.

Das Fleisch des Lamentins oder Meerochsen ist trefflich; es kömmt dem besten Schweinfleisch sehr nahe. Selbst die Haut, wenn sie gekocht wird, ist essbar, und hat viel Aehnliches mit Ochsenfüssen. Sonst kann man auch ein dichtes Leder daraus bereiten. Das Fleisch wird in Stücken zu zwey bis drey Pfund geschnitten, und zweymal gesalzen, hierauf von den europäischen Kaufleuten in Fässern versandt. Die Indianer dörren es wie andere Fische.

Einwohner.

1.) Originalbewohner. Eines der Haupt-Völker von Gujana, die Caraiben, haben wir bereits bey Westindien umständlicher kennen gelernt. Eine zweyte Haupt-Nation heißt die Galiben. Sie kömmt den Caraiben ziemlich nahe. Nach ihnen giebt Barrere den Cussaniern und Maraonen den zweyten Rang; Stedman aber rühmt

besonders wegen ihrer körperlichen Schönheit und Geschicklichkeit, die Arrowacken [illegible]

[illegible]

Einige dieser Völkerschaften zeichnen sich durch höchst sonderbare Gewohnheiten aus. So halten die Nationen, welche um die Mündung des Amazonenflusses wohnen, eine platte Stirne und einen flachen Hinterkopf für eine grosse Schönheit, sie suchen daher also ihren Kindern, mittelst zweyer Bretter, zu dieser Schönheit zu verhelfen. Die Ak[illegible]nonqas setzen ihren Schmuck darin, Papageyenfedern im Backen zu tragen. Dagegen graben die Palicurs schwarze Cirkellinien, die von einem Ohre über das Kinn zum andern gehen, auf ihr Gesicht, und tragen zugleich Ringe in der Nase. Die Ottomachen, ungefähr 1000 Mann stark, die Maysurer, Avanier und Chierugier, dann die Guajans (weisse kriegerische Menschen, zum Theile sogar von dem größten und robustesten Schlage), dieß sind die merkwürdigsten Völker Guianas, deren Betrachtung folgendes allgemeines Resultat giebt.

Die Indianer von Guiana sind im Durchschnitte genommen nicht sehr groß, von Farbe röthlichbraun, kommen aber weiß zur Welt. Sie haben einen starken Unterleib und langes, schwarzes, straffes Haar, aber nur wenig Bart, und auch diesen reissen sie aus, so wie alle Haare am Leibe selbst.

Die Weiber sind zart gebaut, haben kleine Augen, von Farbe und Haare den Männern gleich; sie zeigen aber eine angenehme Freundlichkeit und sind überhaupt nichts weniger, als häßlich. Ihre ganze Bedeckung besteht nur in einem Camiza, einem kleinen Schurzfelle, um dasjenige zu bedecken, was die Sittlichkeit befiehlt. Aber dieser Schurz schützet auch wider die Insekten und dient als Suspensorium für die dort häufigen Brüche. Die Weiber besetzen die Schürze unten mit Korallen, die Männer lassen die Streife oft lang herabgehen.

Alle Indianer färben sich stark mit Roucou, das mit Kajaputöl abgerieben wird, einige lassen sich, wenn sie in den Krieg gehen, schwarze Streife auf den Körper zeichnen.

Von Jugend auf zu allen körperlichen Uebungen gewöhnt, sind sie treffliche Schwimmer, Fischer und Jäger. Dieß Volk, sagt Piton, hat das Auge eines Adlers, das Ohr eines Blinden, die Füsse eines Hirschen und die Gelehrigkeit eines Hundes. Sie sind gastfrey und als Freunde gutmüthig, aber träge und argwöhnisch, glühen sie gereizt, von unversöhnlicher Rache. Diese zu befriedigen ist ihnen jede Methode gleich, Pfeile, Keule oder Gifte. Von letzteren haben sie ganz besondere Kenntnisse, und verstehen es, sich dessen mit tiefster Verstellung bey dem heitersten Freundschaftsmahle zu bedienen.

Sie lieben die Völlerey und sind in dieser Lage jedes Lasters fähig. Nüchtern zeigen sie sich von einer vortheilhaften Seite. Selten zanken sie und betragen sich, der Nacktheit beyder Geschlechter ungeachtet, sehr anständig gegen die Weiber. Sie leben in Polygamie, dennoch ist der Ehebruch selten, wird auch in Rücksicht der Frau, ja öftmals des Verführers, mit dem Tode bestraft.

Die Regierungsform dieser Indianer ist monarchisch; sie stehen unter einem König und kleinere Oertschaften unter Caziken. Sie verehren einen guten und bösen Gott, haben mancherley Aberglauben und sogar Zauberer vom verschiedenen Range.

Ihre Wohnungen sind von zweyerley Art, niedrige und hohe Häuser. Die ersteren sind niedrige Hütten mit Palmblättern bedeckt, die hohen Häuser (Sura's) stehen auf langen Pfosten, hoch über der Erde, so daß man unter dem Boden des Hauses durchgeht. Man steigt auf einer schlechten Leiter nicht ohne Gefahr zu fallen hinauf.

Der Ackerbau dieser Indianer ist sehr verschwenderisch eingerichtet. Sie bebauen nämlich niemals einen Fleck Landes zweymal, sie schlagen vielmehr ihre Wohnungen stets an anderen Orten auf. Die Jagd und Fischerey ist nebst dem Kriege, stets das Hauptgeschäft der Männer. Ausser dem Bogen bedienen sie sich auch des Blaserohrs, das Wild zu schiessen,

und sie betäuben auch die Fische durch narkotische Pflanzen. Eine Hauptnahrung sind bey ihnen gleichfalls die Krabben und die Schildkröten.

Ihre Pirogen oder Fahrzeuge sind nicht schlecht gebaut. Sie bestehen freylich nur aus einzelnen durchs Feuer ausgehöhlten grossen Bäumen; dennoch haben sie eine Art Ruder und oftmals ein Segel von dünn geschnittenen Latten, mit Lianen zusammengefügt.

Uebrigens sind die Männer sehr träge, sie bringen den größten Theil ihres Lebens im Hamak zu. Die Weiber nämlich, dienen auch bey diesen Wilden statt der Arbeitsthiere, die nicht bloß Alles tragen und herbeyschleppen müssen, sondern auch die Speisen und den Roucou zubereiten, die Früchte und Wurzeln einsammeln, ja selbst den Acker bepflanzen, den die Männer von Bäumen gereinigt haben.

Die Indianer besitzen grosse Geschicklichkeit in Verfertigung von Körben und Töpfen. Fermin behauptet, ihre feinsten Körbe übertreffen Alles, was man von solcher Arbeit in Europa liefert. Sie machen aber auch grosse, starke Schließkörbe, deren man sich auf Reisen bedient. Ihre irdenen Gefäße bestehen aus fein gesiebter Asche und gutem Thon. Sie lassen sie vor dem Brennen im Ofen trocknen, und wissen ihnen einen schönen Glanz zu geben. Um das Trinkwasser lange aufzubewahren, verfertigen

sie thönerne Gefässe von so erstaunlicher Grösse, daß einige 4 bis 5 Anker fassen.

Zum Putze schmücken sie sich mit Aufsätzen von den schönsten Vogelfedern; auch verstehen sie den harten grünen Stein, den Jade oder Nephrit länglich zu schneiden und zu durchbohren. Vormals war ihr Verkehr mit den europäischen Kaufleuten nicht unbedeutend. Die französischen Kaufleute erhandelten von ihnen Sklaven beyderley Geschlechts. Dieß waren keine Neger, sondern fast lediglich Kriegsgefangene, die diese indianischen Nationen von ihren Feinden durch Ueberfälle, worin gewöhnlich ihre Kriege bestehen, gemacht haben. Die Indianer bringen aber überdieß Körbe, Matten, irdene Gefässe und andere Sachen von ihrer Arbeit zum Verkaufe gegen europäische Fabrikate; in früheren Zeiten brachten sie auch Goldkörner, die aus dem dortigen Flußsande gewaschen waren.

2) Angesiedelte. Die Europäer haben Gujana in gewinnreiche Kolonien oder vielmehr Plantagen umgeschaffen. Die Charakteristik der angesiedelten Einwohner in den französischen Etablissements ist bereits an Ort und Stelle auseinander gesetzt worden; hier haben wir es daher nur mehr mit den holländischen Kolonisten zu thun. Es wird hinlänglich seyn, von ihrer Lebensart in der Stadt und auf dem Lande ein skizzirtes Bild zu geben, welches zum Maaßstabe bey Beurtheilung ihres Wer-

baus und ihrer Kultur dienen kann. Ihre Wohnungen sind auf einem Grunde von Mauersteinen von Holz, zwey bis drey Etagen hoch aufgeführt, haben aber wegen der Hitze, weder Fenster noch Kamine, ja selbst keine Schornsteine. Da es an Quellwasser mangelt, hat man aller Orten Cisternen, oft zugleich Filtrirsteine. Das Hausgeräth ist prächtig, und statt der Tapeten sind die Zimmer mit Cedern oder Mahagonyholz trefflich getäfelt. Fast durchgängig schläft man wegen des Klima's in baumwollenen Hangematten, wovon einige bis auf 120 Rthl. kosten. Man schützt sich gegen die Musquitos durch Netze von Gaze.

Zu Paramaribo, der Hauptstadt der Kolonie, sinken um 6 Uhr Abends auf ein Signal des kommandirenden Schiffes alle Flaggen der Schiffe, ihre Glöckchen fangen an zu läuten, und in der Stadt geht der Zapfenstreich. Um diese Zeit tritt die Bürgerwache an und kein Neger oder Negerin darf ohne Paß von seinem Herrn sich mehr auf der Strasse finden lassen.

Um 10 Uhr schlagen schwarze Trommelschläger einen zweyten Zapfenstreich. Um diese Zeit erscheinen die Damen zu ihren tête à tête im Mondenlicht. Sie bewirthen dabey mit Wein, Scherbet oder Songari, (einer Mischung von Maderawein, Wasser, Muskatnuß und Zucker). Ausser der freysten Unterhaltung mit ihren Liebhabern betrifft ihr

Ge-

Gespräch auch die Eigenschaften ihrer Ehegatten und ihrer Sklavinnen, die sie ihren guten Freunden für einen gewissen Preis wöchentlich anbieten. Indeß gibt es allerdings mehrere Ausnahmen hiervon.

Die gewöhnlichen Vergnügungen sind: Gesellschaft, Spiel, Bälle, Reiten; auch hat man Liebhabertheater. Die Kleidung besonders des Frauenzimmers ist sehr elegant, vorzüglich ist ihre feine Wäsche von der blendendsten Weisse. Ja sogar die Fußböden ihrer Zimmer zeigen die höchste Reinlichkeit; die Negerinnen müssen sie mit sauern Orangen scheuern; dieß verbreitet zugleich einen angenehmen Geruch.

Ueberhaupt herrscht dort grosser Luxus und eine Eitelkeit, die zuweilen ins Lächerliche ausartet. So geriethen zwey Pflanzer über das Eigenthum eines aus Europa verschriebenen, sehr schönen, kostbaren Wagens in einen Proceß. So lange dieser dauerte, blieb der Wagen auf der Strasse der heissen und regnigten Witterung bloßgestellt; er fiel daher ganz auseinander, noch vor Beendigung des Prozesses.

Die Lebensart des Pflanzers, wenn er sich auf seiner Plantage selbst aufhält, ist noch weit üppiger. Hat er sich des Morgens aus den Armen einer seiner geliebtesten schwarzen Favoritinnen erhoben, so zieht ihm ein Neger die seidnen Strümpfe und lange, feine Beinkleider an; ein andrer reicht ihm

ein Morgenkleid von kostbarem indischen Zeuge, und über eine Mütze, so fein wie Spinnengewebe wird ein ungeheurer weisser Castorhut gesetzt, der das magere Gesicht von Mahagonyfarbe schützt. So wiegt der ganze von Klima und Ausschweifung ausgemergelte Kerl etwa 80 bis höchstens 100 Pfund. Sodann tragen ein halb Duzend der schönsten Sklaven und Sklavinnen Kaffee und Tabak unter dem bedeckten Vorplatz des Hauses auf. Gleich nachher erscheint in tiefster Unterthänigkeit der Aufseher der Plantage. Er berichtet den Zustand der Neger, ob welche gestorben oder gebohren, ob sie fleissig oder faul gewesen, sich gut oder schlecht betragen haben. Diese letzten führt er mit sich, und sie werden sofort, ohne eine Wort zu ihrer Vertheidigung vorbringen zu dürfen, an einen Pfahl gebunden und mit langen Parforcepeitschen zerhauen. Sie müssen nach erduldeter Züchtigung: Dankee Massera (ich danke euch Herr) rufen, um hierauf sogleich mit den zerfleischten Gliedern zur Arbeit gesandt zu werden. Während dieses empörenden Auftritts und lauten Angstgeschreys geht der gnädige Herr mit der ruhigsten Zufriedenheit nebst dem Aufseher hin und her spatzieren.

Gleich darauf erscheint der Arzt der Plantage, um über den Gesundheitszustand der Neger zu berichten. Wehe ihm, wenn mehrere krank sind, oder sich nicht bessern!

Nun macht die Gouvernante mit den ihr untergebenen Negerkindern die Aufwartung. Sie sind zuvor gewaschen und gebadet, und erhalten darauf ihr Frühstück, das in Reis und Plantins besteht.

Der Pflanzer besucht nun entweder in seinem Boote, das von dem Aufseher mit den besten Früchten, Wein, Wasser und Tabak gehörig versehen ist, seine Plantage; oder er geht um 10 Uhr zum Frühstück, welches in Schinken, gebratenen Hühnern, Tauben, Plantins, süssen gerösteten Cassavar, Brot, Butter und Käse, nebst Madera, Rheinwein und starkem Bier besteht.

Nach diesem nimmt er ein Buch, oder spielt Billard oder Schach, unterhält sich mit Musik bis ihn die Hitze zur Mittagsruhe treibt. Er wiegt sich dann in seiner Hangematte ohne Bette und Decke in Schlaf, und ein Paar Neger fächeln ihm Kühlung zu, und wehren die Musquitos ab.

Um 3 Uhr steht er auf, um zur Tafel zu gehen. Alles was der herrliche Boden dort an Wildpret, Fischen, Gemüsen und trefflichen Früchten hervorbringt, findet sich hier nebst den ausgesuchtesten Weinen; das Mahl wird mit einer starken Tasse Kaffee und einem Glase Liqueur geschlossen. Um 6 Uhr erscheint vom Neuen der Aufseher der Plantagen, um Bericht abzustatten und die unglücklichen Neger nach seiner Anklage geisseln zu lassen. So-

bald die Execution beendiget und die Gesellschaft entlassen ist, setzt sich der gnädige Herr zur Karte, wobey schwacher Punsch oder Sangari genossen wird. Ist das Spiel beendigt, so eilt er in die Arme seiner schönsten Sultanin und des Schlafes.

Auch dem Frauenzimmer schreibt Stedman, (dem wir diese Nachrichten vorzüglich verdanken) eine gleich üppige Lebensart auf den Plantagen zu. Sie überlassen sich, sagt er, den unbändigsten Leidenschaften, besonders der unbarmherzigsten Grausamkeit. Wir verschonen die Leser mit den Unthaten dieser weiblichen Ungeheuer und wünschen, daß endlich die Regierung die Rechte der Vernunft und der Menschlichkeit gegen diese Nichtswürdigen vertretten möchte. Sie hat gerade am meisten Ursache, den schreyenden Unbarmherzigkeiten der Pflanzer gegen ihre schwarzen Mitmenschen einen Damm zu setzen; denn sie haben am wesentlichsten zum Verfalle dieser schönen Kolonie mitgewirkt. Mehr als 20,000 Schwarze sahen sich nähmlich gezwungen, ihren herzlosen Tyrannen zu entlaufen. Sie bilden jetzt eigene freye Neger-Republiken im Innern des Landes; nach vielen blutigen Kämpfen, in welchen die natürliche Beschaffenheit des Landes ihrem Haße zu Hilfe kam, sind sie noch immer furchtbare Feinde der Kolonie, und in ihren 3 kleinen Staaten pflanzt sich ihre Freyheitsliebe mit ihrer Rachsucht gefährlich fort.

Die Industrie dieser Maronneger ist bewundernswerth. Man fand in einer ihrer zerstörten Kolonieen die Ueberbleibsel von mehreren Häusern, unter welchen einige aus zwey Etagen bestanden. Die Pflanzungen enthielten den schönsten Reis, Manioc und Platanen. Aus der Asche der Palmbäume verstehen sie Salz auszuziehen. Auch gewährt ihnen der Palmbaum stets den schönsten Wein und mehrartige Bedeckung. Aus dem Fette der Käfer-Raupe (Curculio Palmarum L.) bereiten sie treffliche Butter; aus den Pistazien sehr gutes Oehl. Jener Käferwurm gibt aber gleichfalls ein sehr schmackhaftes Essen, wenn man ihn langsam am Feuer bratet und dabey mit Semmel bestreut.

Der Calebassen-Kürbis liefert ihnen Becher und ähnliche Geschirre; die Seidenpflanze aber Fäden, woraus sie ihre Hängematten, Mützen und Zeuge wirken. Die Lianen geben Flechten und Stricke, die wilden Bienen Honig, eine sehr elastische Holzart (Byby genannt) dient zu Körben, gibt auch an einander gerieben, Feuer und das zuvor erwähnte Fett dient des Nachts zum Brennen. Mehrere der Flüsse sind fischreich; die Waldungen haben Geflügel und Wildpråt, besonders Schweine; kurz, sie sind bey ihren Talenten von der Natur mit allen Bedürfnissen des Lebens für das dortige Klima auf das Beste versehen. Aus allem diesem ergibt sich die furchtbare Wildheit der sich selbst überlasse-

nen Neger, die selbst durch jahrelange blutige Fehden nicht ausgerottet werden konnten.

Handel.

Die holländischen Besitzungen auf Guiana waren seit vielen Jahren von grosser Wichtigkeit. Nichts desto weniger war der innere Zustand der westindischen Kompagnie fast niemahls sehr blühend. Der bisherige Zustand Hollands hat den Werth der Etablissements anjetzt noch beträchtlich vermindert und sie wurden sogar im Jahre 1804 von den Britten besetzt.

Es ist jedoch mehr als wahrscheinlich, daß bey einem künftigen dauerhaften Frieden, bey mehrerem Urbarmachen des Inneren des Landes, bey vernünftigerer und menschlicherer Behandlung der dortigen Sklaven, bey zweckmässigerem inneren Haushalt der westindischen Kompagnie, der Gewinn dieser Niederlassungen mit jedem Jahre zunehmen wird. Hier sind indeß einige Angaben, die zur Probe dienen mögen, was sich unter diesen Bedingungen von dort erwarten läßt.

Surinam lieferte im Jahre 1775 von seinen 430 Plantagen 20,144,244 Pfund Kaffee; 20,255 Faß Zucker; 733,338 Pfund Cacao und 144,428 Pfund Baumwolle.

Hier sind die geringeren Artikel: z. B. Färbeholz, Tamarinten, Vanille, u. s. w. nicht in Anschlag gebracht.

Rähnal giebt diesen Werth noch höher an. Zu dem Handel sollen in diesem Jahre 54 Schiffe von Surinam nach Holland dagegen aber 63 von dort nach Surinam, gegangen seyn, und nur der Gewinn der Fracht über 1,400,000 Liv. betragen haben.

Von Berbice haben die öffentlich bekannt gewordenen Nachrichten nur diejenigen Produkte angegeben, welche Amsterdam von dort erhielt, welches freylich der größte Theil vom Ganzen ist.

Im Durchschnitte für die drey Jahre 1777.— 1779 betrug dieß an Kaffee auf 1,300,000 Pfund; an Zucker auf 400 Fässer; an Baumwolle 180,000 Pfund und an Cacao 45,000 Pfund.

Von Essoquebo und Demerary hat Ricard uns gleichfalls nur mit dem bekannt gemacht, was nach Amsterdam in eben diesen Jahren verschifft worden ist. Dieß betrug im Durchschnitt in runden Zahlen gegen 1800 Fässer Zucker; 1,700,000 Pfund Kaffee und 193,000 Pfund Baumwolle, ohne den Tabak zu rechnen, der ein Paar hundert Fässer ausmachte.

Neuere Schriftsteller setzen den Werth der Produkte, welche Holland aus seinen amerikanischen Etablissements zieht, auf 24 Mill. holländischer Gulden. Hiebey werden nach ihren Angaben über 150 Kauffahrteyschiffe und mehr als 4000 Matrosen in Bewegung gesetzt.

Topographie.

Das von Malouet als trefflich regiert dargestellte holländische Guiana begreift die Kolonieen: 1) Essequebo; 2) Demerary; 3) Berbice; 4) Surinam. Letztere ist die wichtigste und eine von den erheblichsten und reichsten Kolonieen der Europäer in ganz Amerika. — Die merkwürdigsten Orte sind:

Paramaribo, die schon oben erwähnte Hauptstadt des holländischen Südamerika, und der Sitz eines Gouverneurs. Sie zählt über 1200 Häuser und ist am rechten Ufer des Flusses Suriname gelegen, dessen Eingang durch die beyden schräg einander gegenüber liegenden Schanzen Leyden und Purmerent und höher hinauf durch das Fort Amsterdam geschützt wird. Die Stadt bildet ein länglichtes Viereck; ihre geraden Strassen sind zugleich die schönsten Alleen von stets Blüthen und Früchte tragenden Citronen- Orangen- Pompelmuß- und Tamarintenbäumen. Dabey macht der kiesige Boden mit Muschelschaalen

überworfen, das Gehen so angenehm, wie in den schönsten Gartenwegen Englands. Die Summe aller weissen Einwohner schätzt man auf 5000, dagegen die der Neger oder Sklaven auf 75,000! Die Strassen von Paramaribo sind sehr lebhaft. Man sieht hier fast beständig alle vier Welttheile neben einander, nicht nur an Menschen, sondern auch an Produkten, und das unaufhörliche Hin- und Herfahren der Barken, Canots und Schiffe, oftmahls mit Musik begleitet, die vielen Wimpel und Flaggen, die Gruppen sich badender Knaben und Mädchen, dieß alles bringt ein höchst angenehmes und interessantes Schauspiel hervor.

Sonderbar ist es aber, daß in einem so reichen Orte die edlen Metalle als Münze höchst selten sind. Fast aller Handel geschieht in Papiernoten von 5 engl. Schilling bis zu 50 Pfund Sterling. Uebrigens ist Paramaribo ein äusserst theurer Ort.

Die übrigen bedeutenden Plätze sind Demerary, Essequebo, Torrarna. Auch finden sich einige Missionen der evangelischen Brüder; jedoch mehr im Innern des Landes, wo auch die Neger einige Ortschaften haben. Bemerkenswerth ist endlich die von (zum Theile sehr reichen) Juden bewohnte Stadt Savanne.

Feuerland.

Man nennt diesen Erdtheil auch die Terra del Fuego, Inseln, welche durch die magellanische Strasse von Patagonien getrennt werden, und zwischen 52° 38′ und 55° 45′ südlicher Breite und dem 66° 13′ bis zum 75 westlicher Länge von London liegen. Eigentlich besteht es aus einer grossen Insel, neben welcher noch mehrere kleinere liegen, unter andern Staatenland, die durch eine 5 Meilen lange und 3 Meilen breite Meerenge, le Maire genannt, von der obigen getrennt wird. Die südlichste Spitze von Amerika, das Cap Horn liegt hier auf der Insel l'Hermite unter Feuerland.

Diese grosse Insel hat nördlich hohe, kahle Berge, in deren Nähe die Thäler, selbst mitten im Sommer mit Schnee bedeckt sind. Von den Küsten aus sehen wir nichts als ungeheure Schneegebirge ohne Gras, ohne Gebüsche, alles nackt und kahl. Aber eine unzählbare Menge von Quellen haben hier ihren Ursprung; Schneewasser füllt die Gründe zwi-

schen den Bergen und vielfache Echo vermehren den Schall des Geräusches naher Wasserfälle. Kurz, an der Meerenge ist die Insel öde und schauderlich. Die Ostseite ist nicht so grauenvoll; da ist die Luft, wiewohl noch immer sehr kalt und selbst in Sommernächten bis zum Erfrieren, doch im Ganzen zu ertragen; man sieht auch einige Pflanzen, als: Moos und Sellery, ein bewährtes Mittel gegen den Scharbock, das die Natur auf den meisten und selbst ödesten Inseln gedeihen läßt, hie und da auch Waldungen.

Immerwährende Nebel umschleyern die Küsten. An einigen Orten dringt das Meer tief ins Land ein und bildet Häven, in welchen kleine grünbewachsene Inseln von den dunkeln Felsengruppen mahlerisch abstechen. Aber so rauh und abschreckend Feuer- und Staatenland auch sind, obgleich hier nur Seelöwen, Robben, thranigte Seevögel, Muscheln und Seeschnecken, eine dürftige und eckle Nahrung gewähren: so findet man auf diesen Inselgruppen dennoch Menschen. Es sind die Pescheräh s, ein Völkchen von kaum 2000 Köpfen. Sie sind klein, mager, häßlich, haben kleine Augen voll Blödsinn, schwarze, unordentlich um den Kopf hängende, vom Fett glänzende Haare, ein sparsam mit Barthaaren besetztes Kinn, breite Schultern und Brust, starke Knochen, krumme Beine, einen hageren und dünnen Leib.

Die Haut der Pescherähs ist dunkelgelb und bräunlich, bey einigen mit weissen und rothen Streifen bemahlt. Ihre vornehmste Speise ist Fett und das Fleisch der Seekälber, wenn es auch halb verfault seyn sollte. Sie tödten diese Thiere mit Pfeilen und knöchernen Wurfspießen und fahren auf diese Jagd in Kähnen, die aus Baumrinden kunstlos verfertiget sind, und 5 bis 8 Menschen fassen. Seewolfshäute sind ihre Segel, und die Decken ihrer armseligen Hütten. Feuer haben sie immer bey sich, selbst in den Kähnen, weil die Kälte kaum erträglich ist. Sie scheinen gegen alles gleichmüthig und nicht im Geringsten neugierig zu seyn. Sie sowohl als ihr Geräthe und was sie sonst um und an sich haben, verbreitet wegen des vielen Fettes einen unerträglichen Geruch. An Geistesfähigkeiten ist bey diesem armseligen Volke nicht zu denken. Ihre Dummheit ist zum Sprichworte geworden. Sie haben, wie man behauptet, gar keine Sprache; nur manchmal lassen sie das Wort: P e s c h e r ä h hören. Daher ihr Nahmen.

Die Waffen der Pescherähs beweisen einige Verständigkeit und Industrie. Ihre Bogen sind sehr nett gemacht, und das Holz der Pfeile ist trefflich polirt. Die Spitzen der Pfeile von Kristall oder geschliffenem Schiefer werden nur bey dem Anlaß zum wirklichen Gebrauch aus einem eigenen Beutel herausgenommen und auf eine sehr geschickte Weise eingesetzt. Indeß entsprechen diese Waffenstücke der



J. Blaschke sc.

Die Pescherähs in ihrer Hütte.

Schwäche des Arms, der sie gebraucht. Ihre Lanzen haben Spitzen von Fischknochen mit Widerhaken. Selbst dieses arme Völkchen wird von Leuten aus seiner Mitte getäuscht, die sich für Zauberer und Aerzte ausgeben.

Man hat eine Dorfschaft aus 14 Hütten der rohesten bienenkorbartigen Bauart mit 50 Personen gefunden. Man hat Ursache zu glauben, daß einige Stämme dieser Nation besser gestaltet und genährt seyen, als die übrigen. Zudem scheinen sie Freunde vom Reisen zu seyn; denn bald trifft man sie an den Küsten von Magellanslande, bald an der Ost- bald an der Westseite der so eben besprochenen Terra del Fuego.

Alle Reisenden kommen darin überein, daß man der beleidigten Geruchsnerven wegen, von diesen Menschen gern bald möglichst Abschied nimmt; einige aber schildern sie als ein muntres, gefälliges, übrigens aber ganz ungebildetes Völkchen.

Auf der Nordseite von Staatenland sind die Neujahrsinseln, ebenfalls rauh und unfruchtbar.

Neu-Georgien und Sandwichland.

Neu- oder Süd-Georgien liegt zwischen dem 54ten und 55ten Grad S. B., ist mitten im Sommer auf seinen Felsen fast bis zur Wasserfläche mit Schnee bedeckt, und bringt nicht mehr als 2 Pflanzenarten, Dactylis und Ancystrum nothdürftig hervor. Eine Insel an der Südspitze heißt Coopers-Insel. Dieses Neu-Georgien ist nicht mit dem im Jahre 1788 von Schortland entdeckten zu verwechseln.

Sandwichland, gleichfalls eine Insel, liegt vier Grade näher dem Südpole, ist ausser einigen Klippen ganz mit Eis und Schnee bedeckt, und nährt keine einzige Pflanze. Seine Südspitze liegt unterm 38° 55′ S. B. Nördlicher sind die Saunders-Insel und die Lichtmeß-Inseln (Caudlemass Islands).

Eldorado,

nach den neuesten Nachrichten.

Die Nachforschungen nach dem berühmten Goldlande Eldorado von Pizarros Zeiten (1527) bis zum Jahre 1780 beruhten nicht bloß auf den Träumen einer durch Habsucht entzündeten Einbildungskraft, sondern auch auf mehreren nicht unwahrscheinlichen Nachrichten. Die ziemlich kultivirte und kriegerische Nation der Omegas, welche in eine Kaste der Krieger, und in eine der Ackerleute zerfällt, hat nach dem Geschichtschreiber Oviedo, und den, im Jahre 1780 erhaltenen Berichten, am östlichen Ufer des Sees Parima ihre wohlgebaute Hauptstadt, und sie liegt unter dem 63ten Grad westlicher Länge von Paris, und dem 3ten Grad nördlicher Breite, im südlichsten Theile des Spanischen Gujana, unfern von den Grenzen der Portugiesischen, Französischen und Holländischen Besitzungen.

Die Guaykas-Indianer, ein klein gebauter Menschenschlag, verhinderten Herrn Al-

xander von Humboldt bey seiner Rückfahrt aus dem Rio Negro in den Orinoko, bis zum See Parima vorzudringen. Doch berichteten sie ihm, daß dieser See von geringem Umfange und von weniger Tiefe sey, und daß sowohl seine Ufer als einige Inseln in selben von Talkstein wären. Dieser Bericht scheint nun auf eine sehr natürliche Art das Mährchen vom Gold- und Silberreichthum des Landes zu lösen, wenn man bedenkt, daß die Sonnenstrahlen dem Talk einen gold- und silberähnlichen Schimmer mittheilen können, wodurch fremde Indianer und Spanier eben so getäuscht wurden, wie es den Letztern zur Zeit der Eroberung Mexikos bey dem Anblick der Mauern von Tlascala erging.

Iu-

Inhalt des Achten Bandes.

Seite

II. Westindien.

Skizzirte Uebersicht 3
Lage. Natürliche Beschaffenheit. Klima . 8
Naturprodukte 12
Handel 30
Einwohner. Die Eingebohrnen . . . 37
Angesiedelte 46
Eintheilung. Spezielle Uebersicht und Topographie 65

Grosse Antillen.

Cuba 67
Jamaika 69
St. Domingo 71
Porto Rico 73

Seite

Kleine Antillen, oder Caraibische Inseln.

Die Caraibischen Inseln 74
Die Bahama- oder Lukayesinseln . . 80

III. Südamerika.

Reich Neugranada.

1) Terrafirma 86
Lage. Grenzen . . . . . . —
Klima. Bildung des Bodens. Gewässer —
Naturprodukte 90
Einwohner 95
Handel 101
Bürgerliche und militärische Landesverfassung 104
Kriegsmacht 107
Finanzen . . . . —
Topographie 113
2) Quito 127
Lage. Produkte . . . . . —
Klima. Gewässer. Gebirge . . . 129
Topographie 132

Königreich Peru.

Lage. Grenzen. Grösse 134
Natürliche Beschaffenheit. Klima . . 135
Bildung des Bodens. Produkte . . 137

Seite

Gewässer 153
Handel 157
Ueberbleibsel der Peruvianischen Vorzeit . 160
Einwohner 163
Eintheilung und Topographie . . . 198
Die Audiencia de Lima . . . 190
Die Audienz von Chili . . . 202

Das Reich Rio de la Plata.

Lage. Grenzen. Grösse 213
Natürliche Beschaffenheit. Klima 214
Gebirge. Gewässer. Produkte . . . 216
Einwohner 229
Eintheilung und Topographie . . . 249

Magellanien oder Patagonien.

Nahme. Lage. Grenzen. Grösse . . 252
Klima. Boden. Bewässerung. Produkte 253
Einwohner 255

Die Falklands-Inseln. 259

Das Königreich Brasilien, oder das portugiesische Südamerika.

Nahme. Lage. Grenzen. Grösse . . 261
Klima. Boden. Gewässer 262
Naturprodukte 265
Landwirthschaft. Handel. Gewerbe . . 268
Einwohner 271

Seite
Staatsregierung, Einkünfte und Kriegsmacht 276
Topographie 278

Französisches Südamerika. 300

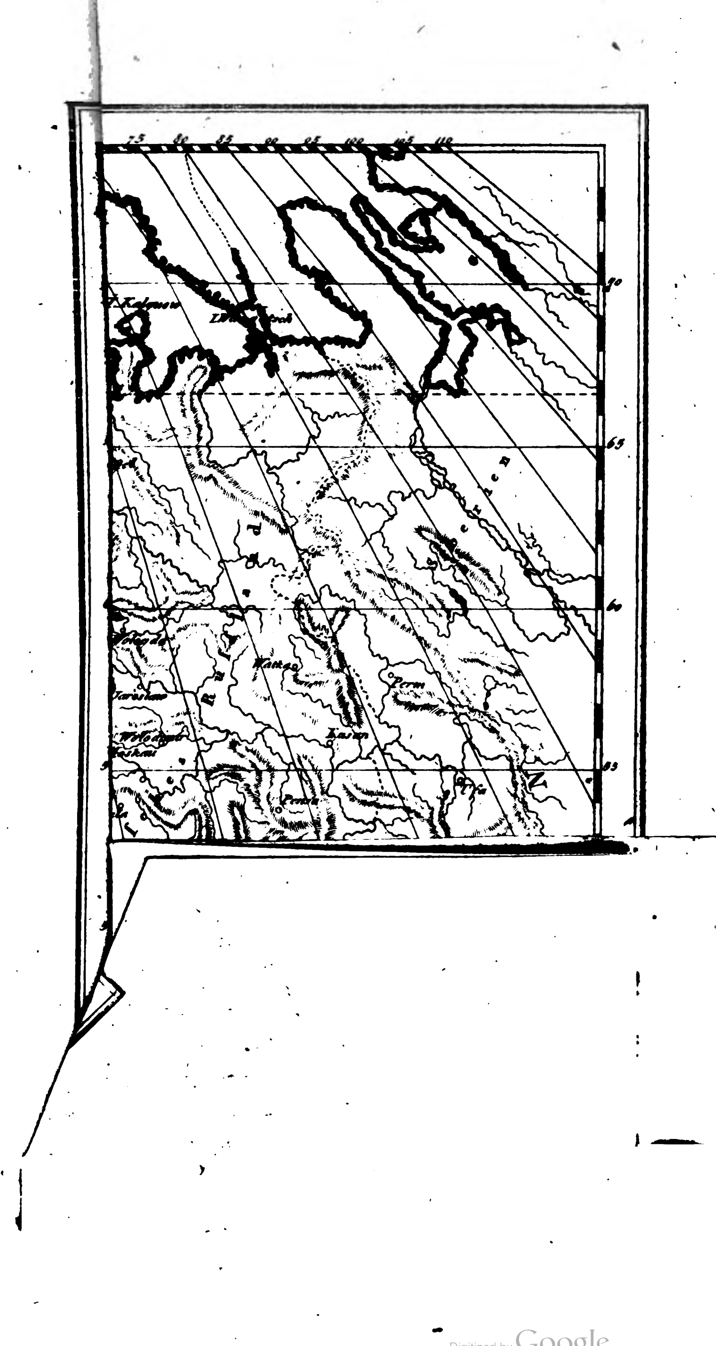
Batavisches Südamerika, und Darstellung Gujanas im Allgemeinen.

Lage. Grenzen. Grösse . . . 304
Klima. Boden. Gewässer. . . . 305
Naturprodukte 307
Einwohner 314
Handel 326
Topographie 328

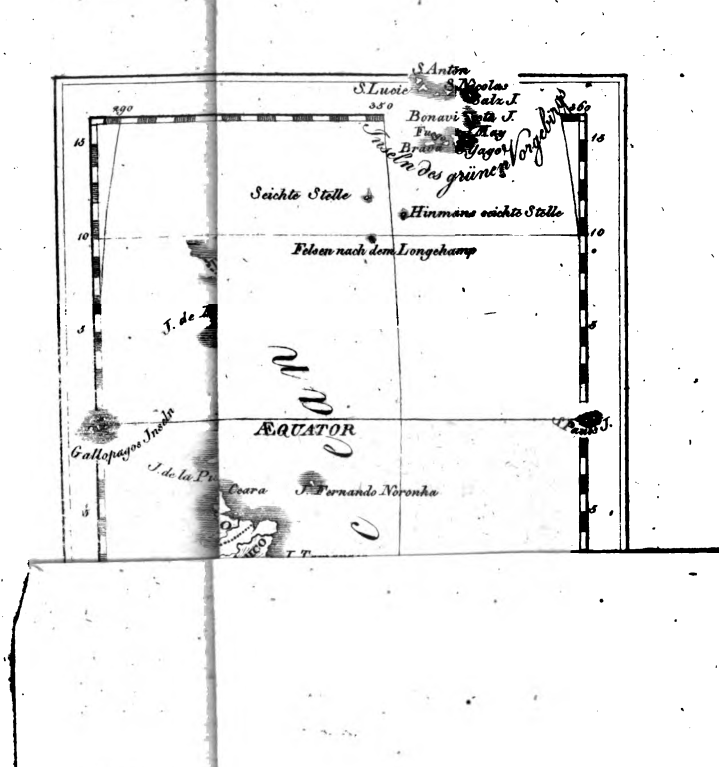
Feuerland. 330

Neu-Georgien und Sandwichland 334

Eldorado. 335



75
80
85
90
95
100
105
110
70
65
60
55
Jaroslaw
Kasan
Perm
Penza
Ufa



S. Anton
S. Lucie
S. Nicolas
Salz J.
Bonavista J.
Brava
S. Jago
Inseln des grünen Vorgebirg
Seichte Stelle
Hinmans seichte Stelle
Felsen nach dem Longchamp
ÆQUATOR
Gallopagos Inseln
J. de la Pu
Ceara
J. Fernando Noronha
290
350
360
15
10
5